gr.
08
hagen
r und
inder

Biogr.
1108 v
C1

<3663413708001 7

<3663413708001 7

Bayer. Staatsbibliothek

Finder und Erfinder.

Finder und Erfinder.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Friedrich Spielhagen.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von L. Staackmann.
1890.

Spielhagen
Finder und
Erfinder
1

435
37F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Otto Türr in Leipzig.

Vorwort.

Ich bin sonst kein Freund von Vorworten. Wenn das Buch nicht für sich selbst spricht, habe ich immer gemeint, wird ihm ein Vorwort auch den Mund nicht öffnen. Mache ich nun von meinem Prinzip in diesem Falle eine Ausnahme, so ist es, weil er denn doch — in meiner Praxis wenigstens — ein ganz besonderer ist. Man kann in einem langen Leben bei dem nötigen Fleiß viele Romane schreiben, aber nur eine Autobiographie. Nun thut man ja bei jenen Gewohnheitssünden, als ob die fürchterlichste aller von seiten des Lesers aufzuwerfenden Fragen: Was geht mich die Geschichte an? gar nicht möglich sei; aber bei dem Specialdelikt einer Autobiographie drängt sie sich dem Unverbesserlichen allzuheftig auf. Wie denn? Da steht der Mann seit dreißig und einigen Jahren an dem litterarischen Markt, immer auf demselben Platz. Seine Ware hat sich auch nicht verändert. Höchstens zum schlimmeren. Das sind dieselben Töpf' und Krüge, die er bereits feilbot, als wir noch in die Klippschule gingen. Wenn sie jetzt vielleicht ein wenig sauberer gearbeitet sind: mit zierlicheren Ornamenten und dergleichen — der kühne Schwung der Formen, der uns so anzog, die kräftigen Farben, die uns in die Augen stachen — sie sind dahin. Und wären sie es nicht, wäre alles beim alten geblieben — mein Gott, es ist eben das Alte, Veraltete, umsomehr, wenn es blieb, wie es war, sich nicht den Anforderungen einer neuen Zeit accommodieren konnte:

unserer Zeit, in der wir das Wort haben, Stoff und Form der Ware bestimmen und den Marktpreis normieren.

Merkwürdigerweise ist nun gerade dieser Ein- und Widerspruch, der mich von meinem Unternehmen hätte zurückschrecken sollen, das gewesen, was mich in erster Linie bewogen hat, mich ihm zu unterziehen. Ist die Ware veraltet, hat sie nur noch geringen, vielleicht keinen Wert mehr, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie demnächst vom Markte verschwinden, in die Rumpelkammer geworfen werden wird, und es also die höchste Zeit ist, sie für die Kunst-, oder Kunstgewerbe-Geschichte, oder, wie man die Specialität sonst nennen will, zu retten. Wo denn gewissenhaft beschrieben werden mag: welches Material man zu ihrer Herstellung zu nehmen pflegte; welche Formen man bevorzugte; welche Methoden man bei der Bereitung anwandte, und was dann sonst noch in das Kapitel gehört. Dergleichen Regesten anzufertigen, geziemt sich ja für ein Kulturvolk, das nicht allein in der Gegenwart leben, sondern auch seine Vergangenheit verstehen will, und wäre es nur, um aus dem Vergleich der bescheidenen Leistungen der Väter und dem, was die Söhne Herrliches vollbracht, einen höchst angenehmen Schluß auf der letzteren ganz besondere Tugend und Leistungsfähigkeit ziehen zu können.

Nur daß sie — die Söhne — dabei eines nicht vergessen mögen. Wie sie heute zweifellos die jungen sind, so wird, wenn sie's erleben, nicht minder zweifellos ein Tag kommen, wo sie wiederum die Alten sein und die dann Jungen genau so wieder von ihnen denken und sprechen werden, wie sie heute über uns, die Alten, denken und sprechen.

Vielleicht ist das eine Erwägung, die in nachdenklichen Gemütern den Entschluß reifen läßt, die Vergangenheit, bevor sie gänzlich mit ihr brechen, daraufhin anzusehen, ob

sie denn wirklich so durchaus wertlos geworden; ob nicht dies oder jenes von ihr unverwüstlich sich in die Gegenwart hinüber gerettet hat; ja, ob die Gegenwart, die mit jedem Tage, der dahinsinkt, mit jeder Stunde, die verrauscht, bereits wieder Vergangenheit wird, überhaupt ein solides Etwas sei, auf das man mit auch nur einiger Sicherheit bauen könne.

Die Philosophen bestreiten es. Ihr Gemunkel wird den thätigen Mann nicht schrecken und ihn nicht hindern, den Tag auszunutzen, wie er kann; aber zur Vorsicht, wie gesagt, mag es ihn doch mahnen: zu einer billigeren Beurteilung der Vergangenheit, zu einer bescheideneren Wertschätzung der Gegenwart und ihrer Leistungen.

Besonders wenn er sich, in der Verbindung dieser Ideen, des Wortes aus dem Munde des weisen Ben Akiba erinnert, daß alles schon dagewesen sei.

Zum Beispiel in der Litteratur.

Ich erkläre hier, daß ich die Strebungen unserer jungen und jüngsten Litteratur mit größter Teilnahme verfolge. Ich erblicke in ihrem entschlossenen Vorgehen die völlig berechtigte Sorge, von der machtvoll fortschreitenden Wissenschaft, von dem sich so gewaltig ausgestaltenden Leben überholt zu sehen. Ich begreife, wie sie — die junge Litteratur — in dieser Sorge sich unter die Botmäßigkeit von Wissenschaft und Leben stellt, indem sie die Resultate der ersteren für sich zu verwerten und sich dem letzteren mit möglichst kopistischer Treue anzunähern und auzuschmiegen sucht. Sie spricht zur Wissenschaft: „Du kannst nichts lehren, wozu ich, mich zu bekennen, nicht den Mut hätte.“ Sie sagt zum Leben: „Du kannst nichts aufdecken, und wäre es noch so furchtbar und grauenhaft, das ich nicht darzustellen wagte.“ — Wer, wie die Dinge heute liegen, in diesem Wagemut

unserer jungen Litteratur nicht sowohl ihr gutes Recht sieht, als ihre ganz unabweisliche Pflicht, stellt sich damit das Zeugnis aus, daß er in Wahrheit zu dem im schlimmen Sinne Alten, d. h. den Veralteten gehört. Einer Litteratur verbieten wollen, den Anforderungen ihrer Zeit zu entsprechen; sich jedes Stoffgebietes zu bemächtigen, das ihr die Zeit erschließt; nach neuen Formen zu suchen, in welchen dieser neue Stoff auszuprägen sei, heißt einfach ihren Tod wollen, oder sie zu einem kläglichen, nichtswürdigen Vegetieren verdammen, das schlimmer ist als der Tod. Also, weg mit dem Kopfschütteln, der Totengräbermiene, den moralisch ästhetischen Achs und Ohs! Wir Alten haben, als wir jung waren, es nicht anders gemacht, und wenn wir es etwa zu etwas gebracht, verdanken wir es einzig und allein dem, daß wir uns ebensowenig an die Achs und Ohs kehrten.

Aber — es muß ja nach Thackeray bei allem ein Aber sein — eines ist sehr zu bedenken. Nämlich: ob dem Flügelroß, dem man so den Wettlauf mit der Lokomotive zumutet, nicht am Ende doch der Atem ausgehen, und sein Reiter gezwungen sein wird, es laufen zu lassen (wenn es noch laufen kann) und sich zu dem Führer auf die Lokomotive zu stellen. Der dann natürlich dem sich neu anbietenden Kollegen bedeutet, daß er Manns genug für sein Geschäft sei, der sehr fraglichen Beihilfe in keiner Weise bedürfe, und der andere deshalb sich seines Weges trollen möge. Da wäre nun freilich der arme Pegasus zu schanden geritten, die Lokomotive ohne ihn davon gefahren, und der Mann hätte sich, sozusagen, zwischen zwei Stühle gesetzt.

Ich möchte unsere junge Litteratur warnen, in diese böse Lage zu geraten. Daß sie auf dem besten Wege dazu ist, könnte nur etwa sie selbst in Abrede stellen.

Nicht, als ob ich glaubte, die böse Lage könne ihr und — bei der Solidarität der modernen Litteraturen — der gesamten Dichtkunst den Untergang bringen! Mag die Wissenschaft noch so stolz ihr Haupt erheben, mag das Leben Bahnen einschlagen, die zu Ende zu denken uns schwindelt — so lange Menschenhirne sinnen und Menschenherzen klopfen, wird es eine Kunst, wird es eine Poesie geben; wird es Menschen geben, die sich nicht begnügen mit dem, was sie der in das wirkliche Leben spürende Blick finden läßt, sondern die der Dämon treibt, zu dem Gefundenen anderes zu finden, was erst die Vervollständigung und Erfüllung des Gefundenen bringt und, indem es sich mit jenem vermählt, ein drittes hervorgehen läßt, das sich nie und nirgends begeben hat, noch begeben kann und doch unser enges Dasein ins Unendliche erweitert.

Denn dies ist mir sicher: der Poet, nenne er sich einen Idealisten oder Realisten oder Naturalisten oder wie immer, muß — er mag wollen, oder nicht — Finder und Erfinder sein, gerade so, wie der Mensch — er mag wollen oder nicht — Hammer und Amboß in jedem Augenblicke seines Lebens sein muß.

Das nun an einem Beispiele, welches mir am nächsten lag, nämlich: an dem meines eigenen litterarischen Lebens bis zum Abschluß etwa der „Problematischen Naturen" nachzuweisen, war jene erste Absicht, von der ich ausging, als ich mich zu dieser Arbeit niedersetzte, und weshalb ich ihr den Separattitel, den sie führt, gegeben habe. Ob ich bei meinem Schaffen immer im Stande gewesen, die beiden Fundamental-Thätigkeiten in der wünschenswerten Gleichkraft spielen zu lassen; ob ich nicht bald nach dieser, bald nach jener Seite des Guten so viel gethan, daß daraus ein Übles wurde — das sind für mich keineswegs gleichgültige Fragen — im

Gegentheil! Gerade auf ihre Beantwortung kommt es mir an. Gerade darauf möchte ich die Aufmerksamkeit des jüngeren Gefährten lenken, während ich ihn in meiner Werkstatt herumführe, ihm von den anfängerischen Mühen und Nöten erzähle, von den vielen verfehlten Versuchen, und wie ich — dessen darf man sich ja bescheidentlich rühmen — Tamerlans Ameise gleich, immer von neuem die den zu schwachen Schultern entsunkene Last aufgegriffen, die glatte Wand emporgeschleppt habe, bis ich es endlich zu stande brachte. Was? Sicherlich nicht, was er erstrebt. Warum hätte er auch sonst die dreißig oder vierzig Jahre Arbeit, auf die ich zurückblicke, vor sich! Aber auf das Was? kommt es hier wirklich erst in zweiter Linie an. Durchaus in erster auf das Wie?, das nach möglichst allen Seiten klar zu legen, eben die vorzüglichste Aufgabe dieser Blätter ist. Nebenbei habe ich immer gefunden, daß in künstlerischen Dingen das Was? und Wie? in einem gar engen Zusammenhange stehen, und man sich nur über das eine gegenseitig klar zu werden braucht, um sich über das andere mit ziemlicher Sicherheit zu verständigen. Auf jeden Fall wünsche und hoffe ich von ganzem Herzen, daß sein — des jüngeren Gefährten — „Was“ mit Apollos und der neun Musen gnädigem Beistand ein Großes und Herrliches werden möge, auf das die kommenden Jahrhunderte mit Stolz zurückblicken.

Soviel über den Specialtitel des Buches.

Der andere, der, obgleich er in bescheidenerem Druck hinterherkommt, doch eigentlich der Haupttitel ist, wendet sich an ein Publikum, von dem ich hoffe, daß es etwas größer sein wird, als das, für welches der erstere einen Fingerzeig geben sollte. An jenes Publikum, das glücklicherweise dem Poeten gern die von Horaz als obligatorisch erachtete Pflicht des prodesse schenkt, wenn er nur mit der

anderen: dem delectare rechten Ernst macht. Nicht, als ob ich so sicher wäre, ihm in diesem Buche so besonders Ergötzliches zu bieten! Aber ich getröste mich, daß sie, die ich jetzt im Sinne habe, wesentlich aus solchen bestehen, denen ich schon ein und das andere Mal durch meine Schriften ein Vergnügen bereitete, aus welchem Vergnügen dann bei ihnen der Wunsch sich regte, von dem Manne Genaueres zu erfahren, ihm einfach menschlich näher zu treten; — mit einem Worte: solchen, die bereits meine Freunde sind, oder, falls die nähere Bekanntschaft sie nicht enttäuscht, nichts dagegen haben, es zu werden.

Möchte doch die Enttäuschung nicht eintreten! Möchte ich doch alle, die das Buch gelesen, zu meinen Freunden zählen dürfen!

Noch eines, ein Nebensächliches, das aber doch auch erwähnt sein will.

Ich hatte bereits vor Jahren mit diesen Aufzeichnungen den Anfang gemacht und die fertig gewordenen Abschnitte in „Westermanns deutschen Monatsheften", die ich damals herausgab, veröffentlicht. Man wird es selbstverständlich finden, daß ich diese Fragmente — es sind ein paar Kapitel des zweiten Buches — die ich in dem Gesamtbilde nicht fortlassen konnte, demselben, überarbeitet und dem Tone des Ganzen angepaßt, eingefügt habe. — Einer wirklichen Entschuldigung aber wird ein anderes bedürfen. In meinem „Skizzenbuche" findet sich ein Aufsatz: „Aus meiner Jugendstadt", den ich gelegentlich für die (jener Zeit von Paul Lindau redigierte) „Gegenwart" schrieb. Es waren flüchtige Streiflichter auf meine Jugendzeit — ich dachte, als ich sie hinwarf, nicht an eine zusammenhängende Geschichte meines Lebens. Dennoch erwiesen sie sich, als es nun zu der Ausarbeitung einer solchen kam, so bedeutsam, daß ich

mindestens ein paar derselben wieder einfangen und dem neuen, größeren Zwecke dienstbar machen mußte. Es handelt sich um nur wenige Seiten, welche der Besitzer des Skizzenbuches hier noch einmal findet. Er wird mir hoffentlich die kleine, im Interesse des Ganzen geschehene Entlehnung verzeihen.

Ein letztes!

Die Entfernung des Autors vom Druckorte hat einigen Druckfehlern die ihnen erwünschte Gelegenheit geboten, auf dem Plane zu erscheinen. Glücklicherweise weisen sich die meisten der kleinen Kobolde auf den ersten Blick als das aus, was sie sind, z. B.: S. 57 letzte Zeile: „Spielbudenläden“ für „Spielwarenläden“; S. 70 Zeile 10 v. o. „Wawerleyer-Novellen“ anstatt: „Wawerley-Novellen“; S. 272 Zeile 4 v. u.: „Dezemberfeste“ anstatt „Dombaufeste“. Nur einer, soweit ich sehen kann, möchte mir nicht als ein Druckfehler, sondern als Unwissenheit ausgelegt werden, deren Vorwurf kein ehrbarer Primaner auf sich sitzen lassen würde, und jemand, der Welcker und Ritschl gehört zu haben sich rühmt, nicht auf sich sitzen lassen darf. Ich beziehe mich Seite 75, Zeile 6 v. u. auf ein Chorlied der Antigone, das als „das erste“ bezeichnet ist. Es ist selbstverständlich „das zweite“ gemeint.

Und nun, nach dieser kleinen Beichte, zu der Generalbeichte, wie, mit Goethes Erlaubnis, wohl jeder seine Schriften insgesamt nennen darf und seine Autobiographie gewiß nennen muß!

Berlin, im November 1889.

Der Verfasser.

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Buch.

Für bürgerliche Menschen pflegt die Familientradition eine wortkarge Muse zu sein. Kaum, daß sie noch von den Großeltern ein Weniges und das Wenige meistens auch nur gelegentlich, ohne rechte Folge und Zusammenhang zu berichten sich herbeiläßt. Fragt man sie nach den Urgroßeltern, so kann man schon von Glück sagen, wenn sie noch einen oder den andern Umstand aus ihrem lückenhaften Gedächtnis herausfindet. Die Regel ist, daß sie dem Frager jede Auskunft verweigert.

Freilich dürfte sie auch bei bestem Willen und nicht getrübter Erinnerung in den seltensten Fällen etwas mitzuteilen haben, das für andere als die zunächst Beteiligten — ich meine: die Frager selbst — von irgend einem wesentlichen Interesse wäre. Sie, nach denen gefragt wird, hatten eben nichts gethan, was sie aus der Menge heraushob: gemeine Soldaten in dem unübersehbaren Heere, das von Generation zu Generation den heißen Kampf um das kärgliche Dasein kämpft; tüchtige, brave Leute, nehmen wir an, die ihren bescheidenen Platz ausfüllten, ehrlich ihre Pflicht thaten, um dann ruhmlos zu ihren ruhmlosen Vätern versammelt zu werden.

Ein Umstand kommt hinzu, der die Gedächtnisschwäche besagter Muse zu erklären, allerdings auch zu entschuldigen geeignet ist. Man überläßt sie zu sehr ihrem natürlichen Hange der Vergeßlichkeit, hält sie nicht durch eifriges Nachfragen wach; fragt sie wohl gar nicht oder so spät, daß sie mit Fug und Recht für ihr Nichtmehrwissen sich auf die Wohlthaten des Verjährungsrechtes berufen kann. Und das letztere mit besonderem Rechte, wenn die späten Frager zu einer Familie gehören, in welcher das zweifelhafte Glück verhältnismäßiger Langlebigkeit sich durch ein paar Generationen fortgeerbt hat. Ein paar Generationen nur, die dann wohl ein volles Jahrhundert umfassen, zu dem, falls man noch eine Generation weiter zurückgeht, ein halbes Jahrhundert leicht hinzukommt.

Dieser durchaus nicht wunderbare, aber für den Beteiligten immerhin verwunderliche Fall ist der meinige.

Ich stehe, indem ich diese Zeilen schreibe, in meinem einundsechzigsten Lebensjahre. Mein Vater, im Jahre 1786 geboren, starb 1856, siebenzig Jahre alt. Sein Vater, dessen ältestes Kind er war, muß also, — bereits hier stoße ich auf eine Lücke in der Familientradition — falls er sich, wie landesüblich, in dem Anfang seiner dreißiger Jahre verheiratete, wenig nach Goethe und jedenfalls ein Lustrum vor Schiller das Licht der Welt erblickt haben. Mit meinem Urgroßvater würde ich bereits über Lessing hinaus, vielleicht bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts geraten.

Von diesem meinem Urgroßvater väterlicherseits

weiß die Erinnerung schlechterdings nichts mehr. Nur vermuten möchte ich, daß er an demselben Orte gelebt und dasselbe Amt bekleidet hat, wie sein Sohn, mein Großvater. Dieser aber lebte in oder doch bei dem Dorfe Tuchheim, — nicht weit von Genthin, in jenem Teile der preußischen Provinz Sachsen, der zwischen Elbe und Havel liegt und altmärkischer Boden ist, — seines Amtes herrschaftlicher Förster der gräflich Schulenburgschen Familie. Und wenn ich vermute, daß bereits der Vater des Großvaters dieselbe Stellung inne hatte, so ist es deshalb, weil mein Vater wiederum zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, ja, nach dem Tode desselben bereits in seine Stelle getreten war und sie auch Jahre hindurch verwaltet hat, bis er sich bewogen fand, die Jägerei als Gewerbe aufzugeben und sich einem andern Berufe zu widmen.

Vielleicht der erste, der auf diese Weise aus dem engen Kreise trat, in welchem sich seine Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten leiblich und geistig als dienende und in der guten alten Zeit hörige Leute bewegt haben mochten. Die Familie aber möchte ich als eine gut märkische in Anspruch nehmen. Ich habe dafür freilich außer jenem mutmaßlichen Erbförstertum nur einen Grund, dessen Beweiskraft allerdings zu wünschen übrig läßt: ich meine den Typ des Figürlichen, wie er deutlich genug bei vielen Mitgliedern meiner Familie angetroffen wird und der völlig identisch ist mit dem, welchen Franz Ziegler, einer der besten Kenner der Altmark und ihrer Menschen, als den durchgängigen der dortigen Bevölkerung bezeichnet:

„Er" — der Landwehrmann Krille — „war an

Gestalt (und Geist) das richtige Kind seiner märkischen Heimat. Etwa fünf Fuß vier Zoll groß, mit langem Oberleib, kurzen, kräftigen Beinen, breiten Schultern, tüchtigem Brustkasten und festen Rippen, die, ohne Rücksicht auf Taille, für Lunge und Leber hinreichend Platz gewährten, starken Armen, einem kräftigen Kreuz, war er der richtige Mann zu aller Arbeit und der richtige Tornisterträger. Aus seinem runden Kopfe, den braunes, etwas von Sonne, Regen und Wind verschossenes Haar bedeckte, sahen ein Paar blaugrauer Augen, die den fröhlichen, fast neckenden märkischen Ausdruck hatten, und seine gesunden, starken, weißen Zähne konnten alles, was eßbar war, leicht zermalmen."*)

Das ist, wenn ich der Körpergröße zwei Zoll zulege, Zug für Zug das leibliche Bild meines Vaters. Ich, der ich im übrigen durchaus seine Statur geerbt habe, bin sogar gewissenhaft genug gewesen, das von Ziegler angegebene Durchschnittsmaß des Märkers streng einzuhalten.

Übrigens kann die Familie, aus der ich väterlicherseits stamme, eine sehr verbreitete nicht gewesen sein. Den immerhin etwas wunderlichen Namen habe ich sonst in Deutschland nirgends angetroffen; und auch in der Mark, wohin ich die Heimat der Familie verlege, war er noch vor fünfzig Jahren äußerst selten, während allerdings die letzten Generationen durch zahlreiche Nachkommenschaft für seine weitere Verbreitung über die benachbarten Land-

---

*) Franz Ziegler. Gesammelte Novellen. I. S. 326.

schaften, besonders aber auch in Berlin, thätig gewesen sind.

Von meinem Großvater-Förster hat sich kein Konterfei, nicht einmal einer jener Schattenrisse erhalten, welche damals wohl die kahlen Wände kleinbürgerlicher Stuben zu schmücken pflegten; und ebensowenig von meiner Großmutter, der Frau Försterin. Die gesamte Tradition über sie ist in dem bescheidenen Umfang folgender Anekdote zusammengefaßt. Es war den Ortsarmen in Tuchheim verstattet, sich an bestimmten Tagen in den gräflichen Wäldern Raff- und Leseholz zu sammeln unter der Bedingung, daß sie sich beim Verlassen des Forstes mit dem gesammelten Bündel in der Försterei meldeten und über ihre Berechtigung auswiesen. Da kam es denn häufiger vor, daß sich in die Schar der Berechtigten solche einschlichen, die dieses Vorzuges ermangelten, und denen der Großvater vorschriftsmäßig die Bündel konfiszieren mußte. Nun war die Försterei so gelegen, daß der Weg in einer Schleife um dieselbe herumführte, und die vorne am Hause gewesen waren, auch die hintere Seite des Gehöftes zu passieren hatten. Da aber, an der Hofpforte, stand die Frau Försterin und machte gut, was der Herr Förster an der Hausthür hatte bös machen müssen, d. h. sie drückte den Armen, über die das Strafgericht ergangen war, ein reichliches Schmerzensgeld verstohlen in die schwieligen Hände. Und wenn die Prozession vorüber, das letzte Bündel konfisziert und der letzte Groschen verausgabt war, trafen sich, er von vorne, sie von hinten kommend, die beiden Gatten auf dem Hofe und lachten einander in die guten, ehrlichen Gesichter.

Ich gestehe, daß ich dieses Eine und Einzige, was ich von meinen Großeltern weiß, — sicher weiß; ich habe es aus dem wahrheitsliebenden Munde meines Vaters — nicht für eine lange Ahnengeschichte hingeben möchte. Und sollte ich darin fehlgehen, wenn ich in diesem schönen Verein treuer Pflichterfüllung und herzlicher Gutmütigkeit wiederum echt märkisches Wesen ausgesprochen finde?

Bin ich nun so in der wohligen Lage, der Großeltern froh gedenken zu dürfen, meine ich, dem Schicksal noch besonders dafür dankbar sein zu sollen, daß es mich aus einer Familie hervorgehen ließ, deren Leben sich Generationen hindurch in Wald und Feld abgespielt hat. In Wald und Feld, die auch mir, ihrem Nachkommen, von frühester Jugend an der liebste Aufenthalt gewesen sind, so sehr, daß ich das Stadtleben, in welches ich mich durch die Verhältnisse und von berufswegen eingeschlossen sah und sehe, stets als einen mir angethanen Zwang, als eine Beeinträchtigung meines Wesens empfunden habe und empfinde, — um mich dann, so oft ich solcher Notlage entfliehen durfte, in die Natur zu flüchten, wie ein Kind an den Busen der Mutter; in ihr zu leben als in meiner eigentlichen Heimat. Oder, wenn mir diese Wonne auf Wochen und Monate versagt war, von heimlicher Sehnsucht verzehrt zu werden und in dieser Sehnsucht, wo und wann ich in meiner dichterischen Arbeit die Natur zu schildern hatte, Töne zu finden, die aus dem Herzen kamen und so, wie das ja zu sein pflegt, leichtlich den Weg zu den Herzen anderer fanden.

Meinem Vater ist es wenigstens in den Jugend-

jahren vergönnt gewesen, diese herrlichste Lust der Liebe zur Natur, die auch bei ihm der eigentliche Nährboden seines Gemütslebens war, voll auskosten zu dürfen. Er ist ganz eigentlich im Walde groß geworden. Selbst der Weg zur Schule erforderte jedesmal eine halbstündige Wanderung durch den Wald, aus der dann im Morgendunkel zur Winters-zeit auch wohl eine stundenlange wurde, während der Knecht mit der Laterne durch den knietiefen Schnee vorausstampfte, hinter ihm mein Vater, als das älteste der Geschwister, in dessen Fußstapfen dann wieder die jüngeren traten.

Das Licht in der Laterne des braven Knechtes ist auf lange Zeit der einzige helle Punkt der Familientradition. Wenn sie wieder anhebt, sind Jahre verflossen, und die Idylle hat sich in ein Drama verwandelt. Die Tuchheimer Gegend ist von Franzosen überschwemmt; ein Haufe Marodeurs durch den Wald bis zu dem Försterhause gekommen, — hungrige, verwilderte Menschen, denen aus den Nachbardörfern, wo sie erbarmungslos geplündert und gewüstet haben, ein fürchterlicher Ruf vorausgeht. In dem Forsthause zu Tuchheim finden sie nicht viel. Man hat die Annäherung des Trupps rechtzeitig ausgekundschaftet, und der Vater — der Großvater ist inzwischen gestorben, und er ist, trotz seiner Jugend, das Haupt der Familie — seine Maßregeln klüglich getroffen. Die wertvolle Habe — sie dürfte in unsern verwöhnten Augen wertlos genug erscheinen — ist in den Wald gefahren auf einem Leiterwagen, an den die beiden Kühe aus dem Stall gebunden sind. Die Familie, von der jedes noch sein Bündel mit sich

schleppt, ist im Begriff, dem vorausgesandten Convoi zu folgen. Da thut der um ein paar Jahre jüngere Bruder meines Vaters einen Fehltritt und bricht sich ein Bein oder verstaucht sich in schlimmer Weise den Fuß — jedenfalls ist er unfähig, von der Stelle zu kommen. Der vorausgesandte Wagen ist längst im Walde verschwunden, im Verzuge äußerste Gefahr. Rasch entschlossen lädt sich mein Vater den Lahmen, Hilflosen auf die breiten märkischen Schultern und trägt ihn — wir müssen annehmen: in Absätzen — aber trägt ihn den weiten Weg über Stock und Stein bis zu dem bestimmten Versteck im Walde. Unterdessen lassen die Franzmänner an dem verlassenen Försterhause ihre Wut über die getäuschten Erwartungen aus, indem sie, was nicht niet- und nagelfest ist, wegschleppen, und dabei ein paar Goldstücke übersehen, welche — zweifellos die einzigen im Besitz der Familie — in der Übereile von den Fliehenden vergessen, auf der Kante der Kachelofenröhre, in ein Stückchen Papier gewickelt, liegen geblieben sind.

Ich vermute, es ist gelegentlich einer späteren Invasion gewesen, daß mein Vater in dem Tuchheimer Amtshause einer Schar von Offizieren, die sich, mit ihrem Marschall an der Spitze, dort einquartiert hatte, dann doch als Küchen- und Kellermeister aufzuwarten gezwungen war. Er hat den provisorischen Dienst, zu dem ihn seine Anstelligkeit und Gewandtheit auch besonders befähigten, gewiß gern verwaltet, nicht um der verhaßten Franzosen, sondern des gräflichen Amtmanns Francke willen, mit dessen Familie die Försterfamilie in freundschaftlichem Verkehr, ja in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnis stand. Das

letztere, vermute ich, durch die Frauen; wenigstens gehörten beide Familien in irgend einem Grade zu einer dritten, Namens Ziering, von der ein wohlhabendes und wohlwollendes Mitglied sich durch ein Legat verewigt hat, dessen Zinsen zur Unterstützung studierender Jünglinge der Gesamt-Familie verwandt werden und unter andern auch mir während meiner Studienzeit zu gute gekommen sind. Ob es eine richtige Vetterschaft war, welche meinen Vater und den ältesten Sohn besagten Amtmanns miteinander verband, wüßte ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß die beiden Männer, von denen der junge Francke später Oberbürgermeister von Magdeburg und als solcher auch in weiteren Kreisen bekannt wurde, sich Vettern nannten, ihr langes Leben hindurch in treuester Freundschaft verbunden blieben und — was mir immer höchst merkwürdig war — genau so dieselbe Hand schrieben, daß sie selbst die eine von der andern nicht zu unterscheiden vermochten.

Was nun dann meinen Vater veranlaßt hat, den Beruf des Forstmanns, zu dem er geboren schien und erzogen war, aufzugeben und sich dem Baufache zu widmen, habe ich nie erfahren. Ich vermute: es war in erster Linie die ihm früh zugefallene Sorge für die verwitwete Mutter und die jüngeren Geschwister, die den Guten, Gewissenhaften, in schönster Weise Selbstlosen, einen Weg einschlagen ließ, auf dem er hoffen durfte, die Mittel, deren er zur Erfüllung so schwerer Pflichten bedurfte, leichter oder doch sicherer zu erwerben. Womit ich nicht gesagt haben will, daß es nur die Not gewesen ist, die ihn aus seinem heimischen Forst in die Stätte der Men-

schen und so andere Verhältnisse führte. Sehr wohl mag er auch von dem Drang getrieben gewesen sein, seine Kräfte und Gaben auf einem höheren und weiteren Felde auszunutzen. War es der Fall, so hat er sich jedenfalls nach einer Seite nicht überschätzt. Er hat in seinem Fache zwar nichts Hervorragendes geleistet, aber sich überall und in schwierigen Verhältnissen als ein Baumeister bewährt, dessen Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit von seinen Vorgesetzten gebührend anerkannt wurden und ihn eine nicht glänzende, aber ehrenvolle Beamtenlaufbahn zurücklegen ließen. Wobei ihm für den Anfang dieser Bahn zu statten gekommen ist, daß man in jener Zeit an die Baubeflissenen hinsichtlich der Schulkenntnisse die heutigen Anforderungen nicht stellte. Oder aber man hat — was ich indessen nicht für wahrscheinlich halte — bei meinem Vater, vielleicht in Rücksicht seiner besonderen Verhältnisse, eine Ausnahme statuiert. Jedenfalls war der Schulsack, mit dem er ins Leben zog, nicht schwer gepackt: das Griechische ihm ein völlig Fremdes, und auch das wenige Latein, das er allenfalls in dürftigen Schulen und mangelhaftem Privatunterricht gelernt, hatte er in späteren Jahren so ziemlich bis auf das letzte Wort vergessen. Dafür hatte er die „Bauschule“ rite absolviert, sich während der Berliner Jahre eines näheren Verkehrs mit so ausgezeichneten Männern wie Schinkel und Beuth zu erfreuen gehabt; dann — in den praktischen Dienst getreten — ich weiß nicht welche Stellungen bekleidet, bis wir ihn Ende der zehner und Anfang der zwanziger Jahre in Magdeburg als Königlichen Wasser-Bauinspektor

wiederfinden. In Magdeburg hatte er sich im Jahre 1822 mit meiner Mutter vermählt.

Ich werde in einem anderen Zusammenhange die Charakteristik meines Vaters, die ich hier nur skizzieren konnte, weiter auszuführen und ebenso Natur und Wesen meiner Mutter zu schildern haben. Vorderhand möge mir, was die letztere betrifft, nur die trockene Notiz gestattet sein, daß sie — ungefähr zehn Jahre jünger als mein Vater — gewiß aus leidenschaftlicher Liebe für ihn, sich von einem ersten Gatten, einem angesehenen Kaufmann in Magdeburg, dem sie bereits zwei Kinder geboren, getrennt hatte — in aller Güte darf man sagen, soweit das bei einem im besten Falle traurigen Schritte möglich ist. Wenigstens war und blieb das Verhältnis der Geschiedenen einer- und das des ersten und zweiten Gatten andererseits ein durchaus würdiges, hinüber und herüber wohlwollendes, gewissermaßen freundschaftliches. Einer Kaufmannsfamilie in Stettin entsprossen, deren einst glänzende Verhältnisse der Krieg zerrüttet hatte, war sie nach dem frühen — wohl infolge jener Unglücksfälle verfrühten — Tode ihres Vaters, während die Mutter eine andere Ehe geschlossen, bei Verwandten in Magdeburg erzogen worden. Ob sie wirklich väterlicherseits von einer französischen Familie abstammte, die sich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in die Niederlande geflüchtet und von dort nach Deutschland verzweigt; ob diese dunkle Tradition nur eine Sage ist, die sich an den freilich verwunderlichen Familiennamen „Robrahn“ knüpft, der eigentlich „Robran“ gelautet haben soll — ich weiß es nicht zu sagen. Immerhin war es auffallend,

daß sie, deren Schulunterricht, wie ich aus späteren Mitteilungen weiß, ein höchst mangelhafter gewesen, ein fließendes Französisch mit dem reinsten Accente sprach, den sie schwerlich den französischen Occupationstruppen Magdeburgs während der Kriegsjahre abgelauscht haben konnte.

Als ich am 24. Februar 1829 zur Welt kam, war die Ehe meiner Eltern bereits mit drei Kindern — sämtlich Söhnen — gesegnet. Während der sechs Jahre, die ich in Magdeburg zu verleben hatte, wurde ihnen noch ein fünfter Sohn geboren und ein Töchterchen, das aber bald nach der Geburt starb. Diesen Verlust — wie ich gleich hier der Vollständigkeit halber hinzufügen will — hatten sie das Glück, ein paar Jahre später, als der Vater bereits nach Stralsund versetzt war, durch ein anderes Töchterlein ersetzen zu dürfen, welches dann das letzte Kind der Ehe geblieben ist. So hatte ich das Glück, inmitten einer zahlreichen Geschwisterschar aufzuwachsen. Ich nenne es ein Glück wie jenes, in einem Klima zu leben, das weder einen ewig blauen, noch ewig grauen Himmel bietet, sondern in welchem Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein erquicklich miteinander wechseln. Kommt doch selbst der Umstand, daß die Eltern einem jeden der Schar ihre Sorge nicht ausschließlich widmen können, den Kindern insofern zu gute, als es — wenigstens in den von Haus aus tüchtigen — eine frühere Selbständigkeit zeitigt. Und daß die so zu freierer Entfaltung bestimmten Bäumchen nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgen gründlich die geschwisterlich benachbarten. Auf der anderen Seite aber, wer, der in solcher kleinen Re-

publik groß geworden, vermöchte zu sagen, welche Welt von Anregungen für Geist und Gemüt, ja selbst eine wie heilsame Förderung seiner physischen Entwickelung er diesem beständigen, in Freud und Leid, Scherz und Ernst kaleidoskopisch wechselnden Kontakt mit den geschwisterlichen Genossen und Genossinnen verdankt! Ich begnüge mich hier, meinem Danke für die Wohlthaten, die mir aus dieser Quelle zugeflossen sind, einen allgemeinen Ausdruck zu geben. In der Folge werde ich gelegentlich einer und der anderen mir so gewordenen besonderen Gunst rühmend gedenken.

Nun gäbe ich viel darum, den Leser aus voller Überzeugung versichern zu dürfen, daß ich ein Kind gewesen bin, wie andere Kinder auch. Es scheint mir aber auf eine gewisse — ich will nicht sagen: Abnormität, sondern lieber: Wunderlichkeit meines Wesens hinzudeuten, daß ich mir in der Familie einen Spitznamen zuzog, der sich für ein Kind so wenig als möglich eignet, ja das genaue Gegenteil der Kindlichkeit bezeichnet. Man nannte mich — in sächsisch-märkischem Dialekt — „das alte Männeken". Gott sei Dank, hat man es nicht lange gethan — ich glaube, nicht über mein sechstes Jahr hinaus, — aber daß man es überhaupt und gerade während dieser meiner jüngsten Jahre thun konnte, ist mir auffallend und bedenklich. Um so mehr, als ich nichts weniger als ein kränkliches Kind war, bei dem scheue Zurückgezogenheit, trübsinniger Ernst, frühreif-altkluges Gebaren aus physischen Ursachen unschwer zu erklären sind. Meine physische Natur ließ scheinbar nichts zu wünschen; ja, es ist mir von meinen älteren

Geschwistern bestätigt worden, daß ich mich in den Knabenspielen vom frühesten auf durch Kraft, Gewandtheit, Dulde- und Wagemut hervorgethan habe. Dennoch muß in meiner Organisation irgendwo ein Zuviel oder Zuwenig gewesen sein, oder wie hätte mir sonst jenes Scherzwort anhaften können? Wohl nur ein auch in der Psychologie erfahrener Physiologe vermöchte über einen derartigen Fall, wenn er ihm in allen Einzelheiten vorläge, genügenden Aufschluß zu geben. Ich muß mich damit begnügen, jene Absonderlichkeit auf eine übergroße Reizbarkeit des Nervensystems zurückzuführen, welche die Beobachtung des Kindes zu früh herausforderte, den Eindrücken eine unverhältnismäßige Stärke gab und dem weichen Gehirn eine Arbeit aufnötigte, der es nicht gewachsen war, oder doch nur mit einer die kindliche Unbefangenheit beeinträchtigenden Anstrengung genügen konnte.

Nach heutigen Erziehungsgrundsätzen würden einsichtige und gewissenhafte Eltern mit peinlicher Sorge alles fernhalten, was jene Übergeschäftigkeit einer vor der Zeit aus der Dämmerung der Kindheit herausstrebenden Seele noch vermehren müßte. Vor zwei Menschenaltern dachte man in dieser Beziehung anders; oder — ich fürchte — dachte auch gar nicht, sondern ließ sich vom Zufall leiten, der es dann nach seiner willkürlichen Laune gut oder schlecht machte. Bei mir hat er es herzlich schlecht gemacht, indem er es so einrichtete, daß ich durch fortwährendes Fragen, ewiges Wissenwollen: warum dies so und jenes anders sei? allen Hausgenossen lästig fiel, und die Eltern sich frisch entschlossen, den winzigen, noch nicht vier-

jährigen Quälgeist in die Schule zu schicken. Es war freilich nur eine kleinste Privatschule, die der Küster der Thomaskirche, welche unserm Hause gegenüberlag, in seiner Wohnung hielt: indessen ich habe doch eine Zeit, die ich tausendmal besser verspielt hätte, in der dumpfen Stubenluft zwecklos versitzen müssen. Oder was in der Welt hat es mir genützt, daß ich auf diese Weise zwei oder drei Jahre früher als andere Kinder lesen und schreiben lernte? der würdige Ordinarius der Sexta der Vorbereitungsschule, der man mich ein Jahr später anvertraute, über ein solches ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommenes Phänomen von Gelehrsamkeit schier erschrocken war? Und die Prophezeiung des guten Mannes: ich würde es noch einmal weit bringen in diesem Leben — du lieber Gott, wie weit bringt es denn im besten Falle ein deutscher Schriftsteller?

Ich habe nicht die böse Absicht, den Leser in der Schulstube festzuhalten. Aber auch in die Kinderstube, in welche ich zu dieser Zeit noch gehörte, will ich ihn nicht führen; ebensowenig in Hof und Garten hinter dem Hause; auf die Gasse, die wenige Schritte von der Wohnung steil zu dem unmittelbar am Ufer des Flusses liegenden Teil der Stadt abfiel und im Winter zu den herrlichsten Rutschpartieen Gelegenheit gab; auf den Friedhof, über dessen eingesunkenen Gräbern hochaufgeschossenes Gras wehte, in der Wette mit den an langen Leinen von Pfahl zu Pfahl baumelnden Wäschestücken. Ich könnte ihm, wollte er mir auf diese unsere Spielplätze folgen, und auf den Weg zur Vorbereitungsschule, der über den Marktplatz und den „Breiten Weg“ führte, manches er-

zählen, das mindestens von meinem bis auf den heutigen Tag treuen Gedächtnisse für die Eindrücke so junger Jahre beredtes Zeugnis ablegte; doch scheue ich die Konkurrenz der Unzähligen, denen dasselbe Zeugnis zur Seite steht. Und so möge mir der Leser nur eine Reminiscenz verstatten, deren Inhalt doch wenigstens auf den Beruf, welchem ich später verfallen sollte, hinzudeuten scheint: wie nämlich der kleine Bursch, mit einer Schürze drapiert, von einem Stuhl in der Küche dem Dienstpersonal den „Alten Hans" deklamiert — die rührende Ballade von einem grauen Krieger, der beim „lodernden Schein" der Wachtfeuer abseits von den Kameraden sitzt, trauernd über den Verlust seines Pferdes, — eben jenes „alten Hans", — welches ihm, als sie „heut über die Alpenhöh" zogen, im Schnee versank und eben jetzt, während „der Feldherr" den Braven „mit gütigem Wort" tröstet, „durch die Nacht gesprungen kommt," vor Lust wiehernd, und seinen Kopf an des Greises Brust legt.

Daß ich das lange Gedicht bis auf den heutigen Tag Wort für Wort auswendig weiß, will nicht viel sagen: ich habe es seit jenem ersten Debut in der elterlichen Küche noch oft auf Schulaktus, oder — in früheren Jahren wenigstens — wenn man vor den Hausfreunden den stets Willigen zum Deklamieren aufforderte, recitiert.

Hier kann, vielmehr muß ich das Kapitel der Erinnerungen meiner ersten Kindheit schließen. Nicht, weil ich mittlerweile eben sechs Jahre alt geworden bin und Anstand nehme, mich noch im eigentlichen Sinne Kind zu nennen, sondern weil jetzt ein Ereignis eintritt, das nicht

nur einen scharfen Schnitt durch meine Erinnerungen macht, sondern auch tief in meine Entwickelung eingreift, ja für dieselbe in vielfacher Hinsicht richtunggebend geworden ist. Dieses Ereignis war, daß mein Vater im Frühjahr 1835 als Regierungs- und Baurat nach Stralsund versetzt wurde.

Die Weise, in der die Übersiedelung stattfand, ist charakteristisch für die Zeit, von der ich spreche; und so sei es mir vergönnt, ein paar Augenblicke bei der Schilderung derselben verweilen zu dürfen.

Daß die Fahrt nicht auf der Eisenbahn zurückgelegt werden konnte, dafür war in jenen Tagen gesorgt. Von Magdeburg nach Berlin, und von Berlin weiter nach Nordwest ins Pommernland hinein zogen sich, als einzig praktikable Kommunikationswege, die mit Pappeln oder krüppelhaften Obstbäumen bepflanzten Chausseen schier endlos, wenn sie, wie in unserm Falle, nicht einmal mit der Post durchmessen werden sollten. Das würde schon um deshalb unrätlich gewesen sein, weil so die beiden dem Vater gehörenden Wagen: eine „Vollchaise“ (mit Seitenledern statt der Fenster) und eine „Halbchaise“ (die sogar, wenn das Schutzleder heraufgezogen war, auch noch mit einem von der Decke heruntergelassenen Fenster verwahrt werden konnte) — ich sage: weil diese beiden Vehikel unbenutzt geblieben wären, ebenso wie die zwei Wagenpferde — ein Paar tüchtige, ausdauernde Füchse (nach ihren Lieferanten, zwei wackeren, dem Vater befreundeten Domänenpächtern, Koch und Eckert genannt). In der vierfitzigen Voll- und der zweifitzigen Halbchaise war die

aus sieben Personen: den beiden Eltern und uns fünf Jungen bestehende Familie offenbar bequem unterzubringen; und so gings denn in behaglichem Trabe und noch behaglicherem Schritt die staubige oder verregnete Straße dahin, voran die von den Füchsen gezogene und vom Kutscher geführte Halbchaise, hinterdrein die Vollchaise, für welche die Posthaltereien Bespannung und Lenker stellten. Daß „Koch und Eckert" sich nicht übernahmen, wurde mit gewissenhafter Sorgfalt verhütet, indem man die Tagestour nur auf vier, höchstens fünf Meilen bemaß und jeden dritten Tag einen Ruhetag sein ließ.

Unter besagten Umständen hätte die Reise, die man jetzt in ungefähr acht Stunden zurücklegt, auch ohne sonstige Unterbrechung mindestens vierzehn Tage in Anspruch genommen; nur daß wir, wenigstens solange wir uns durch die Provinz Sachsen bewegten, die Vetternstraße zogen, das heißt, wenn der Umweg nicht allzugroß war, von der Heerstraße abbogen, Befreundeten und Verwandten einen Abschiedsbesuch zu machen, der — hätte es sich sonst der Mühe gelohnt? — leichtlich auf eine halbe Woche oder so ausgedehnt wurde. Offenbar hatte es niemand von uns eilig: nicht der Vater, der seinen ihm für die Übersiedelung zugemessenen Urlaub ausnützen wollte; nicht die Mutter, der es überall behaglich war: in der engen Wagenecke, oder dem weiten Gutsbesitzerhause; und am wenigsten die Kinderschar, die es am liebsten gesehen haben würde, wenn diese für sie schlechterdings märchenhafte Fahrt ewig gedauert hätte.

Indessen, auch im Jahre fünfunddreißig kam man, war es des Schicksals Schluß, an den Ort seiner Bestimmung.

Es war ein Tag im Mai und bereits Abend geworden, als die Türme der alten Hansastadt durch leichten Nebeldunst vor uns aus der in sanften Wellen sich hindehnenden Ebene auftauchten. Wir hatten Zeit, uns die Situation einzuprägen: bald hinter Greifswald war auch die Chaussee zu Ende gewesen; die beiden Gefährte schlichen auf einer durch vorhergegangene starke Regengüsse aufgeweichten Landstraße mühsam dahin. Das ist auch wohl der Grund, weshalb ich mich der Stunde mit ihren Einzelheiten so genau erinnere, als sei seit ihr nicht über ein halbes Jahrhundert vergangen, sondern als habe sie dem gestrigen Tage angehört.

Das Verdeck ist von dem Wagen zurückgeschlagen, trotz der Trübe des Wetters, das jeden Moment einen neuen Regenguß bringen kann. Die Mutter lehnt in ihrer Ecke, mit den schönen, geistvollen Augen in gewohnter Weise ruhig um sich schauend. Der Vater steht aufrecht im Wagen und wendet das Gesicht, das sich braun aus dem gelben Nankingmantel abhebt, in sichtlicher Spannung bald hier-, bald dorthin, gelegentlich mit kurzen Worten die beiden jüngsten, die auf dem Vordersitz herumkrabbeln, zu einer Ruhe verweisend, an der es ihm selbst in diesem Augenblicke gebricht. Ist er doch nun in seinem „Reviere" wirklich angelangt! Links von der Landstraße, auf der wir uns hinschleppen, arbeitet man an der neuen Chaussee, die demnächst zu seinem Ressort gehören wird; rechts über die welligen Wiesengründe hinweg

liegt grau die breite Wasserstraße, die Rügen von dem Festlande trennt, und für deren gute Schiffbarkeit er in Zukunft verantwortlich sein wird.

Tiefe Rührung ergreift mich, gedenke ich dieser Stunde. Für die Eltern, wie immer sie sich die Zukunft ausmalen mochten, bedeutete sie doch den Anfang ihres Lebensabends; für uns Kinder, speciell für mich, den Beginn jener „Jugendzeit," aus der das Lied dem Dichter immerdar im Ohre klingt.

Nun fährt der Wagen durch das bastionbewehrte „Frankenthor," das holperige Pflaster enger Straßen hinauf und hält vor der „Ressource", deren behäbige Wirte die ihnen im voraus angemeldeten Gäste freundlich empfangen.

Als wir zu Abend gegessen haben, ist es schier Nacht geworden. Der Wirtskinder weiße Kaninchen, die wir doch schlechterdings noch besuchen und mit dem Kraut der verspeisten Radieschen füttern müssen, schimmern eben nur durch das Dunkel.

Ich vermute, daß ein Krähenpaar, welches sich sein Nest in dem Wipfel des Eichbaumes zusammenträgt und nicht in dem der benachbarten Buche (oder umgekehrt), dies nicht ohne reifliche Erwägung der einschlägigen Umstände, mithin nach eigener und — von den besonderen Umständen abgesehen — freier Wahl thut. Wenn es der Fall sein sollte, so sind die Krähen in dieser Beziehung denjenigen Menschen, die zum Offizier- und höheren Regierungsbeamtenstande gehören, jedenfalls über. Ihr (der genannten Personen) Wunsch und Wille spielt bezüglich des

Ortes ihres Aufenthalts meistens gar keine und jedenfalls eine untergeordnete Rolle. Ja, sie haben — eingedenk des Wortes, daß der rollende Stein kein Moos ansetzt — alle Ursache, wenn sie auch innerlich noch so wenig wanderlustig gesinnt sind, die seßhafte Neigung in stillem Busen zu bergen und, wenn die Versetzungsordre kommt, die fröhlichste Miene zu dem in so mancher Hinsicht für sie oft recht traurigen Spiel zu machen.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß bei ihnen ein Heimatsgefühl im alten pfahl- und spießbürgerlichen Sinne nicht wohl aufkommen und fröhlich gedeihen kann; sie sich vielmehr gewöhnen müssen, als ihre Heimat eigentlich nur den Staat anzusehen, dem sie hic et ubique zu dienen haben.

In dem Kreis dieser Anschauung, die, wie jede Einseitigkeit, ihre guten und ihre schlimmen Folgen hat, bewegen sie sich aber um so viel leichter und bequemer, als sie in denselben, wenn nicht immer, so doch sehr häufig, wir dürfen sagen: meistens hineingeboren, das heißt: selbst bereits die Kinder von Offizieren oder Beamten sind und, als solche, das Nomadenleben der Eltern von früh auf geteilt haben. „Bald graf' ich am Neckar, bald graf' ich am Rhein" — das alte Volkslied ist zwar für solche Verhältnisse nicht gesungen, paßt aber auf sie nicht übel. Mir ist eine ganze Reihe von Fällen bekannt, in welchen Beamtensöhne, den Kreuz- und Querzügen des Vaters durch die Länge und Breite des Staates folgend, bevor sie zur Universität kamen, die Bekanntschaft der Bänke von vier, fünf, ja noch mehr Gymnasien in ebensoviel verschiedenen Städten machen

mußten. Wie kann da von einem gemütlichen Sich-einleben in so verschiedenartige Verhältnisse, einer innigen Anhänglichkeit auch nur an einen dieser vielen Orte, die einander ablösen wie die Coulissen eines Theaters, die Rede sein!

Ebensowenig wie von einem freien Überblick über die Breite der Erfahrungswelt, einem raschen Sichanschmiegen an die mannigfaltigen Lebensbedingungen bei dem, den das Schicksal in einen bestimmten Kreis hineingeboren werden läßt und in diesem Kreise festhält. Es sei denn, daß dieser Kreis, wie der einer Groß-, einer Weltstadt, an und für sich schon ein Großes sei und dem inquisitive traveller, der sich in ihm bewegt, eine Welt bietet. Aber auch er wird Mühe haben, sich vor einer gewissen Einseitigkeit der Anschauung zu bewahren und den Maßstab, an den er sich einmal gewöhnt hat, an Dinge zu legen, die anders gemessen sein wollen. Entgeht er aber glücklich dieser Gefahr, so droht ihm noch immer die andere, wie jener, den sein Wanderleben niemals zu einer gedeihlichen Ruhe kommen läßt, von der Überfülle der von allen Seiten auf ihn anstürmenden Eindrücke zermürbt und verschlungen zu werden.

Nun ist es für jeden um der Harmonie seines Seelenlebens willen wünschenswert, daß er auf eine behagliche Jugend zurückblicken könne, — behaglich nicht im landläufigen Sinne, sondern in dem, daß ihm die Muße gewährt wurde, sich in die ihn umgebende Welt, wie sie nun eben war, mit allen Sinnen einzuleben; für den Dichter — den Künstler überhaupt; aber der Dichter mag hier als pars pro toto stehen, — ist es einfach notwendig. Wenn „auch

uns" — den Spätgeborenen, der Natur durch die Verkünstelung des Kulturlebens Entfremdeten, die Sonne Homers scheint, so ist es, weil sie dem Dichter geschienen hat, und auch ihm nur, wenn er — in dem obigen Sinne — wahrhaft jung gewesen ist. War er es nicht, so wird ihm der Nährboden fehlen, aus dem seine Gebilde den lebensvollen Saft und die überzeugende Kraft saugen. Denn sein Wirken ruht auf der Phantasie; in der Phantasie aber spielt die Erinnerung eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle; und welche Erinnerung könnte sich an Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit auch nur annähernd mit der messen, die auf mächtigen, kaum bewegten Schwingen, geiergleich, über unserer Jugendzeit heiligem Raume schwebt? Wenn wir — die Älteren und Alten, durch das Leben Gewürfelten, durch die unzählige Wiederholung gegen den Reiz der Eindrücke Abgestumpften — wissen wollen, wie Sonne und Mond scheinen, die Sterne flimmern, die Blumen duften, der Morgen heraufdämmert und der Abend herabsinkt; wie Pferde wiehern, wenn der Kutscher die Haferkiste öffnet, und Hunde bellen, wenn sie am Abend das Heranrollen des Wagens hören, der den Hausherrn zurückbringt, — wenn wir dies und tausend und aber tausend desgleichen wissen wollen — o, glaubt doch nicht, daß wir aus unserem heutigen Empfindungsvermögen heraus die Fragen beantworten könnten! Es sind Weisheiten, Geheimnisse, die sich einzig und allein dem Kindergemüt erschließen, und die wir jetzt, so gut es gehen will, dürftig nachstammeln.

Was nicht noch stammeln wir der unbewußten

Kinderweisheit nach! Börne sprach einmal das hübsche Wort: „Ich war ein großer Mann, als ich noch ein kleiner Junge war!“ Es ist viel mehr als ein hübsches Wort: es ist eine tiefsinnige Wahrheit. Welcher kundigste Lavater wäre nicht ein Stümper im Vergleich zu dem Kinde, das dem Fremden auf den ersten Blick ansieht, ob es Gutes oder Schlimmes von ihm zu gewärtigen habe! Der Feldherr mag sich für seine Findigkeit auf dem Kampfterrain, die Klarheit seiner Dispositionen, die Schnellkraft seiner Entschließungen bei dem zwölfjährigen Jungen bedanken, der als Anführer der Unterquartaner den Tannenwald auf der Uferhöhe gegen die stürmenden Oberquartaner zu verteidigen hatte und die Schlacht gewann. Den Diplomaten rettet in einer kritischen Scene die Erinnerung der eisernen Stirn, mit welcher der Quintaner dem Herrn Ordinarius, der schon beinahe die Wahrheit herausgebracht hatte, zu guterletzt dennoch ein X für ein U machte. Wer, und erreichte er das Alter des Methusalem, vergäße jemals Miene und Stimme, Gestalt, Haltung und Gang, das Räuspern und Spucken seines Lehrers in der Sexta! Dieser und alle, mit denen wir in der taufrischen Maienzeit unseres Lebens in Zu- und Abneigung, Liebe und Haß, überquellenden oder dumpfklopfenden Herzens des Weges zogen, sie waren uns die Repräsentanten der Menschheit und werden es uns in gewissem Sinne für immer bleiben: die wenigen Themata, auf die wir die zahllosen folgenden Variationen mit Leichtigkeit zurückführen; die paar festen Punkte, um die sich der Wirrwarr der späteren Erfahrungen schicklich krystallisiert. Deshalb,

wenn ihr den Dichter, der über seine Kunst ernsthaft nachgedacht hat, fragt: woher er seine Modelle nimmt, so wird er euch ohne langes Besinnen antworten: die besten, ergiebigsten unbedingt aus der Jugendzeit, zu denen dann das spätere Leben noch einige, nicht eben viele, hinzufügt, auf die ich mich nicht mit derselben Sicherheit verlassen kann.

Dies nun alles wohl erwägend, muß ich sagen, daß, wenn mich das Schicksal zu einem Dichter machen wollte, es mir wenigstens die ersten, vorbereitenden Stadien der Laufbahn schicklich geebnet und bereitet hat. Wie es mich hinsichtlich des äußeren Glücksstandes in eine Lage hineingeboren werden ließ, die von entnervendem Überfluß, wie von lähmender Dürftigkeit gleich weit entfernt war, so wollte es mir auch in meiner Jugend — ich will nicht sagen: alles — wir werden später sehen: wieviel an dem „allen" noch fehlte — so doch gewähren, daß sich das Schifflein meines Lebens zwischen der Scylla pfahl- und spießbürgerlicher Heimatlichkeit und der Charybdis der Heimatlosigkeit glücklich hindurchwinden konnte.

Wir sahen, daß ich Magdeburg, trotzdem ich dort geboren, und die Provinz Sachsen, obschon meine Familie väterlicherseits dorther zweifellos stammte, als meine Heimat im gemütlichen Sinne nicht betrachten kann. Wiederum darf ich Stralsund und Neuvorpommern als solche, wenigstens im landläufigen Sinne, nicht beanspruchen. Schon um deshalb nicht, weil die Eingeborenen dagegen Protest erheben würden. Ihnen blieben wir Eingewanderte, oder, wie der Frankfurter sagt: „Zugeloffene", denen man Neigung und Vertrauen nicht ohne weiteres ent-

gegenzutragen brauchte, ja, die sich glücklich schätzen mochten, wenn man ihnen so kostbare Dinge nicht ein für allemal völlig vorenthielt. Denn diese kamen — ebenso wie die öffentlichen Ämter im Gemeinwesen vom Bürgermeister und Syndikus bis zum Ratsdiener und Nachtwächter — selbstverständlich den Stadtgenossen zu, mit denen man durch Abstammung, Sitte, Gewohnheit, Verschwägerung und Blutsverwandtschaft, Geschehnisse und Tradition (letztere mindestens bis zur Belagerung der Stadt durch Wallenstein hinab) sich verbunden wußte und fühlte. Auf solche Erbschaft hatten die Zugewanderten offenbar nicht den mindesten Anspruch, sie, die sich nach dem Verdikt der Eingeborenen schon dadurch als Fremdlinge auswiesen, daß sie nicht einmal das heimische Platt regelrecht zu sprechen vermöchten.

Dem war leider in der That so. Von den Eltern konnte freilich nicht wohl verlangt werden, daß sie sich in so späten Jahren des nie zuvor gehörten Idioms nachträglich bemächtigten; aber auch meine älteren Geschwister lernten es nur eben verstehen; und wenn wir jüngeren es auch fließend sprachen — wir sprachen es als eine fremde, angelernte Sprache, ohne den Ton zu treffen, der die Musik und auch eine Sprache macht.

Die Eingeborenen haben also recht: ganz und in jedem Sinne ist Neuvorpommern mir zur Heimat nicht geworden und konnte es, wie die Dinge lagen, nicht werden. Indessen möchte ich hier einen zweiten Punkt, wenigstens in Form einer Frage, zur Erwägung geben: ob nämlich, wie jemand von einer Sprache, die er mühsam erlernt, oft besser Bescheid

zu geben weiß, ja ihre Schönheiten tiefer empfindet, als der, welcher sie aus dem Munde der Mutter und von Kindesbeinen wie Essen und Trinken frei behandelt hat, — ob, sage ich, nicht gerade meine, des Halbfremden, Situation eine zur eindringlichen Erfassung und objektiven Würdigung pommerscher Art und Weise besonders günstige und speciell für meine späteren Zwecke geradezu geforderte war?

Und hätten wirklich die zwölf Jugendjahre — von meinem siebenten bis zum neunzehnten — und die drei Jahre, die ich nach meiner Universitätszeit in Stralsund und Umgegend verleben durfte, noch immer nicht ausgereicht, mir das Geheimnis pommerschen Menschentums zu erschließen, — die Natur, die Dinge überhaupt sind nicht so spröde wie die Menschen, lassen sich gerne finden von dem, der redlich nach ihnen sucht, erschließen ihr Wesen willig dem, der seinerseits ihnen seine Liebe warm entgegenbringt.

In dieser Liebe, die wahrhaftig uneigennützig genug gewesen ist, denn ich hatte auch nicht die leiseste Ahnung von den reichen Früchten, die sie mir einstmals zeitigen würde, — in dieser Liebe fühle ich mich jedem pommerschen Autochthonen ebenbürtig; in dieser Liebe bin ich Pommer durch und durch; ist Pommerland in des Wortes schönster Bedeutung mein Heimatland.

So steige denn vor dem gerührten Blick der Erinnerung auf, altehrwürdige Stadt am Ufer der Ostsee mit deinen ragenden Türmen, langgestreckten, schmalbrüstigen, ziegelgedeckten Giebelhäusern und den Gassen, die man nicht breit nennen könnte, auch wenn die vor jedem Hause von beiden Seiten vorragenden

Kellerhälse weniger Raum beanspruchten. Die bösen Kellerhälse! Nicht bloß, daß sie die Rinnsteine nach der Mitte der Gasse gedrängt haben, sie schließen auch die Möglichkeit der Anlage von modernen Trottoirs, ja nur altertümlichen Trittsteinen völlig aus. Und doch wären dergleichen Hilfsmittel für ein leichteres und schnelleres Fortkommen aufs innigste zu wünschen: das Pflaster besteht aus Steinen, die den Höllenweg, wäre er mit ihnen gepflastert, zu einem wenig betretenen machen würden.

Indessen, nirgends steht geschrieben, daß der Mensch leicht und schnell vorwärts kommen muß. Langsam führt auch zum Ziel. Überdies ist es keineswegs immer Sommer, und im Winter wandelt sich das Straßenbild. Freilich, unter den letzten Herbstgüssen haben die Rieselbäche in der Mitte noch ganz besonders ungebührlich gestrudelt, dann aber sich mit einer Eisrinde bedeckt, die, je länger der Winter dauert — und er dauert in Neuvorpommern manchmal recht lange — immer dicker und immer breiter wird, bis sie zuletzt die Kellerhälse rechts und links erreicht. So ist denn auf die einfachste, natürlichste Weise eine aus dem Konglomerat von Schnee, Schmutz und Eis bestehende ebene Straße hergestellt, auf der sich die Jungen mit ihren „Pekschlitten" lustig tummeln, die mit vier Pferden bespannten Kornschlitten vom Lande glatte Bahn finden und sich auch Fußgänger mit verhältnismäßiger Sicherheit bewegen mögen, vorausgesetzt, daß sie nicht in eins der Schlaglöcher geraten, was ihnen leichtlich passieren kann. Besonders des Abends, wenn Tauwetter eingetreten ist, der Wind vom Meere heraufheult, und die an

kreischenden, von einer Straßenseite zur anderen gezogenen Ketten in respektvollen Distanzen baumelnden Öllaternen über den Graus da unten ein spärliches Licht verbreiten, das die entschiedenste Neigung hat, ganz und gar auszugehen. Dann fehlt bloß noch, daß man — dem Tauwind zu Hilfe zu kommen, der sein Werk selbst für die geduldigen Eingeborenen zu langsam verrichtet, — tagüber angefangen hat, die in der Mitte leicht ein paar Fuß dicke Eisbahn aufzuhacken und am Feierabend von der halbgethanen Arbeit gegangen ist, ohne Erbarmen mit dem Ärmsten, der nach eingebrochener Nacht ahnungslos in diese von Sturzbächen durchbrauste und berghohen Schmutzmoränen eingezwängte Gletscherwelt gerät!

Doch nur dem Stadtfremden oder dem Eingewanderten mögen dergleichen Zustände schwer leidlich erscheinen. Der Eingeborene stößt sich nicht daran. Er nimmt sie als etwas Gegebenes, Notwendiges hin. Ja, er hat nicht übel Lust, in ihnen eine berechtigte Eigentümlichkeit zu sehen, wie in dem Choral, der abends neun Uhr vom Turm der Nikolaikirche geblasen wird; dem „Mallen Heinrich", der den Musikanten mit der Laterne vorleuchtet; dem blinden „alten Hallier", der an den Straßenecken seine Geige kratzt und dazu von Zeit zu Zeit in ein Horn bläst, das ihm über der Schulter hängt. Und weiter: in den ichthyosaurenlangen „Strandkarren", auf denen er das Korn vom Hafen herauf-, zum Hafen hinabfährt; dem Grundwasser, das ihm gelegentlich ellenhoch in seine Keller steigt; den Ratten, von denen seine Böden überschwärmt sind; dem Zunftzwang, dem sich seine Handwerker unterwerfen; dem Kastengeist, den sich

seine Bürger gefallen lassen müssen; dem „Vogelschießen", das alljährlich einmal im Sommer, — wie in Korinth die Wettspiele der Griechen Stämme, — so die Eingeborenen jung und alt, vornehm und gering: Senatoren, Ratsverwandte, Groß- und Kleinbürger auf der Vogelwiese froh vereint.

Das Vogelschießenfest ist der Silberblick des Stralsunder Lebens, dessen Eintönigkeit es für ein halbes Jahr mit der holden Erinnerung an das letztvergangene durchleuchtet und das andere halbe Jahr mit der frohen Erwartung des nächstkommenden erwärmt. Während der dem Fest geweihten Woche herrscht in der Stadt ein saturnalischer Zustand: die Geschäfte ruhen, die Arbeit feiert, alle Welt ist „aus dem Häuschen", nicht bloß in der übertragenen Bedeutung des Wortes. Nur die Kranken, Bresthaften und schlechterdings Unabkömmlichen sind in der verödeten Stadt zurückgeblieben. Wer nur noch halbwegs gesunde Beine hat und sich frei machen kann, ist draußen, wo um das Schützenzelt, als Mittelpunkt, sich die anderen Zelte breiten — eine ganze Stadt. Denn jede Familie, die es sich zu leisten vermag, hat ihr eigenes Zelt, in welchem vom Morgen bis zum Abend für die Verwandten und Befreundeten offene Tafel gehalten wird, während das leve vulgus der minder glücklich Situierten durch die Kaffee-, Bier- und Punschzelte schwärmt, an den Honigkuchen- und Spielwarenbuden würfelt, die Karussellpferde in Atem hält; es überall singt und jauchzt, trommelt, geigt und dudelt, und durch den vieltönigen Lärm vom Schießplatze in abgemessenen Pausen der Knall der Büchsen dröhnt. Sie haben

es aber auch dazu, die Büchsen! Wenn sie nicht aus der Zeit der Wallensteinschen Belagerung stammen, so kann sie doch keiner, „wie jetzt die Menschen sind", hantieren. Sie müssen mit einer besonderen Maschine geladen, für den Schuß aufgelegt werden, und es gehört eine kräftige Schulter dazu, um den Rückschlag von dem Schusse auszuhalten. Der Vogel, dem es gilt, ist solcher Büchsen wert: ein riesiges, aus festem Eichenholz gezimmertes, rot bemaltes, mit einer Krone geschmücktes, lang vorgestreckten Halses auf ausgespannten Schwingen an die Spitze der turmhohen Stange kunstvoll geschmiedetes mythologisches Ungetüm, das es an Zähigkeit der Widerstands- und Lebenskraft mit dem dicksten Aberglauben aufnimmt. Schon ist der Abend des zweiten Tages angebrochen und die Schar seiner Angreifer da unten — der Biedermänner mit den derben Schultern und Fäusten, den falkenscharfen, blauen Augen in den braunen, erregten Gesichtern — hat ihm noch immer nicht den Garaus machen können. Zwar Krone, Kopf und Kragen, die mächtigen Schwingen, den charaktervollen Schweif hat es gestern bereits eingebüßt; der eichene Leib ist ihm heute Stück für Stück abgesplittert worden bis auf ein allerletztes, nur noch ein paar Kubikzoll messendes. Aber gerade um das handelt es sich. Solange das noch festsitzt, ist der Vogel nicht „abgeschossen", und ermangelt die brave Schar ihres „Königs", des „neuen" nämlich. Der „alte", der vom vergangenen Jahr, könnte es zwar zum zweitenmal werden; aber er hat eben seinen Schuß abgegeben, — umsonst; und bis er wieder an die Reihe kommt, ist der entscheidende sicher längst ge-

fallen. Die Aufregung hat jenen höchsten Grad erreicht, in welchem keiner mehr sprechen mag, kaum noch zu atmen wagt. Die Augen der tausendköpfigen Menge, die in diesem kritischen Momente von allen Seiten, Ecken und Enden aus dem Zeltlager zusammengeströmt ist und in geschlossenen Massen den streng abgegrenzten eigentlichen Schießplatz umgiebt, — sie haben nur ein Ziel: jenes faustgroße, in der Dämmerung kaum noch erkennbare formlose Stückchen Holz da oben auf der Stange. Zu einer Ewigkeit ist den Harrenden die halbe Minute geworden, die der Schütze, der am Schuß ist, nun schon im Anschlage liegt. Endlich fährt ein rötlicher Blitz aus dem emporgestreckten Büchsenlauf; seinen Donner verschlingt der Jubelruf der Menge: Hurra! Hurra! Hurra dem Schützenkönig! — Glückseliger Mann! Er würde mit keinem wirklichen Könige tauschen, während ihm jetzt die Väter der Stadt — voran der Bürgermeister, die andern secundum ordinem — zu seiner Würde gratulieren; die silberne Ehrenkette von der Brust des alten Schützenkönigs an die seine wandert, und er, so geschmückt, nach manchem tiefen Ehrentrunk mit demselben Pomp, mit welchem man gestern morgen auszog, unter Trommelschlag und Pfeifenklang, rechts und links neben ihm barhäuptig die beiden jüngsten Senatoren, umbraust von der jubelnden Menge, in die abendliche Stadt zurückgeführt wird.

Ich vermute, daß der Stralsunder von heute seine geliebte Stadt und ihr Leben in dieser Schilderung nicht wiedererkennt; aber was kann ich dafür, daß seine Erinnerungen nicht fünfzig und einige Jahre

zurückreichen? Ich gebe ihm ohne weiteres zu, daß seine Stadt heute in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit steht; wie jede moderne Stadt sich der Vorteile der Gasbeleuchtung, Kanalisation, Wasserleitung, gangbarer Trottoirs erfreut; auf der Eisenbahn angekommene Fremde sogar Droschken vorfinden. Nur die Versicherung muß er mir gestatten: in meinen Augen hat sie, im Vollbesitz aller dieser nützlichen Neuerungen, nur aufgehört, das höchst charakteristische Unikum zu sein, als welches sie in meiner Erinnerung wandellos fortlebt. Ich kann ihn weiter versichern: nicht bloß als ein Charakteristisches, sondern, trotz jener obbemeldeten Eigentümlichkeiten, an und für sich Schönes.

In welchem ich, rückwärts denkend, mich ergehe wie in einem Zaubergarten, der von einer Sonne, einem Mond beschienen wird, wie sie sonst nirgends auf der Welt scheinen. Und dieser Zauber liegt für mich nicht nur auf der alten Stadt mit ihren von Krähen umschwärmten, ehrwürdigen Kirchen, — er breitet sich von ihr weiter über die stillen, umbuschten Teiche, die zusammen mit dem Meere das Terrain, auf dem sie liegt, zu einer Insel machen; über die in Gärten eingebetteten Vorstädte, aus denen man, kaum den Übergang merkend, in das eigentliche platte Land gelangt: prächtige Wiesen, endlose Kornfelder mit ihren einzeln liegenden Gutshöfen, — idyllische, von dunkeln Waldstreifen eingerahmte Bilder, die einander zum Verwechseln gleichen, wenn man sie aus den Fenstern des dahinrasselnden Eisenbahnzuges sieht, und von denen doch jedes für den sinnigen Wanderer seine ganz bestimmte Physiognomie hat.

Liegt nun schon für mich auf dem Pommerschen Lande dieser Zauber, so komme ich in Verlegenheit, soll ich den schicklichen Ausdruck finden für das Unendliche, das ich dem Meere schulde. Ich weiß es sicher: es ist meine erste Liebe gewesen, und bin überzeugt: es wird auch meine letzte sein. Wie oft hat, als nun doch geschieden sein mußte, der junge Student in Berlin oder Bonn einen seltsamen Traum immer genau in derselben Weise geträumt! Den Traum, daß er über Berg und Thal, Felder und Wälder schwebte dem Meere zu, das er nicht sah, dessen Nähe er aber ahnte, nach dem ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog, die ihm das Herz klopfen machte, bis es nun plötzlich vor seinen Blicken lag — grenzenlos, schimmernd in jenem magischen Licht, das nur in unsere Träume scheint, — und er, vor Freude laut aufweinend, erwachte.

Nun hat sich freilich die herbe Schärfe dieses Heimwehs im Laufe der Jahre abgestumpft, aber in Form eines chronischen, die meiste Zeit latenten, dann jezuweilen mit akuter Gewalt hervorbrechenden, ist es mir doch geblieben. Seltsamerweise ist es nicht das Meer im allgemeinen, das es mir angethan hat: es ist ganz speciell die Ostsee, wie sie so viele Jahre hindurch tagtäglich vor den Augen des Knaben lag.

Blieb es doch wahrlich nicht bei der bloßen Augenweide, obgleich man sich gerade bei der Ostsee zur Not auch an dieser genügen lassen kann. Es giebt nichts Lieblicheres als die stillen, von Busch und Baum oder saftigen Wiesen bis an den schmalen, gelben Strandstreifen eingerahmten Buchten der pommerschen und besonders der Rügenschen Küste. Wem braucht man

von den Schönheiten der Ufer bei Putbus, Saßnitz, Stubbenkammer, Arkona zu erzählen! Es kommen da, zumal im Herbst, Beleuchtungen vor, die, wie die an dem Mittelmeere, jeder Beschreibung spotten, und selbst diese noch übertreffen in dem unendlichen Reichtum, vor allem in der Zartheit der Farben, welche durch die ganze Skala laufen, besonders in lila und grünlichen Tönen das Wundersamste leisten, gelegentlich aber auch in majestätischer Kraft und Intensivität mit jenen wenigstens den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Nicht in Neapel und nicht in Palermo und Syrakus habe ich das Meer so wunderbar schwarzblau gesehen, wie ich es eines Abends von der Spitze der „Ballastkiste“ im Stralsunder Hafen sah, während die Sonne hinter der Stadt in kyklopischen, von Feuergluten angestrahlten Wolken unterging; die sandigen Uferhöhen der Rügenschen Küste drüben und die Segel der Fischerboote, die vereinzelt auf der regungslosen Wasserfläche schwammen, in tiefstem Rot leuchteten, und über den dunkeln Himmel vom Festlande nach der Insel, von dem schwarzblauen Spiegel unter ihm reflektierend, sich der prachtvollste Regenbogen spannte.

Der Hafen existiert nicht mehr, oder man hat ihn doch, indem man ihm einen viel stattlicheren, weiter nach Osten gerückten Nachfolger gab, auf das Altenteil gesetzt. Ich vermute, aus guten Gründen, denn er war eng, unbequem, verschlammt und bot den Schiffen keinen genügenden Schutz. Aber wieder ist mit ihm eine jener Stätten verschwunden, bei denen meine Erinnerung am liebsten weilt. Da ist wohl in meinen Jugendjahren kaum ein Tag vergangen,

an welchem ich dem alten Hafen — und wäre es nur auf wenige Minuten gewesen — nicht meinen Besuch abgestattet hätte in immer neuer unerschöpflicher Freude an dem bunten Treiben. Was gab es da nicht alles zu sehen, zu beobachten? Das Kommen und Gehen der schwerfälligen Fährboote; das Aus- und Einladen der an der Ballastkiste aufgereihten Schiffe; die vielfältige Arbeit der Matrosen an Bord, der Zimmerleute auf der „Lastadie", wo Fahrzeuge aller Art, große und kleine, gebaut oder „kalfatert" werden und es so köstlich nach frischgeschnittenem Holz und heißem Teer riecht, während der Schlag der Äxte, das Pochen der Hämmer, das Klopfen der Schlegel, das Knirschen der Sägen von ringsher erschallen. Dann, am andern Ende des Hafens: das Feilschen und Handeln der ehrbaren Bürger und Bürgersfrauen, der derben Honoratioren-Mägde an den Fischerbooten, die heute morgen von allen Enden und Kanten der Küste mit Heringen gekommen sind — allzuvielen leider! Denn trotzdem es schon auf Abend geht und gute Nachfrage war, ist noch nicht die Hälfte verkauft, und der Preis eines „Wall" (achtzig Stück) ist bereits auf einen Silbergroschen gesunken! O, du lieber alter Stralsunder Hafen, die Erinnerung an dich gäbe ich nicht um Faustus Zauberspiegel! Du hast mir eine Welt erschlossen — die Welt des Meeres, zu einer Zeit, als die Liebe zu seiner heiligen Flut noch voll in mein jungfrisches Herz strömen konnte, unendliche Sehnsucht weckend, die Phantasie beflügelnd, die junge Brust mit heißem Drang zu hohen Thaten schwellend, Thaten, die — leider auch nur Träume bleiben

sollten, wie sie der mystisch gewordene Held von Goethes unsterblichem Gedicht träumt, als er nun endlich spät, — viel zu spät für ihn und für uns, — ein Greis, auf den schon die Lemuren lauern, — von der Geisterburg mit halberloschenen Augen auf dich herniederblickt.

Es ist eine verhältnismäßig schmale Wasserstraße, an der Stralsund liegt. Der Tag braucht noch nicht einmal besonders klar zu sein, um uns auf der gegenüberliegenden Rügenschen Küste jede irgend hervorragende Einzelnheit erkennen zu lassen. Nur nach Norden hat man einen freieren Blick und auch nicht auf die offene See, welcher die kleine, seitdem von der Sturmflut in zwei Teile gerissene Insel Hiddensoe vorgelagert ist. Durch die schmale Straße geht ein starker Strom, der sie dem Versandetwerden aussetzt und so, zum größten Nachteil der Stadt, die Schiffahrt erschwert und beeinträchtigt. Aber diese Beschränktheit und Enge der heimischen Gewässer, die den ehrbaren Kaufherren viel sorgenvolle Stunden bereiten mochten und in der That bewirkt haben, daß Stralsund im Laufe der Zeiten aus der Reihe der großen Emporien ausgeschieden ist — dem Knaben kamen sie gar trefflich zu statten. Er durfte hier, wo spiegelglatt die Flut sich lockend dehnte, oder vor dem Anhauch frischer Winde sich in mäßigen Wellen furchte, welche nur ein seltener Sturm zu wilder Wut peitschte, von Sommers- bis Herbstesanfang die schon als Kind in der Winterschwimm-

anstalt zu Magdeburg erlernte Kunst üben; die Kraft der Muskeln stählen an den Rudern, mit denen er das leichte Boot oft genug bis hinüber zur Rügenschen Küste trieb, oder im Schlittschuhlauf, wenn nun der Winter gekommen war und die Wasser unabsehbar weit hinaus mit einer festen Eisdecke überzogen hatte. Da hat denn wohl der Knabe die Stunden, die das Kind in der Klippschule bei dem Küster zwecklos verträumt, redlich wieder eingebracht. Wie oft ist dem Eifrigen die Nacht herabgesunken mit ihrem Sternengefunkel, die Küste hüben und drüben in Dunkel hüllend, durch welches, häufiger von der Stadt-, seltener von der Inselseite, rötliche Lichter dämmerten; die Fischer, die draußen gefischt hatten, auf ihren, mit den langen, eisengespitzten Stangen windschnell getriebenen „Pekschlitten" gespensterhaft vorüber huschten; endlich das Klingeln eines verspäteten Schlittens auf der „Bahn" den Unermüdlichen mahnte, daß es auch für ihn die höchste Zeit zur Heimkehr sei!

Ich höre den Leser sagen: wozu die Schilderung von Dingen und Scenerien, die uns aus deinen Romanen zur Genüge bekannt sind? Aber ich schreibe ja diese Blätter wesentlich deshalb, um abzurechnen zwischen dem, was mich ein günstiges Geschick auf meinem Lebenswege mühelos finden ließ, und dem anderen, was Fleiß und Kunst dazu thun mußten, damit aus dieser Vereinigung ein Dichtwerk wurde. Und so möge er mir verstatten, hier noch etwas weiter auszuholen. Es wird sich da klärlich zeigen, wie wenig es mein besonderes Verdienst ist, wenn ich von dem Meere und den „Werken des Meeres" etwas

innigere Erfahrung habe, als sie der, welcher im Binnenlande groß geworden, füglich haben kann.

In dem amtlichen Wirkungskreise meines Vaters nahm die ihm obliegende Sorge für die Wasserbauten des Regierungsbezirkes eine breite Stelle ein. Da galt es, jene enge Wasserstraße, von der ich oben gesprochen, in gutem Stande zu erhalten, die alten Lootsenstationen zu überwachen, für zweckmäßige Anlage neuer Rat zu schaffen, und so vieles derart. Das machte dann häufige Wasserfahrten notwendig, für die ihm ein segeltüchtiges, schmuckes, mit bequemer Kajüte versehenes, von zwei Matrosen bemanntes Fahrzeug, „der Kutter" genannt, zur steten Verfügung stand. Nun war es seine freundliche Gewohnheit, wenn es die Umstände verstatteten, von seinen Söhnen einen und den andern, vielleicht auch ein paar auf diesen Fahrten mitzunehmen. So habe ich denn jene herrlichsten Punkte Rügens, die jetzt in jedermanns Munde sind, zu einer Zeit kennen gelernt, als sie für den Binnenländer kaum noch entdeckt und selbst dem nachbarlichen Stralsunder schwer zugänglich waren. Immer werde ich des sonnigen Mittags denken, als dem von der See Heransegelnden die stolzen Kreidefelsen der Stubbenkammer zum ersten Male aus der blauen Flut aufstiegen; immer jenes monddurchglänzten Abends, als ich zum ersten Male die Buchen über dem stillen schwarzen Wasser des Herthasees ihr geheimnisvolles Lied raunen hörte. Wie unvergeßlich mir jener andere Abend, als ich zum ersten Male über den zitternden Wellen vom Strande von Arkona aus den roten Feuerball der Sonne am Horizonte schweben und versinken sah!

Und dem durch das Steingeröll am Ufer Irrenden fast leibhaftig die Greisengestalt des Apollopriesters Chryses erschien, wie er zu seinem Gotte fleht, die ihm geschehene Schmach an den Achäern zu rächen; und die des Heldenjünglings, wenn er der Mutter klagt, daß ihm Zeus die Ehre vorenthalte, die ihm gebühre, den sie geboren habe, „nicht lange zu wandeln im Lichte". Goethe rühmt einmal gelegentlich der italienischen Reise den Homer, der, angesichts der Schöne und Majestät des Meeres, erst recht in seiner Dichtergröße erscheine. So rechne ich es zu den höchsten Begünstigungen meines Lebens, daß ich mich in meinen Lieblingsdichter hineinträumen durfte, als mir das griechische Original noch ein Buch mit sieben Siegeln war, zu dem ich nur erst den oft so wunderlich verschnörkelten Schlüssel der Voßschen Übersetzung in der vor Erregung zitternden Hand hielt.

Und völlig homerisch mutet es mich an, gedenke ich des „Ruden".

Der Ruden aber ist eine kleinste, an dem östlichen Eingang der Wasserstraße, vor dem Ausfluß der Peene, zwischen dem Festlande und Rügen gelegene Insel. Sie besteht aus schierem Sand, der sich nur an der Mönchgut zugekehrten Seite etwas breiter dehnt und höher hebt, um, nach der Mitte sich zusammenziehend, am anderen Ende in einer vom Wasser überfluteten nadelscharfen Spitze auszulaufen. In jener, von der nördlichen Düne ein wenig geschützten Mitte drei, vier niedrige Häuschen für die Lotsen und den Steueraufseher; hinter den Häuschen ein paar magere Kartoffelfelder; vor denselben liliputanische, mit Muscheln eingefaßte Gärtchen, in denen

die Reseda wunderlieblich duftet, und die Sonnenblumen ihrem geliebten Gestirn vom Aufgang bis zum Niedergang das Antlitz zuwenden können.

Diese sich nur ein paar Fuß über den Meeresspiegel erhebende Sandbank ist der Augapfel des Vaters. Er nennt sie mit Stolz sein „kleines Königreich". Hat er es sich nicht geschaffen, so muß er es doch fortwährend gegen die Wut der Elemente, die es ihm entreißen wollen, schützen durch kunstvoll angelegte Buhnen, sorgsam gepflegte Plantagen von Strandgras, durch ein paar hundert Tännchen sogar, die er an dem breiteren Ende dem Sande anvertraut hat, und die es freilich noch weit haben, bis man sie, selbst in der Übertreibung, ein Gehölz nennen kann, aber doch, den Umständen nach, fröhlich gedeihen. Da ist es denn begreiflich, daß die Handvoll weltabgeschlossener Bewohner den jeweiligen Besuch des Mannes, der wie ein Vater für sie sorgt und den sie wie einen Vater verehren, jedesmal als ein Freudenfest feiern und seine Jungen, wenn er sie mitbringt, so zu sagen auf den braunen, von den Werken des Meeres gehärteten Händen tragen. Ich habe seitdem gelegentlich wohl auf Fürstenschlössern in seidenen Betten geschlafen. Es war das soweit eine ganz angenehme Situation. Aber in wie tiefen Schatten tritt sie, gedenke ich der steinharten Seegrasmatratze, auf der den Übermüden des Windes Brausen und des Meeres Rauschen in traumlosen Schlaf wiegten. Aus dem er dann des Morgens, wenn die Sonne durch die niederen Fenster in das weißgetünchte Stübchen mit seinen schwärzlichen urväterlichen kajütenmäßigen Möbeln fiel, erwachte,

himmelhellen Sinnes den Wundern, die ihm der Tag bringen würde, entgegenjauchzend.

Dieser Wunder nicht geringstes war der in diesen Gewässern stationierte große Dampfbagger mit den unendlichen eisernen Polypenarmen, die er, keuchend und stöhnend, rastlos in das Wasser senkte und wieder hob, die sandgefüllten Kübel in die zu beiden Seiten befestigten flachen Prähme auszuschütten. Ein ausrangierter Dampfer, der, als er seinen stolzen Namen „Adler" empfing, nicht geahnt hatte, zu welch' melancholischem Geschäft er einst degradiert werden würde, nahm die gefüllten dann ins Schlepptau und schaufelte mit ihnen langsam einer indifferenten Stelle an der Küste zu, wo sie sich ihrer Last entledigen durften. Die Arbeit überwachte der Inspektor, ein älterer, bescheidener, gutherziger Mann. Sie begann im frühesten Frühjahr, um im späten Herbst zu endigen. Während der ganzen Zeit verließ der Mann seinen Posten nicht. Ich begreife jetzt schwer, wie er, der doch auch einmal, wie der „Adler", dessen Kajüte sein Wohn-, Speise- und Schlafzimmer war, in die Ferne gestrebt haben mochte, so, abgeschieden von jedem Verkehr mit gebildeten Menschen, die schauerliche Einförmigkeit seines Berufes durch viele Jahre ertragen hat, ohne darüber wahnsinnig zu werden; damals erschien er mir als der Beneidenswerteste aller Sterblichen. Er, der beständig den Himmel über sich, die Wellen unter sich hatte und des Abends in der traulichen Kajüte beim dampfenden Grog so prächtige Geschichten zu erzählen wußte: von dem Sturm im vergangenen Herbst, der, wenn er noch eine halbe Stunde länger gewährt, die ganze Flotille vernichtet hätte;

von dem englischen Schooner, der in diesem Frühjahr bei Mönchgut strandete, und dessen Besatzung, als die Lotsen endlich herankommen konnten, nur noch in einem großen heulenden schwarzen Neufundländer bestand — demselben, der jetzt zu den Füßen des Erzählers so behaglich schnarchte. Und weiter: dem Fischadler, der gestern auf einen Riesenlachs gestoßen hatte, das Ungetüm nicht aus dem Wasser heben, aber auch aus dessen fettem Rücken die zu tief eingeschlagenen Fänge nicht wieder lösen konnte und so, als Opfer seines Opfers, schreiend und mit den Flügeln schlagend, an der Oberfläche des Wassers hingeschleppt wurde, bis er den Blicken der staunenden Zuschauer in den ferneren Wellen verschwand.

Es ist möglich, daß, wenn der gute Mann mit einförmiger und von der Seeluft (vielleicht auch dem Grog) etwas heiserer Stimme dies und ähnliches erzählte, er die strenge Grenze, welche die Wahrheit zwischen sich und der Übertreibung zieht, nicht immer einhielt. Ich möchte das wenigstens nachträglich aus dem behaglichen Lächeln schließen, das bei gewissen Stellen über das gute Gesicht des Vaters spielte. Aber wer dürfte dem Erzähler von Abenteuern sein gutes odysseisches Recht schmälern? Wie wir weiter unten sehen werden, hatte der Knabe, der da mit großen Augen an den Lippen des Wundermannes hing, alle Ursache, mit seinen Bedenken zurückzuhalten, auch wenn sie ihm gekommen wären.

Sie kamen ihm aber nicht und konnten ihm nicht kommen, da er manches von dem, was da erzählt wurde, oder doch dem Ähnliches selbst erleben durfte, und das ihm noch heute als ein halbes, ja als ein

ganzes Wunder erscheint. So, daß er mit dem Leben bei folgendem Ereignis davonkam.

Ich hatte auf eine große, dort Seerabe genannte Möwe, die auf der äußersten, bereits vom Wasser stellenweise überfluteten Spitze der Insel saß, fehl geschossen. Der mächtige Vogel erhob sich, fiel aber nach einem zweiten Schusse aufs Wasser zurück, nicht tot, da er weiter schwamm, sondern nur flügellahm. Die abgeschossene Flinte auf den Sand legen, mich der Kleider entledigen, in das Wasser laufen, bis es tief genug zum Schwimmen wurde — es war das Werk von wenigen Minuten. Da schwammen wir denn beide: ich und etwa hundert Schritte vor mir der arme Vogel, der nur manchmal den Kopf ein wenig nach mir zurückwandte. Der Zwischenraum, wie sehr ich mich auch abmühte, blieb derselbe — stern chase is long chase, sagt der Engländer — ich mußte endlich die augenscheinlich hoffnungslose Jagd aufgeben. Zu meinem Befremden sah ich nun, wie weit ich mich von der Insel entfernt hatte; aber das Befremden wurde zum Schrecken, als ich bemerkte, daß ich mich, trotzdem ich rüstig genug schwamm und die See spiegelglatt war, meinem Ziele nicht nur nicht näherte, sondern ganz zweifellos weiter von demselben abtrieb. Ich hatte von dem Strom gehört, der, je nach dem Stande des Wassers, mit wechselnder Kraft um die Spitze der Insel lief. In diesen Strom war ich geraten. Das mußte ich mir sagen, sagte es mir auch und daß, wenn ich das Herzklopfen, welches mich bei der schauerlichen Gewißheit überkommen hatte, nicht bändigte, ich rettungslos verloren sei. Ich war, wie ich mich denn auch sonst durch-

aus frei bewegen durfte, allein auf meine Expedition gegangen; auf dem sonneüberglänzten Strande, dessen äußerster Rand längst für mich versunken war, zeigte sich niemand; und wer, wenn sein Blick nicht zufällig die Richtung nahm, hätte den Punkt im Wasser, der mein Kopf war, bemerken sollen? In dem Moment, als mir meine gefährliche Lage klar geworden war, hatte ich mich auch darüber schlüssig gemacht, was ich zu meiner Rettung thun müsse. Ich mußte, um nicht immer weiter abzutreiben, mich seitwärts wendend, die letzte Kraft daran setzen, aus dem Strom zu kommen. War mir das gelungen, wollte ich, in dem Wasser still auf dem Rücken liegend, — was ich gut verstand, — ruhen, bis ich im stande sein würde, die eigentliche Rückfahrt anzutreten.

Zweifellos unter dem Schutz einer gnädigen Leukothea, obgleich ich sie nicht sah — nicht einmal in der Form eines Wasserhuhns — und sie mir auch keinen Schleier zurückließ, habe ich das Programm ausführen können und bin nach, ich weiß nicht wie langer Zeit, an einer von meiner Ausfahrt weit entfernten Stelle wieder an's Ufer gekommen, zwar „kraftlos von der schrecklichen Arbeit" und „der Stimme beraubt und des Atems", aber nicht, ohne mir, als ich, — wie ich wohl notgedrungen mußte — mein Abenteuer beichtete, eine väterliche Strafpredigt zuzuziehen. Eine sehr milde, gütige, denn er war allezeit die Milde und die Güte selbst, der liebe Vater. Und hatte ich nicht der Moral, in die sie doch auslaufen mußte: daß, wer sich in Gefahr begiebt, darin umkomme, indem ich glücklich der drohendsten Gefahr entrann, die Spitze abgebrochen?

Eine andere Moral und die mir für mein Leben ein Leitstern geworden, zog ich selbst aus einem zweiten Abenteuer, das mir nicht minder in treuem Gedächtnis geblieben ist, obgleich es dabei keinerlei Gefahr zu bestehen gab.

Wir fuhren — der Vater und ich — von dem Bagger, der wohl eine halbe Meile weiter in See lag, in einem Boote nach der Insel zurück. Der Vater saß am Steuer; der eine Bootsmann hockte müßig im Vorderteil; ich hatte, wie es meine Gewohnheit war, mir sein Ruder (seinen Riemen, um in der pommerschen Schiffersprache zu reden) erbeten und hielt sicheren Takt mit dem anderen Bootsmann an meiner Seite. Der Vater hatte gemeint, ich würde es wohl nicht lange treiben, denn es war ziemlich starker Seegang und infolgedessen das Rudern keine leichte Arbeit. Der Zweifel hatte meinen Ehrgeiz geweckt: ich war entschlossen, bis wir das Ziel erreicht, das Ruder nicht wieder aus der Hand zu geben. Aber ich fand nach einiger Zeit, daß ich meiner Kraft doch wohl zu viel zugemutet. Die Arme begannen mir zu erlahmen; das Herz fing an, dumpf zu schlagen, der Atem zu fliegen. Ich wollte meine Schwäche nicht eingestehen, nicht thun, was mir niemand verdacht hätte, jeder als selbstverständlich angesehen haben würde, zumal der Vater, der übrigens, in Gedanken verloren, still am Steuer saß und für die Zeit meiner gar nicht achtete. Endlich glaubte ich nicht mehr zu können. Schon hatte ich den Kopf über die rechte Schulter gewandt, dem Matrosen vorn im Boot zuzuwinken, er möge mir das Ruder abnehmen, als der an meiner Seite sagte:

„Jung' Herr, remen Se tau, süst segelt uns de' Swed am End' noch äwer!" (Junger Herr, rudern Sie zu; sonst segelt uns der Schwede am Ende noch über.) Aufblickend sah ich ein großes Fahrzeug unter vollen Segeln, das ich wohl schon vorher bemerkt, auf dessen Näherkommen ich aber nicht weiter geachtet hatte, dicht hinter uns. Aus der phlegmatischen Ruhe, mit welcher der Matrose die Worte gesprochen, hörte ich deutlich heraus, daß er, der stundenlang zu rudern gewohnt war, in der mir zugemuteten Leistung nicht nur nichts Besonderes, vielmehr ein einfach Selbstverständliches sah. Und gerade dieser wie aus dem ehernen Munde der Notwendigkeit kommende Ton traf mich in's Innerste. Es war kein Bravourstück, was ich da vollführte, es war das Gemeine, Alltägliche, von dem Augenblick nur noch etwas dringender Geforderte. Ich schämte mich meines Kleinmuts, meiner Schwäche; biß die Zähne aufeinander, und — war es der Anhauch des Willens, der den letzten Funken von Kraft in mir wieder zur Flamme anblies, hatte ich die erste peinliche Ermüdung der ungewohnten Arbeit gerade in diesem Augenblick überwunden und durfte die von der Schmerzenslast befreite Kraft frei spielen lassen — ich „ruderte zu", ruderte weiter in Zug und Tempo, wie sich's gehörte, die noch übrige, recht bedeutende Strecke, bis der Kiel des Bootes knirschend auf den Sand der Insel stieß.

Die Moral dieser Geschichte liegt für jeden auf der Hand. Wer von uns wäre in seinem Leben nicht schon in dem Falle gewesen, seine Kraft, deren letzten Rest er eben aufgebracht glaubte, an eine

neue Aufgabe setzen zu müssen? Und die er dann — zu seiner eigenen Verwunderung — doch bewältigte. Ja, in dem Leben aller, die sich, so oder so, ihre Ziele hoch gesteckt haben, ist der Fall keine Ausnahme, sondern konstituiert die Regel. Für sie gilt das Wort, das die vom unaufhörlichen Kriegsdienst heimgesuchten römischen Plebejer klagend riefen: sine missione nascimur — wir werden geboren, um ohne Urlaub unser Leben hinzubringen. Aber es ist, oder sollte wenigstens in ihrem Munde keine Klage sein. Sie sind oder sollten stets des Schillerschen Wortes eingedenk sein, daß „nur Beharrung zum Ziele führt", und jenes anderen, daß „der Mensch mit seinen größern Zwecken wächst." Zu wünschen wäre freilich jedem, es möchten diese Wahrheiten, die man, wenn man sie hört und liest, nur zu leicht in den Wind schlägt, ihm, wie mir, bei irgend einer Gelegenheit so drastisch zu Gemüte geführt werden, daß sie ihm für den Rest seines Lebens in Fleisch und Blut übergehen.

Indem ich das Theater mit seinen feststehenden Coulissen, auf welchem sich meine Jugend abspielte, zu schildern versuche, bemerke ich die Lücke in der Schilderung meines Entwickelungsganges zwischen dem halben Kinde, das an jenem Maiabend in Stralsund ankam, und dem ausdauernden Ruderer auf den pommerschen Gewässern. Ich muß nun den Leser bitten, wieder ein paar Schritte zurückzugehen, schon deshalb, weil, wenn ich besagte Lücke offen lasse, er nicht wohl verstehen dürfte, warum der Bursche,

dem es das Meer so angethan hatte, nicht demnächst als Schiffsjunge in die weite Welt geht. Der Wunsch dazu aber ist mir nie gekommen, oder doch höchstens in der Schattengestalt unbestimmter Sehnsucht. So muß denn wohl die kleine enge Welt, die mich umgab, vorderhand wenigstens mir so viel Anziehendes, Fesselndes, die junge Seele Füllendes geboten haben, daß ich mit Geist und Gemüt in sie eingebannt blieb.

Überlege ich aber, was mich in diesen jungen Jahren zumeist angezogen, geistig und sittlich erzogen hat, muß ich das Bekenntnis ablegen: die Schule ist es nicht gewesen. Ich bin im Leben manchem begegnet, der mit liebevoller Erinnerung an seiner Schule hing, diesem oder jenem seiner Lehrer nachrühmte, von ihm so wirksam beeinflußt worden zu sein, daß er die Richtung, welche seine Entwickelung genommen, auf jene frühen starken Anregungen zurückführen müßte. Ein solches Glück ist mir nicht zu teil geworden. Die Schule ist mir keine Stiefmutter, aber auch eben so gewiß keine alma mater gewesen. Sie hat mir ohne Haß und Liebe das Durchschnittsbrot gereicht, und kaum das, denn es war nicht selten von weniger als mittelguter Qualität. Dem einzigen meiner Lehrer, an dem ich mit aufrichtiger Liebe hing, und der auch mich in seiner Weise lieb hatte, fehlte es leider an der rechten pädagogischen Leidenschaft, ohne die sich freilich keiner mit der Leitung und Zurechtweisung einer irrenden und schwankenden jugendlichen Seele belastet.

Vorläufig hatten mich die Eltern wieder in eine Vorbereitungsschule geschickt, in der ich bleiben sollte,

bis ich das für das Gymnasium nötige Alter erreicht haben würde. Einen anderen Zweck konnten sie damit kaum verbinden. Denn was Herr Komet — so hieß der gute Mann — den ihm anvertrauten Kindern lehrte, wußte ich bereits bis etwa auf die lateinischen Deklinationen, mit denen er seinen Kursus abschloß. Der geistige Schlendrian, zu dem sich der Knabe so verurteilt sah, war gewiß nicht geeignet, die rechte Lernfreude in ihm wachzuerhalten, um so weniger, als sich jetzt bei ihm, dem man um ein paar Jahre zu früh Fibel und Schiefertafel in die zarten Hände gedrückt, eine leicht begreifliche Reaktion geltend machte. Er fing an, in der Schule ein Übel zu sehen, das ihm, wie die Dinge lagen, nicht einmal als ein notwendiges erscheinen konnte.

Aber der Geist ist eine Kraft, die, bis sie gebrochen oder zerbrochen ist, nicht ruhen kann. Wird ihr der Stoff vorenthalten, an dem sie sich zweckmäßig bethätigen würde, sucht sie sich dafür, wie es eben geht, zu entschädigen. Hier pflegt sich dann für manche Knaben der Weg zu öffnen, der mehr oder weniger tief in das Gebiet der sogenannten dummen Streiche führt; und es geht die Sage, daß der Junge, der sich eine erkleckliche Zahl besagter Streiche nicht zu schulden kommen ließ, keine Anwartschaft habe, ein tüchtiger Mann zu werden. Dann habe ich diese Anwartschaft verscherzt, man müßte denn auch Stücke, die ohne eine gewisse Kühnheit, ja, Waghalsigkeit nicht zu leisten sind, — wie jenes, von dem ich eben erzählt, — zu der ominösen Kategorie rechnen. Es mochte von dem „alten Männeken", das sonst äußerlich verschwunden war, doch etwas in mir stecken ge-

blieben sein: eine gewisse Ehrbarkeit des Betragens; die tiefe Scheu, sich durch Ungebühr irgend einer Art etwas zu vergeben und gerechten Tadel herauszufordern; die völlige Unfähigkeit, jemand, mochte er sein, wer er wollte, absichtlich wehe zu thun, ja, ihm nur einen Schabernack zu spielen. Will man einen Knaben derart einen Duckmäuser nennen, so muß ich es mir gefallen lassen und das Verdikt durch den Umstand erhärten, daß ich durch eine Schule, in der der Stock bis in die Oberquarta fürchterlich geschwungen wurde, gegangen bin, ohne jemals auch nur den leisesten Schlag zu erhalten. Ist aber ein anderer geneigt, ein derartiges sittiges Betragen lobenswert zu finden, so kann ich mir wiederum persönlich das Lob nicht anrechnen, da es einfach aus meiner Natur hervorging, und gegen alle Welt, alt oder jung, vornehm oder gering, wenn nicht freundlich, so doch höflich zu sein, mich niemals auch nur die mindeste Anstrengung gekostet hat.

Jeder Beobachter und — was wohl dasselbe ist: Liebhaber von Kindern wird immer aufs neue erstaunen über die unendliche Verschiedenheit der Begabung, welche sie zu ihren Spielen mitbringen. Da giebt es wahre Spielgenies; andere bewegen sich in allen Graden des Talentes abwärts bis zur völligen Unfähigkeit, sich die Welt zu erschließen, die jenen glücklicher Ausgestatteten so köstlich offen liegt. Ich würde mir sicher von dieser Welt meinen redlichen Anteil genommen haben, hätte man mich zu einer meinen Jahren und meiner geistigen Entwickelung gemäßen Arbeit angehalten. Nun das nicht der Fall war, wurde das Spielen ein Zeitvertreib, dem ich

mit Vorliebe, ja Leidenschaft nachhing. Eine weitläufige Wohnung, die wir in diesen Jahren inne hatten, und die sonst vieles zu wünschen ließ — denn sie war kalt, dunkel und participierte in ungebührlichem Maße an den berechtigten Eigentümlichkeiten der Stralsunder Häuser: dem Grundwasser in dem Keller und den Ratten auf den Böden — bot im übrigen ein unübertreffliches Spielrevier. Da war ein Hof mit Holzraum, Waschküche, Pferdestall und Wagenremise; da war ein für städtische Verhältnisse großer Garten mit alten, hohen Bäumen, Lauben und Gartenhaus. Vor dem Hause, das man mit seinen Nebengebäuden und Zugehörigkeiten wohl ein Gehöft nennen konnte, dehnte sich der „Neue Markt", mit dem der Garten durch eine Thür in Verbindung stand, und der bei abendlicher Weile bequem in das Spielfeld gezogen werden mochte, ebenso wie ein melancholisches Stück des Kirchhofes der Marienkirche, in deren Schatten das Haus lag. Daß ein Terrain, wie dieses, auch von anderen Knaben in seinem Vollwert für Spielzwecke geschätzt wurde, bewies die zahlreiche Schar, die sich an Sonn- und Feiertagen hier um uns zusammenfand. Über die Schar aber herrschte ein für allemal der älteste meiner Brüder, nicht, weil er herrschsüchtig, oder auch nur der älteste, sondern, weil er eines jener Spielgenies war, wie sich unter tausenden von Knaben je zuweilen eines findet. Und es war nicht nur die Erfindsamkeit an ihm zu bewundern, mit der er neue Spiele zu ersinnen und alten eine neue Seite abzugewinnen wußte, sondern vor allem das Geschick, der Takt, mit dem er uns zu leiten, der Geist der Ehre und Ritter-

lichkeit, mit dem er die Gemüter der besseren zu erfüllen und selbst die roheren Seelen zu bändigen verstand. Dabei war sein Moralcodex noch einfacher als der uns von Herodet überlieferte der alten Perser; denn er bestand nur aus zwei Sätzen. Der eine lautete: Du sollst tapfer sein; der andere: Du sollst die Wahrheit sprechen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß er selbst in der strengen Erfüllung dieser Gebote uns allen, ein leuchtendes Beispiel, voranging. Und so beeiferte sich denn jeder, ihm auch hierin zu folgen, der eine aus Überzeugung, der andere aus Furcht vor Schmach und Strafe, denn wer sich auch nur einmal als Feigling oder Lügner entpuppt hatte, wurde unerbittlich aus den Reihen gestoßen. Ich darf mich rühmen, ein gläubigster Jünger meines Propheten gewesen zu sein. Es ist mir eine liebe Pflicht, an dieser Stelle dem Guten, Anspruchslosen nachträglich meinen brüderlich herzlichen Dank zu sagen für die herrlichen Stunden, die ich an seiner Seite unter seiner Leitung verspielen und den moralischen Gewinn, welchen ich für die Zeit meines Lebens aus seinem Umgang und Beispiel schöpfen durfte.

Vertrieb uns aber die rauhe Jahreszeit aus Hof und Garten; war dem Schnee und Eis mit Pekschlitten und Schlittschuhen nichts abzugewinnen, oder die Luft an solchem Sport gebüßt, brauchte deshalb dem Spieltrieb um seine Befriedigung nicht bange zu sein. Er hatte sich nur noch inniger mit seiner holden Schwester Phantasie zu verbinden, um mit ihrer Hilfe sich eine Welt zu schaffen, schöner als die Märchen aus Tausend und eine Nacht, bunter als

die Abenteuer in Don Quixote's Ritterbüchern. Wer vermöchte zu sagen, was durch die Seele des Kindes geht, wenn es unter dem Weihnachtsbaum seinen Bauernhof aufbaut mit den strohgedeckten Ställen, deren gemalte Thüren sich niemals öffnen; dem Brunnen, dessen Wasser ewig in den Trog läuft, ohne ihn zu füllen; den Schafen, die so groß sind wie die Kühe; den Menschen, die so klein sind wie die Schafe; den Bäumen, die in der Natur nichts ihnen Ähnliches, geschweige denn ihres gleichen haben, und auf all' die idyllische Herrlichkeit die Lichter herabscheinen, die aber gar keine Lichter sind, sondern die liebe Sonne selber, die furchtbar heiß brennt und den blauen Schatten, den glücklicherweise der unterste Tannenzweig wirft, zu einer wahren Wohlthat für Mensch und Vieh macht? In welchen Schlachten alter oder neuer Zeit ging es so heiß her, wurden so kühne Frontalangriffe gemacht, so schlau ersonnene Flankenmärsche ausgeführt, wie in den Feldzügen der bleiernen Armeen des Knaben, der, zeusgleich, über dem Graus thront und mit gerechten Händen das Schicksal der kämpfenden Parteien abwägt? In welcher mittelalterlichen Ritterburg klaffte das Verließ so tief, waren die Treppen so steil, die Säle so hoch, als in der, welche er sich aus seinen Bauklötzen türmt? Friedliche Bauernhöfe, wilde Bleisoldatenschlachten, stolze Ritterburgen — durch den Dämmer, den ein halbes Jahrhundert über euch breitete — wie so deutlich sehe ich euch! Vor allem die Burgen, in deren sinniger und kühner Konstruktion ich, wie es scheint, Ungewöhnliches geleistet habe. Denn es geschah wohl, daß ein und der andere Wunderbau

selbst den Erwachsenen Interesse abgewann. So erinnere ich mich, daß einst der Vater mit einem zugereisten Freunde, der noch dazu ein Großwürdenträger seines Faches war, vor einem solchen Werke meiner Hand stand und höre den hohen Fremden — mit einem Wink der Augen nach mir — zu dem Vater sagen: das wird einmal ein Meister in unserer Kunst werden. Eine Prophezeiung, die, wie jene des guten Magisters der Vorbereitungsschule, mit anderen Prophezeiungen das Schicksal, nicht in Erfüllung zu gehen, gewissenhaft teilen sollte.

Wenn so, wie bemeldet, der Knabe dem eingeborenen, durch die zeitweilige, ihm in der Schule gewährte Muße begünstigten Spieltrieb in schier ausschweifender Weise nachgab, so scheint das in Widerspruch zu stehen mit dem frühreifen Ernst der Lebensauffassung — falls dieser Ausdruck hier verstattet ist, — von dem ich oben sagte, daß er mir von Kindsbeinen an eigen gewesen sei, und der sich auch in der ehrbaren treuen Erfüllung der an mich herantretenden Pflichten, welcher Art sie auch sein mochten, äußerte. Als kaum oder noch weniger vereinbar mit dieser ernsten und fast melancholischen Grundstimmung meines Gemütes möchte sich aber eine Neigung herausstellen, die sich jetzt in mir zu regen begann, oder doch kräftiger geltend machte, und von der ich ausführlicher berichten muß, weil sie mir nicht nur durch mein ganzes Leben treu geblieben ist, sondern sich in der Folge als die ruling passion meiner Seele erwiesen hat.

Diese Neigung, vielmehr, wie ich sagen muß: Nötigung aber war, das mich umgebende Leben in

seinen verschiedenartigen Erscheinungen nicht so zu lassen, wie es sich sinnenfällig darstellte, die eigenen Erlebnisse nicht so zu nehmen, wie sie in Wirklichkeit sich zugetragen, sondern aus allem und jedem etwas anderes zu machen, das nicht sinnenfällig und nicht wirklich war und seine Existenz nirgend hatte als in der Phantasie. In meiner Phantasie, die, über den wohlgefugten und so weit auch begriffenen Zusammenhang der Dinge hinausgreifend, sich an den Möglichkeiten ergötzte, die auch wieder zu Wirklichkeiten sich verdichtet haben würden, wenn dies oder jenes sich dazwischen geschoben hätte, ein drittes und viertes dazu getreten wäre. Dabei war das Eigentümliche, daß diese luftigen Gebilde sich nie ins Nebelhafte verloren, nie zu einer leeren Phantastik ausarteten, vielmehr sich an die Wirklichkeit hefteten, aus ihr die Nahrung sogen und sich so auch der Glaubwürdigkeit derselben teilhaftig machten. Diese Glaubwürdigkeit meiner Erfindungen wurde unterstützt durch die Gelassenheit, mit der ich sie vortrug, sodaß nicht nur die Schul- und Spielkameraden mein leichtes Opfer wurden, sondern auch die Erwachsenen sich unschwer einfangen ließen. Dabei lag mir nun nichts in der Welt ferner, als meine Hörer täuschen, ihre Gläubigkeit mißbrauchen zu wollen; auch beabsichtigte ich in keiner Weise, mich als Helden aufzuspielen. Ich erzählte das so hin mühelos, wie ein musikalisches Kind seine Finger über die Tasten eines Klaviers nach hübschen Läufen und wohlklingenden Akkorden schweifen läßt. Es war die reine Spielerei, nur auf ein anderes Gebiet übertragen, und hatte mit der bewußten Lüge nichts gemein. Vor ihr, die es immer auf einen

Vorteil für den Lügner abgesehen hat, der meistens zu einem Nachteil für den Belogenen ausschlägt, hatte ich vielmehr den tiefsten Abscheu, und ich erinnere mich noch schaudernd des Schreckens, der mich überfiel, als ich zum erstenmale eine wirkliche, gemeine Lüge von einem Kameraden ausgehen hörte. Ich traute meinen Ohren nicht; mir war, als ob der Boden, auf dem ich stand, schwankte, ein gähnender Abgrund vor mir sich öffnete.

Will nun jemand in diesem unüberwindlichen Hange des Knaben die ersten Regungen der Dichternatur sehen, so habe ich für mein Teil nichts dagegen, bin vielmehr der Meinung, daß die Lust zum Fabulieren allerdings der Ausgang alles poetischen Wirkens, die Quelle gleichsam ist, mit deren Wassern sich freilich noch die vieler, vieler anderen vereinigen und mischen müssen, bis sie zu dem befruchtenden Strome echter Poesie werden. Es ist da eben, umgekehrt wie in anderen Dingen, der Anfang leicht, die Folge schwer und das Ende nur in einem selten glücklichen Falle erreichbar.

Daß aber jene phantastischen Spiele und die mit den Dingen der Wirklichkeit spielende Phantasie auf einen Versuch hindrängen mußten, der mit dem eigentlich dichterischen Schaffen bereits eine größere Ähnlichkeit hat, sollte sich gar bald erweisen.

Zu den Requisiten der von mir mit immer neuer Lust geübten Spiele hatte selbstverständlich auch ein Theater gehört. Kein regelrechtes Puppentheater, wie jenes, von dem Wilhelm Meister der müden Liebsten schwärmend berichtet: ein ganz gewöhnliches nur, wie man es in den Spielbudenläden um ein

geringes ersteht. Anderthalb Quadratfuß Bühnenfläche mit einem Vorhang aus rotem Baumwollenzeug, in Zapfen drehbaren Coulissen, deren eine Seite ein Zimmer, die andere einen Wald darstellte, und dem obligaten wechselreichen Hintergrunde — das war alles. Die Figuren wurden aus Bilderbogen geschnitten, die vorher auf Pappe geklebt und mit einem Firnis überzogen waren, vermittelst dessen die Wallenstein, Wilhelm Tell e tutti quanti ein schönes glänzendes Aussehen bekamen, wenn sie sich nun, hinten durch einen angeleimten „Klotz" zum Stehen gebracht, von oben durch eingehakte Drähte dirigiert, im Licht von ein paar zwischen den Coulissen brennenden Talglichtstümpfchen präsentierten. Das Repertoire wechselte ab zwischen Einaktern, die irgend einem „Kinderfreund" entnommen waren, und mehr oder weniger großen Fragmenten der Schillerschen Dramen, unter denen sich wieder „die Räuber" einer verdienten Bevorzugung erfreuten. Ich muß indessen dieser Vorstudien bald überdrüssig geworden sein; es hat auch wohl die Anregung des wirklichen Theaters mitgewirkt, das ich ein und das andere Mal in Begleitung der Eltern besuchen durfte, — jedenfalls fühlte ich mich, als ich etwa zwölf Jahre zählte, getrieben, selbst ein Drama zu verfassen, dessen Aufführung ich nicht den Pappfiguren, sondern mir selbst und den Brüdern und Befreundeten anvertrauen wollte.

Obgleich ich nun vermute, daß ich dieses mein erstes Werk nicht wohl in meine „gesammelten" aufnehmen könnte, bedauere ich doch lebhaft den vermutlich schon früh erfolgten Verlust des Manuskripts.

Ich bin nämlich infolge desselben in der traurigen Lage, dem Leser nicht einmal den Titel des Stückes mitteilen und von seinem Inhalt die nötigen wissenschaftlich genauen Angaben machen zu können. Nur soviel ist mir im Gedächtnisse geblieben, daß es sich um zwei Jugendfreunde handelte, von denen der eine ein höchst edler Mensch war und Richard von Hinzendorf hieß, während den Namen des anderen die Nacht der Vergessenheit deckt. Gerechterweise. Muß er doch ein spottschlechter Kerl gewesen sein, er, der es fertig brachte, den edlen, ihm völlig vertrauenden Freund ich weiß nicht um was alles, ganz gewiß aber auch um das von ihm heißgeliebte Mädchen zu betrügen! Was wäre dem Edlen da anderes übrig geblieben, als unter die Räuber zu gehen und nach vielem und mannigfachen, nun wohl unausbleiblichen Graus für die Freiheit und Geliebte zu sterben im Kampf gegen die von dem verräterischen Freunde geführten Häscher, nachdem er selbstverständlich vorher sein gutes Schwert mit dem Herzblut des Schändlichen gerötet.

Litterarhistoriker, die nicht leicht eine Lücke in der Geschichte des geistigen Lebens lassen, werden aus dieser Inhaltsangabe den Schluß ziehen, daß das verloren gegangene Werk zweifellos zu jenen gehöre, welche Schillers Erstlingsdrama im nachahmenden Gefolge hatte. Ich möchte mich ihrer Meinung anschließen, vielleicht noch mit der kühnen Konjektur, daß von dem Ganzen wieder die Episode des Kosinsky dem jugendlichen Dichter vorgeschwebt habe. Der dann aber doch den ihm von seinem Vorgänger übermittelten Stoff nicht ohne eine gewisse, in An-

betracht seiner jungen Jahre doppelt löbliche Kühnheit zu etwas zu gestalten wußte, das einer relativen Selbständigkeit nicht durchaus ermangelt.

Glücklicherweise vermag ich über den Verlauf der „Première" noch einiges wenige mitzuteilen.

Sie fand in der Kinderstube statt, welchen traulichen Namen das den jüngeren Geschwistern eingeräumte Gemach beibehalten hatte, obgleich das jüngste bereits ein derber Junge geworden und heute Abend sogar mit einer Statistenrolle betraut war. Die Bühne nahm den hinteren Teil des Raumes ein; der Vorhang bestand aus zwei großen Tischtüchern: die Coulissen waren Bettschirme, ausgehobene Thürflügel u. s. w., alles schicklich drapiert und dekoriert. Über die Darsteller habe ich bereits berichtet. Das Publikum war nur klein, aber aus den Eltern, einer Anzahl befreundeter Herren und Damen und dem Dienstpersonal für unsre Zwecke aufs glücklichste gewählt. Man kargte nicht mit dem Beifall, welchen die Vorstellung auch verdiente, die soweit glatt verlief, nur daß die Maschinerie nicht immer korrekt funktionierte, und im dritten Akte eine unliebsame Episode stattfand, welche durch den Mangel an Disciplin eines der Darsteller veranlaßt wurde. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Wie auf der antiken und der alten englischen Bühne wurden auch bei uns die Frauenrollen von Personen männlichen Geschlechts, in unserm Falle: Knaben dargestellt. Die überaus schwierige Rolle der Heldin war einem gewissen Konrad v. K. wegen seiner schwarzen glänzenden Augen und der schönen Farben seines Gesichts anvertraut worden. War es

nun das Frauenkostüm, das ihm immer wieder lächerlich erschien, war es die angeborene Lustigkeit, die sich nicht bändigen ließ, — schon während der beiden ersten Akte hatte er durch die läßliche Art, mit der er seine tragische Rolle nahm, meinen Unwillen erregt. Ich hatte ihn während des zweiten Zwischenaktes ernstlich ins Gebet genommen, und er hatte feierlich Besserung gelobt. Wie sollte mich nun nicht der Schmerz, zuletzt der Zorn überwältigen, als in der großen Scene des dritten Aktes seine lustige Ungebühr nur noch stärker hervortrat, die schwarzen Augen vor Schelmerei zwinkerten, die vollen Wangen in jener verdächtigen Weise zuckten, welche dem Ausbruch eines Gelächters unmittelbar vorauszugehen pflegt. Ich konnte es nicht länger mit ansehen. Aus der Coulisse, hinter der ich, soufflierend, stand, herausfahren, dem guten Jungen eine schallende Ohrfeige versetzen und wieder hinter der Coulisse verschwinden — es war das Werk eines Augenblicks. Dessen ich mich jetzt herzlich schäme. Aber nur wer, zugleich Dichter, Direktor, Regisseur, Souffleur, Darsteller der Hauptrolle eines Stückes, die erste Aufführung in grimmigster Gefahr gesehen hat, an der Unfähigkeit oder Frivolität eines Mitspielers aufs greulichste zu scheitern und dabei kaltblütig geblieben ist — er allein hat das Recht, einen Stein auf mich zu werfen.

Hier nun muß ich der Versuchung widerstehen, die Frage aufzuwerfen, ob ich, nachdem die dramatische Muse mir so eine Fingerspitze gereicht zu haben

schien, nicht feurig nach dem Besitz ihrer ganzen Hand getrachtet haben würde, wenn die Verhältnisse nach dieser Seite hin für mich günstiger gelegen hätten; ich jetzt und später in lebhafte dauernde Berührung mit dem wirklichen Theater gekommen und anderes geschehen wäre, was einem werdenden Talent zur Aufmunterung und Förderung gereicht. Aber, so viel Berechtigung die Frage auf den ersten Blick haben mag, ist sie doch bei näherer Betrachtung eine müßige, ja, verwirrende. Die Geschichtsschreibung — und Biographie und Autobiographie sind doch nur ein Stück davon — hat es nur mit dem Was und dem Wie zu thun und muß vor dem Wenn Halt machen, das den wohl oder übel gefugten Bau der Geschehnisse, auf welchem ihr sinnendes Auge weilt, aus den Angeln heben würde. Gewiß wäre die Welt eine andere geworden, wenn die Griechen bei Marathon und Salamis geschlagen wären, Alexander die Schlacht von Gaugamela, Konstantin die an der milvischen Brücke verloren, der Kaiser Karl, als er auf den Thron gelangte, sich nicht als der große, gewaltige Völkerhirt erwiesen hätte. Nun aber — „es kam so", wie der Bauerknecht in Björnson's Novelle sagt, und weil es so kam, haben wir uns zu bescheiden und die Dinge zu nehmen, wie sie nun einmal lagen und liegen.

Für mich nun lagen die Dinge so, daß allerdings von einer besonderen Gunst, welche die Verhältnisse einem keimenden dramatischen Talent gewährt hätten, nicht wohl die Rede sein kann. Aber ebensowenig war, wie wir später deutlich sehen werden, für die Entwickelung irgend welcher litterarischen Strebung

die Atmosphäre Stralsunds im allgemeinen und die meines elterlichen Hauses im besonderen ein förderliches Element. Wenn sich nun dennoch der mir eingeborene Trieb nach einer anderen Seite Geltung zu schaffen suchte und zu schaffen wußte, so liegt wohl der Schluß nahe, daß dieser Trieb eben in jene andere Richtung wies und aus dem Verfolg derselben instinktiv seine Befriedigung erhoffte. Dem, welcher meiner litterarischen Laufbahn mit freundlicher Anteilnahme gefolgt ist, brauche ich nicht zu sagen: es ist der epische Trieb, von dem ich rede.

Nun würde es mit der pflichtschuldigen Wahrhaftigkeit des Autobiographen in üblem Einklang stehen und eine leidige Scheinbescheidenheit sein, wollte ich es hier als meine Überzeugung aussprechen, daß meine früheren und späteren Versuche und Bestrebungen in der dramatischen Sphäre auf eine völlige Verkennung meiner Begabung hinausliefen. Ich denke gar nicht so schlecht von diesen Versuchen, zu denen jedenfalls der innere Drang stark genug war, um mich — worüber seiner Zeit das Nähere berichtet werden wird — den Schritt auf die weltbedeutenden Bretter in Person thun zu lassen — ein Wagnis, das immerhin nicht jeder, den es danach gelüstet, auf sich nimmt. Ja, ich meine, eine tiefer gehende Erwägung der Eigenart meines Talentes (sit venia verbo!) wird unbedingt den dramatischen Zug, der nach Bethätigung drängt auch da, wo das Feld für ihn nicht bereitet ist, mit in die Rechnung stellen müssen. Wie dem aber auch sein mag, es handelt sich jetzt um die Erklärung der Thatsache, daß ich dem kräftigen Vorstoß in das dramatische Gebiet für die Zeit — und

auf lange Zeit hinaus — keinen Nachdruck gab, vielmehr in eine andere Bahn einlenkte, an deren Verfolgung den größten Teil meines Lebens und meiner Kraft zu setzen, mir vom Schicksal beschieden war.

Von demselben Schicksal, das mir die Liebe zur Natur so tief in die Brust gepflanzt hatte, und der ich jetzt, ein rüstiger Knabe, der seiner Kraft und Ausdauer völlig vertrauen durfte, in stundenlangen einsamen Streifereien bis zum Überschwang huldigte. Von den Träumen, die da durch meine Seele gingen, während ich mit lässigem Ruderschlag mein Boot über die glatte Flut trieb, oder, von abendlichem Schweifen durch die Felder und über die Strandwiesen zögernden Schrittes heimkehrend, dem Klagesang der wilden Schwäne lauschte, die unsichtbar über mir ihre luftige Bahn zogen, — ich wüßte von ihnen keine Rechenschaft zu geben. Aber ich vermute, daß sie, wer von der epischen Muse sich einmal begeistern lassen wird, in der Jugend geträumt haben muß und nirgendsonstwo träumen kann, als eben an dem Busen der Natur. Unzweifelhaft haben die epische Muse und die Natur von Anbeginn der poetischen Regung im Menschenherzen einander gesucht, bis sie sich in dem Liede von dem heimwärtsstrebenden Odysseus zu einem Bunde vereinigten, der nie wieder getrennt werden kann. Zwar ruht ja alle Dichtkunst auf dem Grunde der Natur, aber in ihren verschiedenen Gattungen doch in ganz verschiedener Weise. Für den Dramatiker ist es die Natur des menschlichen Geistes, die in erster und letzter Instanz das Urteil in den Prozessen sprechen muß, um deren Darstellung es sich für ihn handelt. Die äußere Natur in der Harmo-

nie und dem Widerstreit ihrer Elemente, ihrem Weben und Wirken in Wald und Feld hat für ihn nur eine sekundäre Wichtigkeit. Er darf von ihr in gewissem Sinne absehen, ja er muß es in dem ganz bestimmten, daß ihr Walten keinesfalls seine Kreise stören darf. Dem Epiker stört sie die seinen nicht, im Gegenteil: ihm sind die Mächte der Natur, mögen sie nun der kindlichen Phantasie als Götter erscheinen, oder der geschulten in ihrer wirklichen Gestalt, gute Freunde, ohne deren Beistand er sein Gewerbe weder treiben möchte, noch könnte. Und findet er an ihnen stets hochwillkommene Helfer, so sind sie ihm auch Vorbild und Lehrer in ihrer grundmäßigen Stetigkeit, ihrer heiligen Scheu vor allem Sprunghaften, Unvermittelten, der liebevollen Sorgfalt, mit der sie das Kleine und Kleinste hegen, das Große und Größte nicht zulassen, es habe denn zuvor alle Stadien, die sie bis dahin aufwärts trugen, gewissenhaft durchmessen. Und da nun die Liebe zur Natur dem epischen Gemüte eigen ist, jede Liebe aber die Tendenz hat, sich ihres Gegenstandes, so weit in ihren Kräften steht, zu bemächtigen, darf es uns nicht wunder nehmen, wenn epische Dichter der eigentlichen Naturkunde gern näher treten, und bei einem so mächtigen, wie Goethe, Dichtkunst und Naturforschung geschwisterlich Hand in Hand gehen. Er ist in dieser Hinsicht der polare Gegensatz von Lessing, der bekanntlich wünschte, der Frühling möge doch einmal zur Abwechselung blau erscheinen, und sich, glaube ich, durch diese Äußerung, ohne es zu wollen, als der Vollblutdramatiker, der er war, auf das glücklichste charakterisierte.

Ich habe diesen Lessingschen Wunsch nie empfunden, sondern mich jedes neuen Frühlings in seiner grünen Schönheit immer wieder herzhaft gefreut. Zu einer wissenschaftlichen Betrachtung der Natur bin ich aber freilich ebensowenig gelangt trotz der Zeit, die ich auf Schmetterlings-, Käfer-, Eier- und Steinsammlungen verwandte und des Rufes, dessen ich mich als erfolgreicher Züchter von Kanarienvögeln und Kaninchen zu rühmen hatte. Vielleicht war das Brockhaussche Pfennigmagazin, von dem sämtliche Bände nach und nach in meinen Besitz kamen, und aus dem ich den besten Teil meiner theoretischen Naturkenntnisse schöpfte, doch nicht das ganz geeignete Lehrbuch. Dennoch bin ich dem braven Werke zu großem Danke verpflichtet. Wenn es mich auch nur halb belehrte, so beglückte es mich ganz. Es ist mir Jahre hindurch eine tägliche Lektüre gewesen, sodaß ich über seinen Inhalt, den Text sowohl, wie die beigegebenen Holzschnitte, jederzeit ein examen rigorosum glänzend bestanden haben würde. Ich habe aus ihm so manches gelernt, von dem in der Schule nicht die Rede war, auch wohl nicht füglich sein konnte, und wenigstens eine Ahnung von vielem bekommen, das weit außerhalb des engen Kreises meiner Erfahrungswelt lag. Vor allem bot es mir ein heilsames Gegengewicht gegen die rein poetische Lektüre, in welcher der Lesewütige sich sonst ganz verloren hätte. Von Schillers Dramen habe ich bereits gesprochen; auf sie beschränkte sich, bis ich geraume Zeit später zu Shakespeare und Lessing gelangte, meine Kenntnis der dramatischen Litteratur. Aber in seinen Gedichten wußte ich nicht weniger

Bescheid, und auch sonst fiel mir keine Gedichtsammlung in die Hände, die mir nicht eine willkommene Gelegenheit geboten hätte, mein lyrisches Repertoire zu bereichern. Wenigstens dem Umfange nach. Denn mit meiner Kritik stand es selbstredend noch herzlich schwach. Die Hauptsache war, daß die Verse klingen mußten; dann aber blieben sie auch mühelos in meinem Gedächtnisse haften. Noch heute kann ich mit der stillen Recitation guter und schlechter Gedichte, von denen ich mit Bestimmtheit weiß, daß ihre Kenntnis aus jener Zeit stammt, ganze Stunden einer müssigen Eisenbahnfahrt oder nächtlicher Schlaflosigkeit verbringen, gerade, als ob ich die betreffenden Texte gedruckt vor mir liegen hätte. Dabei hat niemals ein eigentliches Auswendiglernen stattgefunden: es ist mir eben auf eine mir selbst rätselhafte Weise zugeflogen. Wogegen ich mir denn wieder anderes, was zu wissen viel ehrenvoller und ersprießlicher ist, wie: geschichtliche Fakta, Namen und Daten, von jeher nur mit großer Mühe aneignen konnte unter der beständigen Gefahr, das so mühsam Gelernte in aller Kürze zu vergessen und von neuem lernen zu müssen. Ich habe es weder früher noch später an diesem Fleiße fehlen lassen, da ich immer Achtung vor der Geschichte und so weit Interesse für sie hatte. So weit sie mir nämlich Bilder bot, mit denen meine Phantasie etwas anzufangen wußte. Von dem Momente, wo ich mir von den Personen oder Geschehnissen keine klare Vorstellung machen konnte, war auch mein Interesse dahin. Ich spreche natürlich hier von der Geschichtsauffassung des Knaben, nicht der des Mannes, der, wenn ihm ein

Ranke die großen Ideen entwickelt und klar legt, um deren Verwirklichung die historischen Mächte ringen, — die erst darin und dadurch Mächte sind und werden, daß sie sich zu Trägern dieser Ideen machen — der, sage ich, solchen Untersuchungen mit innigster, verständnisvoller Teilnahme folgt. Aber dem Knaben, dem diese Ideen noch mit einem Isisschleier verhüllt waren, und der doch mit instinktiver Gründlichkeit nach dem Warum? fragte, über das ihm die trockenen Geschichtsbücher und der noch trockenere Schulunterricht keine Auskunft gaben; ebenso wie sie von den Personen, deren Namen sie im Munde führten, von den Ereignissen, die sie berichteten, nur verkritzelte und verwischte Zeichnungen boten anstatt der lebensvollen Bilder, nach denen seine formen- und farbendurstige Seele verlangte — ihm möge man es nicht verdenken, wenn er, dieser dürren Heide entfliehend, sich jauchzend in die fette grüne Weide stürzte, welche ihm die epische Poesie bot.

Oder doch die Erzählungskunst. Denn nicht allem, was er an Romanen und Novellen in jener lesewütigen Zeit verschlang, möchte er heute den Eintritt in den Tempel verstatten. Ja, er hat die Erinnerung, daß es neben viel ledernem auch manchmal recht unheiliges Gesindel war, was sich da an ihn herandrängte. Aber es muß schon sehr derbes Leder sein, wenn es der widerstandsfähigen Phantasiekraft des Knaben lästig fallen soll; und was das Unheilige betrifft, so hat die gütige Natur dafür gesorgt, daß es keinen Boden in seiner reinen Seele findet. Wäre die böse Rotte aber auch so zahlreich gewesen, wie sie glücklicherweise klein war, sie hätte ja doch

nicht aufkommen können gegen den einen heiligen Walter Scott. Indem ich seinen teuren Namen aussprechе, nenne ich den vielleicht nicht vornehmsten, aber doch für meine damalige Zeit größten und gütigsten Nährvater meiner Seele. Es wird mir jetzt schwer, ihn zu lesen: die altväterliche Umständlichkeit seines Vortrages, die antiquarische Gelehrsamkeit, mit der er so gern prunkt, ermüden mich; seine langatmigen Schilderungen des Gegenständlichen erscheinen mir beschwerlich und überflüssig; die naive Willkür, mit der er die Geschichte für seine dichterischen Zwecke modelt, würde mich unwillig machen, wenn ich nicht darüber lächeln müßte — mit einem Worte: mein Ideal der epischen Kunst ist ein wesentlich anderes, als nach dessen Verwirklichung er strebte — aber was will das alles sagen? Es ist posthume Weisheit — wenn es Weisheit ist; und vermindert, wenn es solche wäre, nicht um ein Geringstes die ungeheure Summe des Dankes, die ich dem Trefflichen schulde. Welche Fülle von Sonnen-, Mond- und Sternenschein hat er in meine Seele gegossen? wie wundersam rauschen mir noch heute die grünen Wälder, durch die der „schwarze Ritter" den gewaltigen Rappen lenkt! saust mir der Wind über die Heidehügel, in denen Schloß Avenel eingebettet liegt! wie leben noch heute so kräftiglich diese Helden, die nie gelebt haben, vor meinem inneren Auge: Quentin Durward, George Brown, Wilfried von Ivanhoe, Edward Waverley und die lange Reihe der jugendlichen Gestalten, die sich auf den ersten Blick durch ihre Familienähnlichkeit als leibhaftige Geschwister ausweisen und sich auf einen zweiten doch so bedeut-

sam voneinander abheben! Wenn es nicht vermessen wäre, würde ich wünschen, es möchten von den Gestalten, die ich zu schaffen versucht habe, eine und die andere in der Phantasie der später Geborenen nachleben, wie die Walter Scotts dutzendweise in der meinen. Daß sie, die jungen Leute von heute, imstande sein sollten, über weit mehr als ein Menschenalter hinweg ganze Romane von mir, Kapitel für Kapitel, in der Erinnerung reproduzieren zu können, wie ich es von mehr als einer der „Wawerleyer Novellen" noch heute mich anheischig mache — so weit versteigen sich meine kühnsten Wünsche nicht.

Im Vergleich mit dem herrlichen Scott sind die anderen englischen und amerikanischen Erzähler: die Cooper, Ainsworth, Marryat und wie sie sonst heißen, deren Romane ich damals in die Hände bekam, Sterne zweiten und dritten Ranges. Nur Bulwer muß ich hier besonders nennen, nicht, weil ich ihn dem schottischen Barden ebenbürtig erachtete, sondern weil er für mich der erste war, der in seinen Romanen — mindestens in einigen derselben, wie Maltravers, Alice, Pelham, — die Schilderung der modernen Gesellschaft zum Vorwurf hat — einer Gesellschaft freilich, die sich ganz außerhalb der Sphäre meiner Erfahrungswelt bewegte, von der ich aber doch instinktiv herausfühlen mochte, daß sie aus demselben Boden erwachsen war, welchem ich später einmal den Stoff für meine Phantasiegebilde fast ausschließlich entnehmen würde. So habe ich denn dem edlen Lord stets eine aufrichtige Dankbarkeit bewahrt und die Achtung gezollt, welche seinem eminenten Talente gebührt, in noch höherem Maße ge-

bühren würde, wenn es unter der Zucht eines reineren Kunstgeschmackes gestanden hätte und kräftig genug gewesen wäre, die Schlacken eitler Selbstbespiegelungssucht und leidiger Vornehmthuerei von sich auszustoßen.

Mit diesen englischen Romanciers, zu denen sich nun auch bereits einige französische wie Eugen Sue und Alexander Dumas der Vater gesellten, konnten es in meiner Schätzung die deutschen nicht entfernt aufnehmen. Der Knabe würde vielleicht auch nicht anders geurteilt haben, wären ihm Goethes Meisterwerke und die besseren Romane und Novellen der Romantiker: Tiecks, Arnims, Brentanos bekannt geworden. Das war aber noch auf Jahre hinaus nicht der Fall; und was ihm von den Romanen der ungefähr zeitgenössischen Autoren — ich spreche hier von der ersten Hälfte der vierziger Jahre — in die Hände geriet, war vielleicht auch nicht immer das Beste. Wie dem auch sein mag, es sind mir von dieser bunten, sporadischen Lektüre nur seltene und nicht eben tiefe Eindrücke geworden, wie etwa von den „Studien" Stifters, einem oder dem anderen Roman Zschokkes, der Hahn, der Paalzow. Die vielen anderen: die Spindler, van der Velde, Tromlitz, Storch, Steffens und wen ich da sonst noch nennen könnte, sind mir, trotzdem ich jener Zeit so manches von ihnen gelesen, eben nur Namen geblieben — bis auf den heutigen Tag.

Muß ich nun so leider gestehen, daß Romane das Hauptkontingent meiner Lektüre ausmachten, so blieb es doch glücklicherweise nicht nur bei ihnen, im Gegenteil bemühte ich mich ernstlich, meine Litteratur-

kenntnis auch nach anderen Seiten zu erweitern. Ohne alle und jede Anleitung freilich, aus Gründen, die wir später eingehender erörtern müssen, und ganz dem Zufall anheimgegeben, der mir die Werke des einen in die Hände spielte und mir die des anderen Ebenbürtigen hartnäckig vorenthielt; oder innerhalb dieser Werke wiederum nur auf diese oder jene Partie meinen Anteil und meine Liebe lenkte und mich die dicht danebenliegende, die mir den gleichen Genuß, die gleiche Förderung gewährt hätte, als wäre ich blind gewesen, übersehen ließ.

So kannte ich von Goethes Werken zur Zeit — und für noch ein paar Jahre — nichts als den Faust — selbstverständlich den ersten Teil, der zweite lag mir noch in Siriusferne — und Hermann und Dorothea. Der Grund war einfach der, daß die Gesamtausgabe in meinem elterlichen Hause nicht existierte, und der Knabe jene einzelnen Stücke in Separatausgaben von seinem Taschengelde erschwingen konnte. Und wenn seine frühe Bekanntschaft mit Schiller insofern ein halber Zufall war, als die Eltern die Anschaffung der bekannten zwölf Bände, welche Cotta damals lieferungsweise in Begleitung von ein paar unbedeutenden Stahlstichen herausgab, denn doch für obligatorisch gehalten haben mochten, so ist es ein ganzer, daß er verhältnismäßig so früh die Bekanntschaft Lessings machte. Ein Schulkamerad bot mir eine aus seines Vaters Bibliothek ausrangierte alte Ausgabe von Lessings Werken — es war die von seinem Bruder Karl Gotthelf herausgegebene in 30 Bänden — zum Kauf an. Er hätte mir die Werke Herders oder Wielands, die mir ebenso

unbekannt waren, wie jene, anbieten können, und ich würde, da ich, wie es scheint, gerade bei Geld war, zugegriffen haben, wäre es auch nur gewesen, um meine kleine Bücherei zu vergrößern. So blieb es vor der Hand bei Lessing, und da hatte es denn freilich „der Zufall gut getroffen". Wie so wunder=sam mutete mich dieser große, klare, tapfere Geist an! er, der selbst meinem geliebten, bis dahin über alle anderen Autoren verehrten Schiller den Rang streitig machte, es wohl gar zeitweise über jenen da=vontrug und mir im Leben ein unzertrennlicher Be=gleiter und bewunderter Meister bis auf den heuti=gen Tag geblieben ist.

Für eine Zeit muß freilich Heines „Buch der Lieder" mich ganz und gar gefesselt haben, da ich es noch halb auswendig weiß und diese Kenntnis sich nur aus jenen Jahren schreiben kann. Doch möchte ich in diesem Falle nicht von Zufall sprechen, da das Buch in jenen Tagen von der Woge des allgemeinen Beifalls so hoch getragen wurde, daß es auch wohl an meinen öden Strand gelangen mußte. Wiederum aber ist es eine Laune des Zu=falls, die mir Freiligraths Gedichte zuführte, denn ich erinnere mich nicht, sie in den Händen meiner Kameraden gesehen zu haben, und ganz gewiß hat keiner von ihnen sie so ausgekostet wie ich. Habe ich doch auch später wahrnehmen müssen, daß so köstliche Gedichte, wie „Der ausgewanderte Dichter", die von damals her zu dem eisernen Bestande meines poeti=schen Repertoires gehören, selbst Kennern der Litte=ratur unbekannt zu bleiben pflegen! Und wie hätte dieser Magier, der mir seine farbenprächtige Tropen=

welt in mein dürftig-kahles Leben trug, mich nicht bezaubern sollen! Bezaubert er mich doch noch heute, trotzdem mich seine Dichtweise so oft an das Lessingsche Wort erinnert, daß „Gold mit Gold verbrämen, ein schlechter Geschmack ist", und ich den verhängnisvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, den seine zügellose Phantasie so oft macht, nur zu deutlich sehe! Damals freilich empfand und sah ich das alles nicht; jedes Gedicht und jeder Vers dünkten mich köstlich. Dabei war zweifellos noch ein anderes, was mich, ohne daß ich es ahnte, oder mir ganz klar machte, zu ihm und auch zu Heine zog, und das ich mit einem Worte als den Duft des Modernen, des Aktuellen bezeichnen möchte. Ein prickelnder Reiz, den zum Beispiel Uhlands Romantik gar nicht auf mich ausübte, und der doch nicht so heftig war, daß er mich hätte abschrecken können, wie es die schneidende Satire des „Wintermärchen" und das gelegentlich polternde Pathos des „Glaubensbekenntnis" gründlich thaten. Die politische Leidenschaft schlummerte eben noch zu tief in dem jugendlichen Busen; und so ließen mich auch die Schmerzensschreie Herweghs, Sallets, Dullers, Strachwitz', wenn sie einmal zu mir drangen, kühl bis ans Herz hinan. Eine lange Reihe anderer Dichter, unter denen doch so bedeutende waren wie Lenau und Rückert, kannte ich damals, glaube ich, nicht einmal den Namen nach.

Ich darf diesen Katalog meiner damaligen Dichter nicht schließen, ohne dessen zu gedenken, dem ich — in einer Beziehung wenigstens — mehr verdanke, als allen anderen zusammengenommen. Es wäre ja

nicht nur vermessen, sondern thöricht, wollte ich sagen: dieser aller hätte ich entraten können, sofern man mir nur den einen Homer gelassen. Aber als meine innige Überzeugung darf ich es aussprechen: ohne die stets nur wachsende Bewunderung vor seiner Größe, ohne das unablässige Studium seiner unbewußt-genialen, so weit es in Menschenkraft steht, vollendeten epischen Technik kann ich mir von dem, was sonst als Dichter — und ich möchte sagen: auch als Mensch — stehen und fallen beide doch zusammen — aus mir geworden wäre, keine Vorstellung machen. Denn, wenn ich selbstverständlich Ilias und Odyssee anfangs gelesen hatte wie den Robinson: mit der vollen Naivetät einer jungen Seele, die aus der Wirklichkeit in das Reich der Poesie stürmt, jauchzend, wie der Knabe aus der Schule in die Frühlingswelt, so gewöhnte ich mich doch bald und später immer mehr daran, Dichtung und Leben auf die homerischen Gesänge, auf die homerische Menschheit zu reflektieren, als auf das Schema für beide. Ein Schema, das wohl modifiziert und erweitert werden kann, das aber in seinen Grundzügen unverrückbar fest steht. Homer und Natur — sie fließen für mich in ein Untrennbares zusammen: wohin immer ich bei ihm blicke, ich sehe die Natur, verklärt in ihrem poetischen Spiegelbilde. Mag doch die Menschheit ihre Gewalt, die das erste Chorlied der Antigone besingt, wie schon jetzt ins Ungeheure, so in Zukunft in noch viel Ungeheureres, unsre heutigen kühnsten Wünsche und Hoffnungen Beschämendes, unsren heutigen Vorstellungen Inkommensurables steigern — in Triumph und Schmach, Liebe und Haß, in allem, was ihren

Busen bewegen und erschüttern kann, wird sie ewig dieselbe bleiben, auf deren Betrachtung das götter-gleiche Auge Homers weilt. Und welche neuen Stoff-gebiete die Phantasie sich seitdem erschlossen hat und noch erschließen wird, für die Kunst erobert hat sie sie nur und wird sie sie nur erobern, so weit sie ihre Gebilde — die eben nur dadurch Gebilde werden — in jenes ideale Licht stellte und stellen wird, von welchem bei Homer das Größte wie das Kleinste um-flossen ist.

Das nun würde der Knabe-Jüngling, der end-lich den geliebten Dichter im Urtext lesen durfte, in seiner vollen Bedeutung wohl kaum verstanden haben, hätte auch der Lehrer in den Homerstunden der sich herandrängenden Versuchung zu solchen moralisch-ästhetischen Exkursen Folge gegeben. Aber in die lauschende Seele des Schülers wäre doch wohl ein Samenkorn gefallen, ihm später hundertfältige Früchte zu tragen. So verhältnismäßig mühelos sollten ihm seine Ernten nicht reifen. Das hohe Glück, in dieser kritischen Periode geistiger und physischer Entwickelung einem Manne zu begegnen, im stande und willens, ihm die in seiner Brust gährenden verworren-heftigen Triebe zu schlichten und zu beschwichtigen, dem rast-los Strebenden den Weg zu deuten, in den ihn Anlage und Neigung wiesen, und auf dem er nun so im Dunklen ratlos dahintappte — es ist ihm nicht geworden.

Doch bevor ich den geneigten Leser weiter mit mir den Weg durch diese Station meines Lebens führe, muß ich eine kleine Episode einschalten. Ich ließe sie freilich lieber weg, da ich im voraus weiß,

daß sie einem und dem anderen unerfreulich, ja ärgerlich sein wird. Aber wer sich zu dem Wagnis erkühnt hat, die Geschichte seines Lebens der Wahrheit gemäß zu erzählen, kann sich nicht anheischig machen, nur Erfreuliches zu berichten. Überdies darf ich versichert sein, daß, wer mich nicht erst aus diesen Blättern kennen lernt, sondern sich bereits aus meinen Schriften mit meiner Denkungsart auch nur einigermaßen vertraut gemacht hat, das Folgende als etwas, worauf er vorbereitet war, gelassen hinnehmen wird.

Ich spreche aber hier von meiner Einsegnung, zu der die Vorbereitung sich jetzt nicht wohl länger hinausschieben ließ. Nicht, als ob ich über das dem ernsten Schritt gemäße Alter mit meinen fünfzehn Jahren bereits hinausgewesen wäre! Aber ich saß bereits seit beinahe einem Jahre in der Sekunda (die bei uns, ebenso wie die Prima, nur eine Klasse ausmachte) und mußte mich fragen, ob ich, was man von mir verlangte, später noch würde leisten können, ohne eine Lüge auf mich zu nehmen, vor der mir schauderte. Ja, ich würde, hätte ich dem inneren Triebe frei folgen dürfen, auch jetzt der Wahrheit die gebührende Ehre gegeben haben. Wenn ich es nicht that und ihrem Gegensatz durch eine reservatio mentalis einen Teil seiner Häßlichkeit nehmen zu können meinte, so geschah es nicht aus Feigheit, sondern weil ich wußte, daß ich Menschen, die mich liebten und die ich lieb hatte, durch meine Weigerung betrüben, oder doch in schwere Verlegenheit bringen würde.

Das letztere hätte für meine Eltern sicher stattgefunden. Ob auch das erstere, vermag ich mit

Bestimmtheit nicht zu sagen. Sie hatten über Glaubenssachen mit uns Kindern niemals gesprochen. Ob diese negative Haltung die Folge einer wohlerwogenen Maxime, oder des religiösen Indifferentismus, oder nur einer ängstlichen Scheu war, sich, ohne den Rückhalt wissenschaftlicher Bildung, auf so schwierige und möglicherweise gefährliche Dinge einzulassen — ich könnte darüber nur Vermutungen aussprechen. Soviel ist gewiß: kirchlich im landläufigen Sinne waren sie beide nicht. Der Vater besuchte die Kirche nur bei offiziellen Gelegenheiten, die Mutter niemals, was aber möglicherweise mit der Kränklichkeit zusammenhing, von welcher sie nach der Geburt ihres letzten Kindes heimgesucht wurde. Eine konsequente Freidenkerin in dem den Orthodoxen so verhaßten Sinne war sie wohl nicht. Wenigstens hatte ich sie noch vor wenigen Jahren, als mein zweitältester Bruder, ein schöner, reichbegabter Knabe, gestorben war, und sie selbst schwer krank darniederlag, mit feuriger Überzeugung das auch starkgeistigen Frauen so teure „Wiedersehen nach dem Tode" als ein den Menschen gebührendes Recht in Anspruch nehmen hören. Das ist denn aber auch die einzige Äußerung über transcendentale Dinge, der ich mich aus dem teuren, sonst so beredten Munde erinnere. Im übrigen ließen die Eltern in Sachen der Kirche jedem seine Freiheit. Hielten weibliche Verwandte — von denen sich fast beständig eine oder die andere und manchmal mehrere zugleich in dem gastfreundlichen Hause fanden — auf allsonntäglichen Besuch des Gotteshauses — sie hatten nichts dagegen. Handelte es sich dann etwa um die gewünschte Be-

gleitung eines der jüngeren Kinder — sie redeten weder zu noch ab. Sonst mochten sie der Meinung leben, daß das Beispiel der Eltern im Wohlthun jeglicher Art den Kindern wichtiger sei als die schönste Predigt von der Kanzel und die gläubigsten Gesangbuchverse.

Was nun mich betrifft, so ist mir von frühester Jugend auf die kirchliche Gesinnung ein Fremdes, ja Befremdendes gewesen. Wenn das ein Unglück ist, so ist es eines, das mir von Natur anhaftet; und ich mache das Geständnis mit derselben Unbefangenheit, mit der ich etwa, wäre es der Fall, dem Leser berichten würde, daß ich farbenblind geboren sei. Die Anbetung der unermeßlichen Herrlichkeit eines höchsten Wesens, in der Millionen ihre höchsten Wonnen suchen, ich konnte sie bis auf ein Gewisses wohl nachempfinden, wenn sie, wie in den Psalmen, einen überwältigenden Ausdruck annimmt, oder sich auch in den einfachsten Gemütern mit rührender Naivetät äußert; sie voll zu teilen vermochte ich nicht. Das Jenseits mit seinen mystischen Fernblicken in die Gefilde der Seligen, in die Schauer der Abgründe, durch welche sich die unbußfertige Seele zur Heiligkeit emporzuringen hat — ich sah es wie in einem dunklen Spiegel, der mir sich ineinander wirrende Wolken anstatt fester Bilder bot, und über den ich deshalb gern den Schleier wieder fallen ließ.

Denke ich nun aber den Gründen einer so seltsamen Einseitigkeit nach, so bin ich geneigt, sie auf Rechnung derjenigen Kraft der Seele zu schreiben, welche bei mir von Haus aus die bei weitem stärkste war, sodaß mein ganzes Geistesleben sie zur Basis

zu haben scheint; ich meine auf Rechnung der Phantasie. Sie, die nur bilden, nur im Bilden leben, in Bildern sich äußern kann, wird aus der hohen Herrscherin, die sie in ihrem Gebiete war, zur bescheidenen Dienerin mit dem ersten Schritt in das Reich des abstrakten Gedankens. Doch leistet sie hier gern die von ihr geheischte Hilfe. Aber will man sie dahin zwingen, wo der Verstand sich gefangen giebt, das Denken seine Ohnmacht eingesteht; sie selbst, und mutete sie sich das Äußerste zu, es höchstens zu Symbolen, nimmermehr zu plastischen Vorstellungen bringt: „ins Unbetretene, nicht zu Betretende" — dann verweigert sie ihre Gefolgschaft. Mit Recht. Denn auch ihr muß die Wohlthat zu gute kommen, daß über sein Können und Vermögen hinaus niemand verpflichtet werden soll. Ich konnte und vermochte Leben und Leiden des Menschensohnes in jeder Phase, der episch-idyllischen des Anfangs, der tragischen des Ausgangs mit innigster, bis zu Thränen gerührter Teilnahme zu verfolgen. Aber vor den Wundern machte ich kurz entschlossen Halt, und mit dem Tode des Dulders am Kreuz waren die heiligen Akten für mich geschlossen. Sie waren es gewesen, bevor ich den Anti-Goeze gelesen und dem Gespräch Nathans mit Recha und Daja im ersten Akte gelauscht, in welchem die beiden Frauen für die Übermenschlichkeit des Retters aus dem Feuer plaidieren, und der Weise ihnen klar macht, daß es ein Mensch gewesen, der „sterbend sich zu laben nichts hat als das Bewußtsein dieser That".

Warum ich aber dies alles hier vorbringe? Wahrlich nicht, um sie zu ärgern, die nie danach fragen,

ob sie mit der prahlerischen Verkündigung ihrer Glaubenssätze, der Unduldsamkeit, mit der sie die Zustimmung zu diesen Sätzen heischen, uns, die wir anderen Sinnes sind, in Verlegenheit bringen, zum Widerspruch herausfordern, in Überzeugungen, die auch uns heilig sind, verletzen und empören. Nein! Nur weil ich des Wahlspruchs meiner Knabenjahre eingedenk bin, daß der Mensch tapfer sein soll und die Wahrheit sagen. Weil ich meine, es stünde besser um die Welt im allgemeinen und um die der Kirche nicht zum mindesten, wenn jeder es sich zu seinem Wahlspruch machte und danach handelte. Denn die schlimmsten Feinde der Kirche sind nicht die mit bescheidener Festigkeit aus ihrem glaubensunfähigen Seelenzustand kein Hehl machen; es sind die Lauen und Halben, die ja und nein sagen möchten zu gleicher Zeit; es sind die Feigen, die keine Empfindung haben für die Schamlosigkeit der Lüge. Mit ihnen sollte die Kirche nun und nimmer, wie sie es nur zu gern und oft thut, ein Kompromiß schließen, aus dem ihr nie ein Vorteil erwachsen kann, das ihr im Gegenteil immer zu tiefster Schädigung ausschlagen muß. Das sollte doch sie, sollten vor allem aber auch die halben Lügner und ganzen Feiglinge, so weit sie zur Schar der beati possidentes gehören, wohl bedenken. Besonders in unseren Tagen, wo in den unteren und untersten Schichten des Volkes eine verhängnisvolle Glaubenslosigkeit — verhängnisvoll, weil ihre scheinbar unabweislichen Konsequenzen durch kein geklärtes Denken berichtigt, ihr finsterer Pessimismus durch keine spinozistische Resignation erhellt werden — immer mehr um sich greift;

die misera plebs der Glaubenslosen keinerlei Verständnis für die Kompromißsüchtigkeit hat, welche den Weltkindern aus ihrer wunderlichen Lage erwächst, sie dieselben vielmehr mitleidslos, wie sie sich selbst vom Geschick behandelt nennen, verdammen und ihnen, die sie einmal auf einer Unwahrheit ertappt haben, das Vertrauen auch da entziehen, wo sie es ihnen allenfalls gewähren dürften, vielleicht verdientermaßen gewähren müßten.

Solche Betrachtungen waren es nun zwar nicht, mit denen ich, Bibel, Katechismus und Gesangbuch unter dem Arm, zu meiner ersten Konfirmationsstunde ging. Immerhin war ich entschlossen, wenn ich dazu gedrängt werden sollte, aus meinen Überzeugungen kein Geheimnis zu machen, es möchte daraus nun entstehen was wollte. Aber dazu ließ es der verständige, wohlwollende Geistliche nicht kommen. Er legte mir von Zeit zu Zeit eine unverfängliche Frage vor, die ich ebenso beantworten konnte. Während der ganzen übrigen Zeit betrachtete er mich als stummen Zuhörer seiner Lehre, welche er auf den einfachsten Ausdruck reducieren mußte, da seine kleine Herde sonst fast ausnahmslos aus Söhnen von Handwerkern und halb bäuerlichen Vorstadtsbürgern bestand. Nur bei dem Akt der Einsegnung selbst, als er zwischen mir und dem neben mir knieenden Knaben das Zeichen des Kreuzes machte, glaubte ich zu bemerken, daß sein Blick mich nur so obenhin streifte mit einem Ausdruck, der vielleicht nur eine Folge physischer Abspannung oder momentaner Zerstreutheit war, in welchem ich aber, nicht schuldlosen Herzens, einen stummen Vorwurf, ja etwas wie Zurückweisung zu

lesen glaubte. So blieb denn in meiner Seele der Stachel des Bewußtseins, mich einer Unwahrheit schuldig gemacht zu haben, welche der, dessen Amtes es sonst gewesen wäre, aus anderen Gründen nicht hatte rügen wollen. Meine Scham war aufrichtig. Aus den Händen des verehrten Mannes am folgenden Sonntag, wie es für die Konfirmierten in unserer Stadt der Brauch war, das Abendmahl entgegenzunehmen, habe ich nicht gewagt.

So war denn auch diese Wolke vorübergezogen an dem klaren Himmel, der für mich das Leben dieser Jahre war. Wie ich den Weg durch die vorhergegangenen Klassen ohne Aufenthalt und Anstoß zurückgelegt hatte, so schien es, als ob ich mich jetzt in der Sekunda vor den Kommilitonen gar hervorthun wolle. Trotz der buntscheckigen Lektüre, der ich mich nach wie vor, ja, mit nur immer wachsender Begier hingab, und trotz der Allotria, die ich sonst trieb, und von denen wir alsbald zu sprechen haben werden, war ich in den Schulwissenschaften, soweit sie in meinen jeweiligen Pflichtenbereich fielen, wohl bewandert, mit alleiniger Ausnahme der Mathematik, der ich nun ein für allemal keinen Geschmack abzugewinnen vermochte. Ich erfreute mich des Vertrauens meiner Lehrer, besonders des Ordinarius, eben jenes Mannes, dessen ich bereits früher einmal Erwähnung that. Seine schönen tiefen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf mir, wenn ich eine besonders gute Antwort gegeben; statt der zwanzig zum Auswendiglernen aufgegebenen Odysseeverse mit hundert aufwarten konnte, oder mit angeborener Lebhaftigkeit für eine, der seinen etwa entgegenstehende Meinung eintrat.

Ich meinerseits hing an ihm mit aufrichtiger herzlicher Liebe. Hatte ich doch aus seinem sanften Munde zum ersten Male Worte vernommen, die nicht aus der staubigen Schulatmosphäre, sondern aus Regionen zu kommen schienen, in die mein Denken, meine Phantasie sehnsuchtsvoll strebten. Leider, daß es dabei blieb, er mich nur den Glockenklang vernehmen ließ aus der Wunderstadt; es verschmähte, mit mir in die Tiefe zu steigen, mich durch ihre prangenden Gassen bis an die Vorstufe wenigstens ihrer säulengetragenen Tempel zu führen. War es seine weiche Natur, die ihm eine derartige Mentorrolle als zu verantwortlich erscheinen ließ; empfand er zu derselben doch nicht den rechten inneren Trieb; hielt er mich nicht für würdig, sein Telemach zu sein — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es über sein stilles Wohlwollen, über meine stumme Liebe nicht hinauskam auch bei einer Gelegenheit, die recht dazu angethan schien, den Bann zu brechen.

Doch um zu erzählen, welches diese Angelegenheit war, muß ich zuvor eine Lücke ausfüllen, die ich in meiner Darstellung gelassen habe, vielleicht zur Verwunderung des aufmerksamen Lesers, der sich gefragt haben wird, was denn nun in der ganzen Zeit aus meinen eigenen poetischen Versuchen geworden sei?

Seit dem Abend der Première jenes Schauerdramas, dessen Titel leider der Litteraturgeschichte nicht aufbewahrt ist, sind drei oder vier Jahre vergangen, in welchen ich die dramatische Muse mit meinen Huldigungen nicht wieder belästigt habe. Dagegen hat die der Lyrik und ebenso die der Epik

viel von mir zu leiden gehabt. Ich hatte dies Ereignis in der Schule in Hexametern besungen, denen sich Pentameter ungerufen beimischten, jenes andere in Strophen, deren Versmaße den Chören in Aristophanes' Komödien an Mannigfaltigkeit nichts nachgaben, wenn sie von denselben auch an Regelmäßigkeit übertroffen wurden. Und da war mir nicht leicht in meinem bescheidenen Leben etwas nicht ganz alltägliches begegnet, ohne daß es mir nicht wohl oder übel zum Vorwurf für meine Reimereien hätte dienen müssen. Wollte sich aber schlechterdings kein Stoff finden — nun wohl, ich hatte in meinem Schiller gelesen, daß wer sich einmal als Poeten giebt, die Poesie kommandieren müsse, und kommandierte munter darauf los über — Worte, Worte, Worte.

Aber wem hatte ich mich denn als Poeten gegeben? Außer mir selbst niemanden und, streng genommen, auch nicht einmal mir. Ich hatte diese Allotria getrieben, „wie Essen und Trinken frei", weil ich nicht anders konnte, es eben die Nahrung war, nach der meine Seele verlangte, ohne jemand zu Gast zu laden, vielmehr, indem ich meine poetischen Gerichte — wenn es welche waren — in aller wohlbewahrten Heimlichkeit allein verzehrte. Inzwischen waren die Mahlzeiten, wenn nicht schmackhafter, so doch umfangreicher geworden: zu den lyrischen Allotriis waren epische gekommen, mit denen ich es womöglich noch ernsthafter nahm als mit jenen: Erzählungen, Novellen, und damit war dem Unglück die Thür geöffnet.

Denn mag auch der lyrisch angehauchte Hirtenknabe seine Pansflöte in der Einsamkeit blasen und

in der stillen Zuhörerschaft von Bäumen und Büschen sein Genügen finden, — wer etwas zu erzählen hat, muß Menschen haben, denen er es erzählt; und, kommen sie nicht von selbst, muß er sie suchen gehen. Auch der Lyriker wird es freilich, falls er sich zum Künstler auswächst, auf die Dauer in der Einsamkeit nicht aushalten, aber für ihn ist es, sozusagen, ein letzter Schritt, wie leichtfertig er auch von vielen gethan werden mag; der Erzähler fängt gewissermaßen mit ihm an, wie es dann auch bei mir der Fall gewesen. Hatte ich mir nicht bereits für jene Erfindungen meines müssigen Vorschülerkopfes — jene Geschehnisse, die niemals geschehen waren — in den Kameraden, den Brüdern, Cousinen und Tanten, den Eltern sogar meine Opfer gesucht und gefunden? Der Unterschied bestand nur darin, daß ich jetzt meine Erfindungen zu Papier gebracht hatte und nun auch für sie, wie für jene luftigen mündlichen ein Publikum haben wollte, haben mußte. Ein Zufall gab mir den Mut, das Attentat, das ich vermutlich schon längere Zeit gegen meine Kommilitonen im Schilde führte, ins Werk zu setzen.

Durch die Sekunda lief eines Tages ein von der Elite der notorischen Spaß- und Lärmmacher der Klasse unterzeichnetes Cirkular, in welchem zur Gründung eines Witzblattes — das natürlich „der Ulk" heißen sollte — männiglich aufgefordert wurde. Ich ging scheinbar freudig auf die sublime Idee ein, setzte auch meinen Namen auf die Mitarbeiterliste, aber nur, um folgenden Tages ein zweites Cirkular erlassen zu können. Es ging von mir allein aus. Ich erinnerte daran, daß man über dem Guten das

Bessere nicht vergessen, während der Witz seine Funken sprühe, die heilige Flamme der Poesie, die in aller Busen glühe, nicht erlöschen lassen dürfe, und auf welche tönenden Phrasen ich denn sonst verfiel, meinen Mitschülern die nun nicht länger hinauszuschiebende Pflicht der Herstellung einer poetischen Wochenschrift ans Herz zu legen.

Auch dieser Aufruf fand Beifall, freilich weitaus nicht den begeisterten, allgemeinen jenes ersten. Es hielt sogar schwer, die Zahl der Mitglieder des „poetischen Kränzchens", welches nach langen Debatten beschlossen war, bis auf die obligate Neun zu bringen, und ich konnte mich von vornherein der trüben Ahnung nicht erwehren, daß unter diesen Berufenen wenig, sehr wenig Auserwählte sein möchten.

Einmal in der Woche sollte das Kränzchen stattfinden, das abendliche Programm ein für allemal aus zwei Teilen bestehen: der Lesung von ein paar Akten eines Schillerschen Dramas „mit verteilten Rollen"; dann Vorlegung, respektive kritischer Musterung der Geschenke, welche im Verlauf der Woche die Muse ihren Jüngern gewährt hatte. Zur Einsammlung und schicklichen Ordnung dieser Gaben war jede Woche ein anderer bestimmt, dem außer diesem Redaktionsgeschäft auch der Löwenteil der poetischen Produktion zugemessen war. Versammlungslokal war bis auf weiteres mein Zimmer.

Und da saßen wir denn, dicht gedrängt — das Zimmer gehörte nicht zu den saalartigen — und lasen im Scheine zweier Lampen, deren Leuchtkraft zu wünschen ließ, Wallensteins Tod, wobei man

mir die Titelrolle übertragen hatte, die ich dann herunterdonnerte, möglichst genau so, wie ich sie von „Kunst" gehört. Im vergangenen Winter, als der genannte, einst hochgefeierte Mime auch unsre weltabgeschiedene Provinzialstadt gewürdigt hatte, die „schönen Reste" seines eminenten Talentes zu bewundern. Mir wenigstens waren sie schön erschienen, und, ich glaube, sie würden auch dem reiferen Urteil so erschienen sein, denn einen mit herrlicheren Mitteln ausgestatteten Heldenspieler hat es wohl selten gegeben. Mir ist später keiner seinesgleichen begegnet. Selbst Hendrichs, den ich wenige Jahre später in der Vollblüte seiner Kraft und Leistungsfähigkeit sah, konnte bei seiner reichen Begabung und dem idealen Schwung, der ihm so leicht wurde, wohl an jenes Phänomen erinnern, aber nur, um die Kluft empfinden zu lassen, die zwischen dem urwüchsigen Genie und auch dem schönsten, noch so wohl geschulten Talent immer klaffen wird.

Doch zurück zu unserm Abend. Es ist zufälligerweise der meine, das heißt: es liegt auf mir nicht nur die schwere Last meiner Wallensteinrolle, sondern auch die Verantwortung für den Inhalt des Heftes, an dessen Vorlesung es nun geht. Die Verantwortung ist um so größer, peinlicher, als meine Mitarbeiter sich — leider nicht zum ersten Male — als gänzlich unzuverlässig erwiesen haben. Nur ein paar kleine, ganz kleine Beiträge von durchaus fraglichem Wert, die höchstens als Lückenbüßer dienen können, sind eingegangen. Das übrige: das Hauptstück, die Novelle; den lyrischen Teil, das Feuilleton — ich habe es alles, alles selber liefern müssen.

Aber für mich waltet über dem Abend ein glücklicher Stern. Wie ich mich trefflich aus meiner Rolle gezogen habe, ja, an mehr als einer Stelle durch lautes, einstimmiges Bravo und Händeklatschen ausgezeichnet worden bin, so finden meine Produktionen den wärmsten Beifall des anspruchslosen Auditoriums. Die Novelle ist eine historische und spielt irgendwo in Italien zur Zeit, als der Konsul Bonaparte über die Brücke von Arcole zum Kaiserthron stürmte. Sie wimmelt von Franzosen, Italienern, Soldaten, Diplomaten, Briganten, wundersam schönen und tugendhaften jungen Damen und nicht minder schönen, aber um so mehr verworfenen Courtisanen, welche zusammen ein überaus buntes, vielleicht nicht immer ganz klares und übersichtliches Ensemble bilden. Meine Arbeit ist einer jener Koh-i-noors der Litteratur, deren Wert man nicht kritisiert, sondern durch stummes Staunen ehrt. Auch die lyrischen Beiträge sind Perlen vom reinsten Wasser — ein Urteil, das ich noch heute, wenn ich die „Perlen" weglasse, aus voller Überzeugung unterschreibe; in der Ballade habe ich mich aber wirklich übertroffen. Ich gestehe den Freunden, daß sie nicht freie Erfindung, daß ich den Stoff, in der Hauptsache wenigstens, einer jünst gelesenen Novelle im Hausfreund — so hieß, glaube ich, das Blatt, — verdanke. Sie sind der Ansicht, daß dadurch das Verdienst des Dichters in keiner Weise abgemindert werde; die Fassung, auf die es ankomme, gehöre doch ihm, Strophe für Strophe, Vers für Vers, Wort für Wort! Und welche Verse, welche Worte:

Wenn von dem Rodensteine der Wandrer steigt zu Thal,
— Es glühn die wald'gen Gipfel im letzten Abendstrahl —
Da stößt sein Fuß auf Trümmer, von Epheu dicht umringt,
Von Eichen rings umdüstert, durch die kein Lichtstrahl dringt.
Hier hausten vor grauen Zeiten die Ritter von Rodenstein —

Das sei Klang, das sei Sang, das sei echte Poesie!

Ich lasse es mir gefallen; aber gar nicht gefällt es mir, ja, ich bin aufs höchste erschrocken, als ein paar Tage später in der Deklamationsstunde einer aus unsrer Gesellschaft auf das Podium tritt, sich verbeugt, räuspert, und —

Wenn von dem Rodensteine der Wandrer steigt zu Thal —

Heiliger Himmel! Ohne mir ein Wort zu sagen, ohne mir die Beruhigung einer sorgfältigen Revision des Gedichtes, ja, in diesem schrecklichen Moment, sollte er denn doch kommen, vorher die Gnade eines Stoßseufzers zu gewähren, in meiner Sünden Maienblüte — war je seit dem schnöden Mord in Helsingör eine so grause That verübt! Und ich wußte, sobald er den Mund geöffnet, wie es kommen würde; wußte, daß er, flüchtig und lässig, wie er war, Fehler über Fehler in der heimlich genommenen Abschrift gemacht hatte; daß er hier ein Wort ausgelassen, dort eins hinzugefügt, so meine schönen Verse und Reime verstümmelnd und schändend. Vor allem: daß er das lange Poem nimmermehr ordentlich auswendig gelernt, sich nach den paar ersten Strophen aufs Raten legen, stecken bleiben würde, auf Viertel-, halbe Minuten, die sich mir zu Ewigkeiten dehnten, während der gute Doktor in dem gräulichen Manuskript, als befände er sich allein in seinem Studier-

zimmer, ruhig weiter las, um, wenn die Pause gar zu lange währte, sich der Situation zu erinnern und dem Stotterer auf dem Podium mit ein paar Worten weiterzuhelfen, bis das entsetzliche Spiel von neuem begann, und ich alles Ernstes glaubte, daß mir vor Scham und Gram das Herz springen werde.

Wußte mein geliebter Lehrer, den ich selbst in diesem fürchterlichen Augenblicke nicht hassen konnte, daß das Gedicht von mir war? Er hat mir, als ich drei Jahre später zur Universität ging, meine darauf hin gerichtete direkte Frage bejaht, und ich hätte mir bereits heute darüber keine Illusion machen dürfen. Es war mir zu Ohren gekommen, daß er sich über ein gewisses anspruchsloses herzliches Gedicht, welches ich kurz zuvor an eine junge Dame, in deren Familie er verkehrte, gerichtet, nicht ungünstig ausgesprochen; der Verdacht, daß noch jemand in der Klasse nach den Quellen des Parnassus strebe, durfte aus guten Gründen für ausgeschlossen gelten. Und hätte sein Scharfsinn nicht genügt, ihn auf die rechte Fährte zu bringen — er konnte ja mein bald flammendes, bald erbleichendes Gesicht, dem ich jetzt einen gleichgültigen Ausdruck zu geben versuchte, um es dann wieder verzweifelt in der hohlen Hand zu bergen, gar nicht übersehen. Dennoch täuschte mich — wohl nur, weil ich mich täuschen lassen wollte — die Ruhe seiner weichen Stimme, mit der er jetzt, nachdem das Schreckliche vollbracht, dem Frevler das zerknitterte Manuskript zurückgebend, fragte: von wem das Gedicht sei? Und als auf die Frage eine stotternd verlegene Ausrede des Nichtwissens kam, hinzufügte:

Nun, von wem es auch sei — der es gemacht, darf vor der Hand seine Werke noch nicht produzieren; aber ich glaube, er wird es einmal dürfen.

Er hatte die letzten Worte so leise gesprochen, daß sie nur eben noch zu meinem Ohr gekommen waren, — in mein zerknirschtes, verzweifeltes Herz waren sie nicht mehr gedrungen. So mag einem Feldherrn nach gänzlich und schimpflich verlorener Schlacht zu Mute sein, wie mir, als ich nach diesem Schreckensvormittag in mein stilles Zimmer zurückkehrte und that, was wohl jeder an meiner Stelle gethan haben würde, das heißt: in dem Kachelofen ein Feuer entzündete, welches ein paar Minuten schadenfroh flackerte und dann einen Haufen Asche zurückließ so grau, wie mir in diesem Augenblicke die Welt erschien.

Der Augenblick hat, wie wir sehen werden, lange — er hat jahrelang nachgewirkt.

Seine erste Folge war die Auflösung des poetischen Kränzchens, an dem freilich nicht viel aufzulösen war. Wie von mir allein die Anregung dazu ausgegangen, so hatte auch eigentlich ich allein es über dem Wasser gehalten, in welches es lautlos versank, sobald ich meine Hand zurückzog. Schwerlich wohl, daß noch jemand von den anderen Teilnehmern, soviel ihrer noch leben, jener Stunden gedenkt, die mir unvergeßlich sind. Für sie war das Ganze nur eine Spielerei gewesen, für mich heiliger Ernst; für sie eine flüchtigste Episode, die unbeschadet des Ganzen ihres Lebens ebensowohl hätte wegbleiben dürfen, für mich ein Stadium in meinem Erdenwege, das ich passieren mußte, auf das die vorhergelaufenen mit Notwendigkeit führten, ohne das die folgenden

schwer verständlich sein würden, wenn sie überhaupt hätten folgen können.

Wäre die Einbuße, die mein Selbstgefühl durch den harten Schlag erlitten, wieder gut zu machen gewesen, hätte es durch das, was demnächst kam, geschehen müssen.

Es fand die Versetzung statt, — wie es auf unserem Gymnasium der Brauch war: nach vorausgegangenem, gründlichen Examen. Ich hatte in der Klasse schon seit längerer Zeit — trotz, oder vielmehr infolge der lateinischen „extemporalia“ — den ersten Platz behauptet. Meine deutschen Aufsätze erhielten unweigerlich eine erste Nummer, trotzdem ich in ihnen vielleicht nicht einmal mein Bestes gegeben, das erst zu Tage kam, wenn ich es einem anderen, der mit dem Thema nicht fertig werden konnte, in die Feder diktieren durfte. Auch in den anderen Disciplinen war ich wohl bewandert mit einziger Ausnahme der leidigen Mathematik, gegen die ich mich, da sie durchaus nicht in meinen Kopf wollte, durch eine übelangebrachte hochmütige Verachtung schadlos zu halten suchte. Doch mußte dieser Mangel den Prüfenden nicht so deutlich geworden, oder, wie ich glauben möchte, in Erwägung meiner sonstigen Qualitäten, von ihnen nachsichtsvoll verschleiert sein — jedenfalls wurde ich als der Erste nach Prima versetzt, außerdem durch Verleihung der silbernen Ehrenmedaille für Fleiß in litteris und gutes Verhalten in moribus, schließlich durch eine kostbare Buchprämie ausgezeichnet.

So endete denn glücklich eine Periode meines Lebens, die ich auch sonst, bis mich zuletzt jener

harte Schlag traf, als eine der glücklichsten meines Lebens, vielleicht als die glücklichste bezeichnen muß. Mit meinen sechzehn Jahren auf der Grenze stehend, wo auch für den frühreifen Menschen die Taufrische der ersten Jugend noch nicht verduftet ist, und doch die Sonne des reiferen Lebens bereits warm zu scheinen beginnt, hatte ich teil an den Wonnen beider. Während ich noch ein halber Knabe war, der das Gras für seine Kaninchen täglich selbst vom nahen Stadtwall holte, wurde ich von älteren Personen mit einer Achtung behandelt, welche ich durch das Verständnis verdiente, mit dem ich, sobald die Rede auf die ernsteren Interessen des Lebens kam, zu folgen vermochte. Wieviel Zeit ich auch über Büchern und Papier verbrachte, ich war nichts weniger als ein Stubenhocker, hatte vielmehr die ritterlichen Übungen des Reitens, Schwimmens, Schlittschuhlaufens mit demselben Eifer betrieben wie meine Studien und poetischen Allotria, sodaß ich für den alten Spruch von der mens sana in corpore sano wohl als ein treffliches Beispiel gelten durfte. Ja ich vermute: wäre ich jenem braven Lehrer aus der Vorbereitungsschule in dieser Zeit wieder vorgestellt worden, er würde gemeint haben, daß seine Prophezeiung, es werde aus dem Jungen noch einmal etwas Besonderes werden, auf dem besten Wege sei, in schönste Erfüllung zu gehen.

Aber wenn ein Baum, der es dazu hat, sich kräftig entwickeln und zu seiner vollen Größe auswachsen soll, muß er hinreichend Erde haben, sein Wurzelgeflecht nach allen Seiten zu breiten. So hat es auch mit der Stille, in der, nach Goethe, sich ein

Talent bildet, seine eigene Bewandnis. Sie darf nicht zu lange währen, und wenn der Strom der Welt, in welchem sich der Charakter formt, in allzu-großer Ferne rauscht, wird es das Talent früher oder später zu entgelten haben. Denn die Bildung des einen ist von der des anderen weitaus nicht so geschieden, wie es das Goethe'sche Wort vermuten lassen sollte. Auch das Talent muß aus dem Strom der Welt in vollen Zügen schöpfen dürfen, oder es wird in sich selbst verkümmern, anderenfalls, wenn es dazu zu kräftig ist, doch erst auf einem weiten Um-wege zu seinem Ziele kommen.

Zweifellos hatte ich an meinem Talent noch lange, recht lange zu bilden; aber ich vermute, mit der Stille, die es solange umgeben und begünstigt, hätte es nun vorbei sein sollen. Es hätte in den Horizont des strebenden Geistes eine reichere Welt treten müssen, an der er sich weiter üben, erproben, kräftigen konnte. Da das aber nicht geschah, vielmehr die alte Stille in gewohnter Weise fortdauerte, wurde sie aus der Wohlthat, die sie ihm bis dahin gewesen, eine Plage. Und weil einmal nicht bloß in der Wissenschaft, sondern in jeglicher Sphäre Nichtvorwärtskommen Rückschreiten heißt, werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir den jungen Menschen, der den ihm gebotenen engen Kreis der Beobachtung erschöpft hatte, der sich von keiner Seite gefördert und er-mutigt sah, ja, den der einzige, der ihn hätte fördern können, im Stich ließ, jetzt durch ein weniger erfreu-liches Stadium seines Lebenslaufes zu begleiten haben.

Zweites Buch.

Ich war bisher zwecklos durch das Leben geschlendert, da ich doch meine Liebe zur Poesie nicht füglich für einen Lebenszweck ausgeben konnte. Ein paradiesischer Zustand, aus dem ich unsanft gerissen wurde durch die Frage, die ich mir bereits in nächster Zeit, gewissenhaft, wie ich war, selber stellen mußte, und die dann auch natürlich mit dem bekannten unheimlichen Nachdruck von anderen an mich gerichtet wurde — durch die ominöse Frage: was ich denn nun eigentlich werden wolle?

Es galt also, es anders auszudrücken, sich für einen bestimmten Beruf zu entscheiden.

Man weiß, wie fahrlässig es bei dieser Entscheidung trotz ihrer unermeßlichen Wichtigkeit für den, den sie trifft, in zahllosen Fällen zugeht. Ein junger Mensch hat seine Gymnasialbahn fast durchlaufen; das Abiturienten-Examen steht vor der Thür; er ist nicht unfleißig gewesen; er wird ohne Zweifel gut durchkommen, wenn nicht gar ein glänzendes Zeugnis erhalten. Und dann? Im allgemeinen ist man darüber schlüssig, daß der junge Mensch studieren soll. Eine specielle Neigung für dieses oder jenes Fach

hat sich vor der Hand nicht herausgestellt; aber die Augenblicke sind kostbar. Eine Wahl muß getroffen werden, eine definitive: die Beschränktheit der häuslichen Mittel schließt zwar keineswegs die Möglichkeit aus, daß man eine falsche Entscheidung trifft, aber wohl die einer späteren Berichtigung zu spät erkannten Irrtums. Wie soll man den letzteren vermeiden? Man erwägt, man wägt — das Zünglein wendet sich bald hierhin, bald dorthin, und steht dann wieder still, bis endlich irgend ein Moment den Ausschlag giebt, das mit dem Kern der Frage: mit der Befähigung des Betreffenden für den erwählten Beruf, schlechterdings nichts zu thun hat. Der Vater ist Jurist; er kann mithin wenigstens den Studiengang seines Fritz, falls dieser dasselbe Fach ergreift, überwachen, ihn in seiner späteren Carriere fördern, — also —. Oder die Chancen für den jungen Juristen würden voraussichtlich in den nächsten sechs, acht Jahren nicht besonders sein; aber der Bruder Medizinalrat (in derselben Stadt) ist kinderlos, kränklich und hat bereits wiederholt davon gesprochen, sich zur Ruhe setzen zu wollen. Er würde es gewiß mit der Ausführung dieses Gedankens noch anstehen lassen, wenn er sicher sein könnte, daß Otto in fünf oder sechs Jahren — folglich —. Oder die Mutter hat einen mystisch-frommen Zug, und der hochwohlweise Magistrat der Stadt, in welchem der Vater so viel gute Freunde sitzen hat, ist der Patron von einigen Dutzend Predigerstellen — ergo. — Und so gehen Fritz, Karl, Otto hin und werden Juristen, Mediziner, Theologen und, sind sie sonst nur tüchtig, brauchbare Mitglieder ihres Berufes. Denn wenn auch die Koryphäen in

Königliche Kreisbibliothek VORGTEN

jedweder geistigen Sphäre geboren werden müssen, wie die großen Dichter, — in allen anderen giebt es gewisse Arbeiten und Verrichtungen, die gethan und gut gethan sein wollen, und deshalb den ehren, der sie so thut, mögen dabei auch manchmal an die Hände größere Ansprüche gemacht werden als an den Kopf, während der mittelmäßige Dichter bekanntlich weder den Menschen noch den Göttern wohlgefällig ist.

Schon aus diesem Grunde finde ich es begreiflich, wenn nachdenkliche Eltern selbst heute, wo man denn doch den dichterischen, den schriftstellerischen Beruf so ungefähr gelten läßt, wie andere auch, die scheinbar entschiedenste Begabung eines Sohnes nach dieser Richtung (bei einer Tochter hätte es damit vielleicht weniger auf sich) zwar recht freudig begrüßen, wie jedes Symptom höheren seelischen Lebens, und ebenso sorgsam überwachen, aber sich wohl hüten, dieselbe gewissermaßen offiziell anzuerkennen und in ostensibler Weise zu begünstigen. Ich bin freilich, im Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme, überzeugt, daß der geborene Poet sich ebenso früh ankündigt, wie der geborene Maler oder Musiker; aber die Zeichen sind gar geheimnisvoll. Wie schmerzlich das auch für den Betroffenen sein mag, es wäre unbillig, jemand hart zu beurteilen, wenn er, wie es mein lieber Lehrer in der Sekunda gethan, die Verantwortung, dieselben richtig erkannt und gedeutet zu haben, von sich ablehnt, mit Berufung auf den Erfahrungssatz, daß das poetische Talent im besten Falle die längste Zeit braucht, um sich zu entfalten, und im übrigen darauf vertraut, der Genius, wenn er

nur der rechte ist, müsse und werde, trotz alledem und alledem, sein ferngestecktes Ziel erreichen.

Ich sage: ein solches Verhalten würde ich noch heutigen Tages selbst den Eltern zu gute halten, vielleicht wohl gar empfehlen, die, vom Glück in ein Centrum geistigen Lebens gestellt, mit der Möglichkeit des klarsten Überblickes der menschlichen Dinge, frei von allen beschränkenden Vorurteilen, über das poetische Talent zu urteilen und zu entscheiden hätten, welches sich in einem ihrer Kinder anzukündigen scheint.

Wie weit die gute, stille Stadt an dem Binnengewässer der Ostsee davon entfernt war, ein Centrum geistigen Lebens zu sein, ja wie weit es von einem solchen Centrum ablag, habe ich bereits angedeutet, und es sind hier zur Vervollständigung ihres früher skizzierten Bildes nur einige wenige Striche hinzuzufügen.

Es war in der guten Stadt fast ein Ding der Unmöglichkeit, auf den extravaganten Gedanken zu verfallen, die gebahnten Heerstraßen der Universitätsstudien mit den folgenden praktischen Stationen und obligaten Schlagbäumen ersten, zweiten und dritten Examens zu verlassen, auf welchen sich wohlgeratene Patriciersöhne und Söhne höherer Beamten seit Menschengedenken bewegten. Selbst dann fast unmöglich, wäre das fragliche Talent ein musikalisches oder malerisches gewesen. Unter meinen Schulkameraden war vielleicht einer und der andere, dem nach dieser oder jener Seite eine entschiedene Begabung innewohnte, und der in Berlin oder sonst einer großen Stadt in die Bahn, welche ihm die Natur vorgezeichnet zu

haben schien, von selbst geraten oder von ehrgeizigen Eltern und einsichtigen Freunden gelenkt worden wäre — sie alle sind tüchtige Juristen, treffliche Mediziner, praktische Baumeister, oder was immer geworden — mußten es werden. Es gab da Musiklehrer, die auch wohl gelegentlich ein Lied komponierten, oder als Organisten eine Motette; es gab Zeichenlehrer, die sich in spärlich zugemessenen freien Stunden als Landschafter, als Porträtisten versuchten; aber Künstler, die sich offen zu ihrer Kunst bekannten und von dem Ertrage derselben lebten, gab es meines Wissens nicht. Es hätte ihnen das letztere auch unter den obwaltenden Umständen herzlich schwer fallen sollen.

Waren nun aber schon musikalische oder bildnerische Talente in einer Umgebung, die ihnen keine rechte Anregung, keine kräftige Förderung gewährte, übel daran, so stand ein litterarisches, dichterisches Talent vollends in dieser Stadt der bürgerlich-praktischen Interessen verwaist und verlassen da wie der einsame Heinesche Fichtenbaum auf seiner nordisch-kahlen, eis- und schneeumhüllten, einschläfernden Höhe.

Indes man kann vernünftiger Weise die Bewohner einer überdies wenig volkreichen Stadt nicht dafür verantwortlich machen, wenn im Laufe von Decennien kein Poet innerhalb ihrer Mauern oder ihres Weichbildes geboren wird, und infolge dessen das Thun und Treiben, Wirken und Walten eines Poeten weit außerhalb des Kreises ihrer Erfahrung und Beobachtung liegt. Ja, würde man es ihnen nur verdenken dürfen, wenn sie, falls ein so excep-

tionelles Wesen unter ihnen erstünde, die Bahn desselben mit kopfschüttelnder Befremdung und unbehaglicher Verwunderung verfolgten, wie friedliche Hirten die eines Kometen, welcher, plötzlich am Himmelsgewölbe aufflammend, durch die allbekannten, unverrückbaren Sternbilder sinnverwirrend schweift? Existierte aber in Stralsund kein anerkannter Dichter,*) zu welchem ein werdendes Talent, wenn auch nur aus scheuer, ehrfurchtsvoller Ferne, als zu seinem Leitstern hätte emporblicken können, so fehlte selbst die Möglichkeit, sich durch eigene Beobachtung die Vorstellung von einem professionellen Publizisten, Journalisten, Kritiker, mit einem Worte einer litterarischen Existenz zu verschaffen. Selbstverständlich rühmte sich die Stadt eines Vereins, in welchem von gelehrten oder doch in ihrem praktischen Berufe tüchtigen Leuten wissenschaftliche Vorträge gehalten und kommentiert wurden. Es fanden sich sicherlich kleinere Zirkel, in welchen Geistliche, Juristen, Ärzte, welche die Alten nicht hinter sich gelassen hatten, um die Schule zu hüten, sich an der gemeinsamen Lektüre eines griechischen oder römischen Dichters ergötzten. Es wurde auch von einem oder dem anderen der würdigen Herren gelegentlich ein und das andere umfassendere Werk oder doch eine kleinere Monographie ediert. Aber der Schwerpunkt der Thätigkeit dieser Männer lag nimmermehr in solchen Liebhabereien oder Nebenbeschäftigungen, sondern stets in ihrem speciellen Berufe; keiner nannte sich oder konnte

---

*) Von Heinrich Kruse, dem trefflichen Dramatiker, ist hier abzusehen, da derselbe erst viel später als Dichter hervortrat.

sich auch mit einigem Rechte Schriftsteller nennen. Ja, ich möchte glauben, daß jeder von ihnen diese Bezeichnung, als mit seiner sonstigen Stellung nicht wohl im Einklang, von sich abgelehnt haben würde, hätte sie ihm jemand beilegen wollen. Aber solcher Despektirlichkeit machte sich niemand schuldig. Es ist gewiß charakteristisch für diese Zustände, daß wiederum der einzige Mann in der ganzen Stadt, der von alt und jung als der „Litterat" bezeichnet wurde, kein Schriftsteller war, sondern einfach ein Herr, der ausgesprochene litterarische Neigungen hatte und sich in der glücklichen Lage befand, diesen Neigungen leben zu können, ohne einem bestimmten Beruf anzugehören. Und weil doch nun einmal keiner, insonderheit aber kein Patriciersohn titellos zu seinen Vätern versammelt werden durfte, so war man, faute de mieux, darauf verfallen, diesen merkwürdigen Mann, der als ein Unikum dastand, in obiger Weise zu qualifizieren und auszuzeichnen. Das letztere aber nicht etwa im Sinne einer besonderen Würde, wie es denn auch andererseits den Leuten fern lag, einen spöttlichen Nebenbegriff mit dem Worte zu verbinden. Nur daß allerdings ein gewisser Duft des Besonderen, Exceptionellen jenen Mann umwitterte, ich glaube für alle übrigen Bewohner der guten Stadt und ganz gewiß für die empfänglichen Organe des Knaben-Jünglings, der, wie wir gesehen haben, in tiefer Stille seine litterarischen Allotria trieb.

Nun hatte ich freilich das Kränzchen zum Zeugen meiner stillen Betriebsamkeit aufgerufen, und die Anmaßlichkeit war durch jene schreckliche Schulscene em-

pfindlich genug bestraft worden. Aber ein ehrgeiziges Gemüt hätte sich vielleicht dabei nicht beruhigt; hätte versucht, die Sache in eine höhere Instanz zu treiben und von dem befangenen Urteil eines Schulpedanten und dem unmaßgeblichen der Genossen an das liberale des Publikums und das ausschlaggebende der öffentlichen Kritik appelliert. Daß ein junger Poet nicht auf solche Ausschweifungen verfiel, dafür war in der guten Stadt gesorgt. Hier gab es kein Zeitungsfeuilleton, dessen geehrter Redaktion man, mit der selbstverständlichen Bitte um strengste Diskretion, seine „lyrischen Versuche" oder „eine Herzensgeschichte ohne große Spannung, aber vielleicht nicht ohne allen poetischen Wert" hätte anbieten können. Hier gab es kein belletristisches Blatt, das in einer akuten Verlegenheit um Stoff — „in der angenehmen Lage gewesen wäre, seine Leser mit einem jungen vielversprechenden Talent, welches in der Stille unter uns herangereift", bekannt zu machen. Die einzige Zeitung, die in Stralsund erschien, erlaubte sich nicht den Luxus poetischen oder sonstigen Beiwerks, und die kurze und glanzlose Existenz der „Sundine", eines belletristischen Wochenblattes, das ein gewisser v. Suckow herausgegeben, fällt, wenn ich mich recht erinnere, in das Ende der dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre, das heißt vor die Zeit, in welcher der Sekundaner das Kränzchen stiftete, oder der Primaner den Indianerpfad des Dichters nur noch mit einem Genossen ging, von dem ich weiter unten ausführlicher reden muß.

Gewiß, es war in der guten Stadt dafür gesorgt, daß junge poetische Bäume nicht nur nicht in den

Himmel wuchsen, sondern sich das bischen Erdreich, Licht und Luft mühselig erkämpfen mußten, um doch wenigstens Wurzel fassen und ein und das andere schüchterne Blatt treiben zu können.

Aber, wird man hier fragen, sollte diese unlitterarische Atmosphäre nicht in gleicher Weise über einer beliebig großen Anzahl von Provinzialstädten zweiten und dritten Ranges während der Mitte der vierziger Jahre gelegen haben? ja liegen bis auf den heutigen Tag? Ich möchte den ersten Teil der Frage unbedingt bejahen und ohne weiteres zugeben, daß mich nach dieser Seite keineswegs ein besonderes Schicksal betroffen hat; den zweiten muß ich unbedingt verneinen. Wäre selbst eine Stadt von 15 bis 20000 Einwohnern heutzutage litterarisch noch so bescheiden und so unproduktiv, wie es Stralsund damals war — sie hat sicher mehrere Zeitungen und unter denselben gewiß eine mit einem Feuilleton, in welchem sich die lokalen Novellisten und Lyriker munter tummeln, dieser und jener interessante Artikel aus einem der großen Blätter mit oder ohne Bewilligung des Verfassers erscheint, und im allgemeinen der Leser über das, was das litterarische Feld oder die Gebiete der verschiedenen Künste besonders Interessantes, Bedeutendes hier oder dort her vorbringen, auf dem Laufenden erhalten wird. Und selbst dieses Vorteils könnten die Leser des besagten Blattes zur Not entraten. Eine schier zahllose Menge von illustrierten und nicht illustrierten Blättern wird monatlich, wöchentlich in Tausenden und Hunderttausenden von Exemplaren über Deutschland verbreitet; und da ist keine Stadtmauer so dick und hoch und

keine Hausthürspalte so schmal und verwahrt, daß diese Flut nicht hinüberrauschte, hindurchdränge. Sie kommt, wenn auch vielleicht etwas später, dünner und in dem Maße abgestandener, in jedes Dorf, auf jeden einsamen Hof. Es mag aus ihr schöpfen, wer will, und fast jeder will es. Das litterarische Bedürfnis ist eben überall verbreitet, ist wie ein Kontagium, das schließlich auch die widerstandsfähigsten Individuen ergreift und sich oft genug auf die seltsamste Weise mitteilt. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Kunstgelehrter in der Haupt- und Residenzstadt Berlin von einem befreundeten Geheimrat auf einen gewissen Roman in der Gartenlaube aufmerksam gemacht wurde, den man unbedingt gelesen haben müßte. Der Geheimrat war durch eine Dame seiner Bekanntschaft, diese durch einen ihr verwandten General zu der Lektüre angeregt worden, der General aber — durch seinen Bedienten, welcher letztere auch nebenbei der war, welcher das Blatt hielt, das nun aus seiner ehrlichen Faust durch so viele gelehrte und aristokratische Hände wanderte. Nein, wahrlich, der arme Bursch vom Lande, dem das Lesen eine mühsam errungene Kunst ist, deren Ausübung er mit stummen Lippenbewegungen begleitet, hat es jetzt leichter, an der zeitgenössischen Litteratur seinen bescheidenen Anteil zu nehmen, als zu meiner Zeit der strebsamste Primaner in der Weltabgeschiedenheit seiner Provinzialstadt, der es als ein hohes und seltenes Glück betrachtete, wenn ihm der Zufall einmal das Werk eines lebenden Dichters in die Hände spielte. Und wie fern, wie unermeßlich fern standen dem Jüngling die Dichter selbst, ihm, der nie einen Dichter von Ange-

sicht zu Angesicht gesehen, der sich kaum zu dem Gedanken aufzuschwingen vermochte, daß der Dichter kein Fabelwesen, daß er ein Mensch von Fleisch und Blut sei wie die anderen auch, denen er auf der Straße begegnete! Sich gar mit einem solchen Wesen in direkte Verbindung setzen zu wollen — ich glaube, es wäre ihm so wahnwitzig erschienen, als einen der himmlischen Sterne zu begehren, oder den seligen Sophokles oder Horaz um „ein Zeichen ihrer Gunst" für das Album zu bitten. Daß wir, die Lebenden, den Jünglingen und ach! den Jungfrauen unserer Tage keine Fabelwesen mehr sind, daß sie unsere Adressen nur zu genau kennen, uns mit ihren Albums nur zu gut zu finden wissen — nun, die armen Postboten spüren es, und wir — wir spüren es auch.

Begünstigten aber Zeit und Ort voreilige Aspirationen eines Talentes, das sich seiner bewußt zu werden beginnt, äußerst wenig, so mußte die geistige Atmosphäre in meinem elterlichen Hause vollends niederdrückend auf dieselben wirken.

Ich habe bereits früher gesagt, daß von meinen Eltern sich weder Vater noch Mutter einer eigentlichen litterarischen Bildung erfreute, und muß auf eine Thatsache, von der auf die geliebten beiden auch nicht der schwächste Schatten eines Vorwurfs oder Tadels fällt, an dieser Stelle zurückkommen, weil sonst der weitere Gang meiner Entwickelung für mich so unerklärlich wäre, wie ich nicht im stande sein würde, ihn meinen Lesern zu erklären.

Wir wissen, mein Vater war in der eigentlichsten und besten Bedeutung des Wortes ein self made man. Er hatte das Vollgefühl, der angesehenen

Stellung, welche er nun schon seit Jahren einnahm, ganz gewachsen zu sein, den Ehrgeiz, den Pflichten derselben mit skrupulöser Sorgfalt zu genügen. Wenn er sich dann noch auf der Jagd, zu der ihm von den Erbförstern, seinen Vätern, her die Leidenschaft in Blut und Nerven lag, tagelang rüstig getummelt, oder in einer abendlichen ehrbaren Partie Tarok oder L'Hombre von den Mühen des Tages, wie sie nun gewesen, erholen, oder an einer wohlbesetzten Tafel sich mit guten Freunden eines behaglichen Gespräches erfreuen, schließlich sich über den Lauf der Welthändel aus der Lektüre der Zeitungen (die nicht immer neu zu sein brauchten) unterrichten durfte — so war damit (von der Familie abgesehen) der Kreis seiner Interessen so ziemlich geschlossen. Was darüber hinaus lag, lehnte er ohne alle Ostentation, aber mit Entschiedenheit ab; ja verhielt sich wohl, wenn es ihm aufgedrängt werden sollte, skeptisch und ironisch dagegen, ich glaube weniger aus angeborener Antipathie gegen die Regungen und Strebungen eines gesteigerten Geisteslebens, als in der Überzeugung, daß jeder sich bescheiden müsse, und, diesen Dingen fern zu bleiben, sein, des Ungelehrten, bescheidenes Teil sei. Möglicherweise war das nicht immer so gewesen, wenigstens nicht in der ausgesprochenen Weise, so lange er in Magdeburg im Kreise alter Freunde lebte, zu denen hochbegabte und wahrhaft bedeutende Männer zählten, wie der General Pfuel, mit dem zusammen er dort die Winterschwimmanstalt gründete, sein uns schon bekannter Vetter, der Oberbürgermeister Francke und m. a. Jene Einseitigkeiten und Schroffheiten

bildeten sich wohl erst heraus oder kamen doch zum Vorschein, als er sich in diese pommersche Ultima Thule verbannt sah unter ihm fremde Menschen, zu denen er, der bereits ältere Mann, kein rechtes Herz mehr fassen konnte, von denen er zweifeln mochte, ob sie ihm, dem Fremden, Eingewanderten, ihr Vertrauen, ihre Neigung zuwenden würden, vielleicht das eine und das andere Mal in seinen gerechten Erwartungen nach dieser Seite hin getäuscht worden war. So nahm er denn an der Kultur schöngeistiger Interessen, wie sie in der stillen, abgeschiedenen Stadt sporadisch getrieben wurde, keinen nennenswerten Anteil; es ist mir auch nicht erinnerlich, daß er sich etwa durch das Studium poetischer Werke für jene halb gewollte, halb erzwungene Enthaltsamkeit entschädigt hätte. Seine Bücherei, für die in einem Schranke Platz genug, welcher mit dem Gewehrschranke so ziemlich dieselben Dimensionen hatte, bestand ausschließlich aus technischen Werken; gegen die von mir mit unermüdlicher Ausdauer getriebene Lektüre von Romanen sprach er seinen Widerwillen offen aus. Aber er wußte auch Shakespeare, aus dem ich ihm, als er einmal krank lag, vorzulesen versuchte, keinen Geschmack abzugewinnen. Was außer Shakespeare, den ich zu meinem sechzehnten Geburtstag geschenkt erhalten, und dem mittlerweile sehr zerlesenen Schiller von poetischen Werken sich im Hause fand, war von mir importiert, oft genug eingeschmuggelt worden und kam gar nicht zu seiner Kenntnis.

Mit dieser Abneigung des trefflichen Mannes gegen die Poesie steht nur in scheinbarem Wider-

spruch, daß er jenes Etwas besaß, welches nach meiner Ansicht die conditio sine qua non, ja die tiefe Basis aller Poesie und aller Kunst ist: den unendlichen Drang zur Natur, das unabweisbare Bedürfnis, mit der Natur in beständigem innigsten Kontakt zu bleiben; die unerschöpfliche Freude an ihrem Weben und Walten, die schärfsten Organe für die Beobachtung der millionenfachen Offenbarungen ihrer Macht und Herrlichkeit. Daß er im grünen Waldrevier im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Hause war, daß er jeden Baum und Strauch, jede Pflanze und jedes Kraut kannte, jede leiseste Vogelstimme unterschied, die verwischteste Spur jedes Wildes zu deuten wußte — konnte bei dem Sohn des Waldes, dem einstigen Forstmann, kaum Wunder nehmen. Aber so war er, der Binnenländer, als ihn in seinem fünfzigsten Jahre das Schicksal an den Strand der Ostsee versetzte, in kürzester Frist mit dem Meere und den Werken des Meeres, wie Homer sagt, nicht minder vertraut. Die vielgeübte Kunst des Wasserbaues, mit der er seine besten Mannesjahre hindurch den Überschwemmungen der Elbe mit Dämmen, Deichen und Buhnen entgegengetreten, er hatte sie jetzt an einem mächtigeren Gegner zu erproben. Mit derselben Sicherheit, mit der er früher im Notfalle das Ruder ergriffen und den Spitzkahn durch die graulichen Wirbel des angeschwollenen Stromes getrieben, wußte er jetzt auf den schaumgekrönten Wogen der Ostsee, wenn's darauf ankam, den Kutter zu steuern, das prächtige, mit zwei Matrosen bemannte Segelboot, das dem Leser gewiß noch aus einem früheren Abschnitt in freundlicher Erinnerung ist.

Aber ein gelegentliches vereinzeltes Wort, das ihm seine herzliche Liebe und Bewunderung der Natur entlockte und das noch dazu leicht einen scherzhaft-ironischen Anflug in seinem Munde bekam, war auch die einzige Äußerung einer Seele, deren tiefstes Leben mit der Natur eins war. Nach einem beredteren, dichterischen Ausdruck zu suchen, fiel dem Manne der Thatsachen nicht bei, oder doch selten, sehr selten, und dann nur in der geheimen Stille seiner Tagebücher, die er über geschäftliche und ökonomische Dinge mit peinlicher Sorgfalt führte. Und er bricht dann nach wenigen Zeilen ab, als schämte er sich, Unsagbares in Worte bringen zu wollen, wie ein keuscher, bedächtiger Mann über die Gattin, die Geliebte nicht gern und dann immer nur in den bescheidensten Ausdrücken spricht. Er mochte über dergleichen Äußerungen seiner Empfindungen denken wie über Spazierengehen, dem er völlig abhold und zu dem er niemals zu bewegen war. Lieber saß er tagelang in seinem Arbeitszimmer (aus dessen Fenstern er freilich den weitesten Blick über Teiche, Wiesen und Felder hatte), oder machte eben die nötigen Geschäftswege in der Stadt pflichtschuldig ab, bis ihn die Jagd oder seine häufigen Dienstreisen wieder hinaus und dahin riefen, wo er sich einzig und allein, physisch und seelisch, wohl fühlte.

Hielt er die Poesie in Bausch und Bogen ebenfalls für Spazierengehen? — für den Versuch müßiger Leute, sich den Kontakt mit der Natur oder den Menschen, welchen ihm das thätige Leben gewährte, auf künstliche Weise zu ersetzen?

Oder war der Prozeß, der hier in seiner Seele vor sich ging, doch nicht ganz so naiv? spielte doch

ein mehr oder weniger klares Bewußtsein mit hinein, daß man Werke der Kunst nicht nur nicht produzieren, sondern auch nicht genießen und würdigen kann, wenn man nicht in dem vollen Strome seiner Zeit schwimmt? daß er das nie von sich hatte sagen können? Und nun bereits seit Jahren in einen Uferwinkel vom Schicksal gedrängt war oder sich hatte drängen lassen, wo er in kleinen und immer kleineren Kreisen von immer denselben stillen Wassern umgetrieben wurde?

Stillen Wassern fürwahr! Denn, — von den Autochthonen: den hochmögenden Magistratspersonen, stolzen Kaufherren, behäbigen Pfahl- und Spießbürgern abgesehen, — seine eigenen Kollegen: jenes Beduinenvölkchen der nomadisierenden Beamten, die heute hier ihr Zelt aufschlagen müssen und morgen an einem anderen Ort, diese wackeren Pioniere des modernen Staates — sie schienen den besten Teil ihres Wesens und ihrer Fähigkeiten zu verlieren, wenn sie längere Zeit in der konservativen Atmosphäre, die über der guten alten Stadt und ihrem Weichbilde lag, geatmet hatten. Sie blieben, wo sie nun einmal waren, als wären sie für ein hochlöbliches Decernat der persönlichen Angelegenheiten ihres betreffenden Ministeriums in Lethes Strom versunken, sobald sie das kleine Flüßchen überschritten, welches den Regierungsbezirk gegen das übrige Vaterland abgrenzte. Wohl kam und ging einmal ein Assessor, Referendar, Auskultator, ein Baukondukteur oder Forstkandidat — aber es waren doch nur meteorische Erscheinungen, welche die Konstellation und den Anblick der Sternbilder der verschiedenen Verwaltungs-

kollegien nicht weiter alterierten. Ich erinnere mich nicht, daß einer dieser würdigen Herren: Präsidenten, Oberregierungs-, Regierungs- und sonstigen Räte anders als durch den Tod von seiner Stellung abberufen wäre. Sie durften mit dem ersten Chor der feindlichen Brüder singen und sagen:

„Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

Verhängnisvolles Wort, das buchstäblich zur Wahrheit an den braven Männern wurde.

Sie gehorchten. Der Himmel weiß es; und ihre Vorgesetzten, die Geheimen im Ministerium, wußten es ohne Zweifel auch, würden es auch sehr übel vermerkt haben, wenn es anders gewesen wäre. Sie gehorchten, — einige habe ich sogar im Verdacht: mit jenem Eifer, der vor den Augen eines absoluten Monarchen selbst in der Übertreibung noch schön ist; andere mit einer gewissen Lässigkeit, die etwa in ihrer Natur lag; gegen seine Überzeugung — ich bin davon fest durchdrungen — keiner. Ich meine natürlich im ganzen und großen der Pflichterfüllung, wobei ja eine gelegentliche Differenz der Ansichten, die der Untergebene selbstverständlich zu tragen hat, nicht weiter in Rechnung kommt. Sonst aber dienten diese Männer mit echtester Loyalität, wie sie denn ausnahmslos ohne allen und jeden Zweifel vom Präsidenten bis zum Kanzleisekretär Typen des ehrenfesten, fleißigen, nüchternen alten Beamtentums waren, dem unser Staat nicht zum kleinsten Teil seine jetzige Größe und Machtstellung verdankt.

Sie selbst freilich! sie wurden als Steine in das Fundament dieser Größe gemauert, und wurden nicht

gefragt, ob sie sich ihr Leben einstmals anders gedacht hatten, oder heute anders wünschten. Dergleichen Gedanken und Wünsche waren für einen ordentlichen Staatsdiener überhaupt unschicklich. Ich habe auch vollkommen den Eindruck, als ob sich die meisten von ihnen das Wünschen mittlerweile — sie hatten Zeit dazu gehabt — nach dieser Seite wenigstens so ziemlich abgewöhnt hatten, und — ich fürchte — auch das Denken. Ich schreibe das äußerst ungern nieder, weil es wie schlimme Pietätlosigkeit aussieht, aber ich meine es nicht ganz so schlimm.

Ich meine nur: jemand, der gezwungen ist, Jahr aus Jahr ein dieselben Themata zu bearbeiten, dieselben Aufgaben zu bewältigen, mit denselben Personen zu verkehren; dem seine Stellung und seine Verhältnisse größere Reisen, vielleicht das Reisen überhaupt verbieten; der zum Ersatz dafür keine Zeitung von außerhalb zu Gesicht bekommt, die nicht mindestens drei Tage alt ist (und meistens viel, viel älter!); der nach und nach, — weil er nichts mehr zu schreiben hat — die in den ersten Jahren eifrig gepflegte Korrespondenz mit den Freunden in Berlin und sonst in größeren und bewegteren Verhältnissen aufgiebt — ein solcher Mann müßte wahrlich ein Genie sein, wenn er nicht mit der Zeit ein wenig einnicken sollte. Und wenn er ein Genie wäre, würde es ihm auch nichts helfen; er riskierte nur, liederlich, vielleicht verrückt zu werden.

Diese Herren waren alle nüchterne, zum Teil sehr methodische Leute, und ich habe niemals eine leiseste Spur von Überspanntheit bei ihnen bemerkt. Aber freilich das Denken — man wird mich jetzt nicht mehr

mißverstehen — hatten sie in einem gewissen Sinne aufgegeben.

Ich habe eine gute Erinnerung der Gespräche, welche in der Gesellschaft dieser Männer gepflegt wurden. Dieselben waren entweder rein geschäftlicher Natur — was meistens der Fall; oder es waren (sehr selten!) Reminiscenzen aus ihren jüngeren Jahren; oder jenes bunte Allerlei, das aus Jagdgeschichten (fast alle waren Jäger), Personalien u. s. w. ununterscheidbar gemengt und gemischt ist. So war es einmal, wie allemal das ganze Jahr hindurch, alle Jahre hindurch. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß unter diesen Männern, die doch sämtlich ihre Universitäten besucht hatten, jemals ein längeres und eifriges Gespräch über Litteratur und Kunst, sei es vergangener Tage, sei es der Gegenwart geführt worden wäre. Höchstens geschah ein oder das andere Mal des Schauspiels und der Oper Erwähnung, d. h. der Genüsse, welche der oder jener vor Jahren einmal gehabt hatte, oder gehabt zu haben glaubte. Und was gewiß noch viel auffallender scheint, es aber im Grunde gar nicht ist: das Ganze, das wir Volk, Nation nennen, und für das sie im Grunde unausgesetzt arbeiteten, hatte für sie nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Sie fühlten sich auch gar nicht eigentlich als Mitglieder des Volkes, der Nation; sie waren eben Beamte, welche das Volk, die Nation im Namen des Königs zu regieren hatten: königliche Beamte. Der Begriff des Staates — soweit er nicht in dem König und allem, was königlich war, sich darstellte — war ihnen befremdlich, unheimlich, geradezu verhaßt; und wenn Friedrich Wilhelm IV.

später gelegentlich den Staat einen „Racker" nannte, sprach er damit nur die Empfindung des bei weitem größten Teils seiner alten und keineswegs schlechtesten Beamten aus. Ja, die trefflichen Männer waren nicht abgeneigt, diese Empfindung und das Wort selbst auf alle diejenigen zu übertragen und anzuwenden, welche über jenen unheimlichen Begriff auch nur als Professoren, Publizisten 2c. theoretisierten. Wer nun gar die theoretisch gewonnenen und in dieser Sphäre allenfalls noch diskutabeln und erträglichen Resultate in die Praxis umsetzen wollte, war ihnen ein Tollhäusler, wenn nicht ein Schelm. Glücklicherweise für die Gemütsruhe der braven Herren gab es damals nicht viel solcher Leute: einige hirnverbrannte Poeten, denen man ihre Reimereien schließlich nicht so hoch anrechnen wollte; und allerdings hier und da in Schlesien, am Rhein — die Ständeversammlungen — nun, der König hatte sie sehr ungnädig verabschiedet. Es war ja auch wirklich zu arg! Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Konstitution — diese alten Marotten wieder und immer wieder vorzubringen, jahraus, jahrein — sollte der König da nicht endlich die Geduld verlieren? er (Sprecher) für sein Teil habe sie schon lange verloren, und ich glaube, Kollege, Ihnen wird es nicht anders ergangen sein.

So sprachen die Herren unter einander mit gedämpfter Stimme und ernsten Gesichtern über diese staatsgefährlichen Dinge in Ausdrücken, die auf den Knaben-Jüngling einen tiefen Eindruck machten, allerdings nicht ganz den, welchen die Herren beabsichtigt haben würden, hätten sie bei dergleichen Reden in

Beziehung auf uns junge Menschen überhaupt eine Absicht gehabt. Nichts aber lag ihnen ferner als der Gedanke, wir könnten neugierig den Schleier lüften wollen von Geheimnissen, an denen sie selbst mit frommem Schauder vorübergingen. Und doch war dies der Fall, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Meine Neugier war erregt, und was daran Böses sein sollte, wenn man „eine scharfe Zunge und eine scharfe Feder" führte, konnte ich auch nicht herausfinden. Es war gewiß keine oppositionelle oder gar revolutionäre Stimmung, in die ich mich nun hineingearbeitet hätte. Ich war viel zu unwissend, als daß ich mir eine bestimmte Vorstellung von den Dingen hätte machen können, über welche die Herren geredet. Aber ich hatte doch aufgehorcht, hingehört. Es war ein einzelnes Korn aus dem wohlverschlossenen Sack auf den Weg gefallen. Vielleicht zertritt es der Fuß des nächsten Wanderers; vielleicht verzehren es die Vögel; vielleicht nimmt es der Wind, wirft's auf den Acker nebenan und deckt's mit ein wenig Erdkrume zu. Dann kann man nicht wissen, was das arme Korn von diesem Umstand noch alles für Umstände im Leben hat und anderen macht.

Ich räume natürlich herzlich gern ein, daß, was ich hier als Norm und Regel der Denk- und Fühlweise jener Ehrenmänner hingestellt, auch seine Ausnahmen gehabt hat; aber im ganzen der Umrisse und des Kolorits ist das Bild sicher nach dem Leben. Wenn ich für mich selbst einer Bestätigung meines Urteils bedürfte, würde ich dieselbe in der Form finden, welche für die geselligen Vergnügungen in diesen Kreisen damals allgemein angenommen

war, so allgemein, daß man durch die Beschreibung eines Frosches neunundneunzig andere Frösche nicht genauer schildern kann, als sämtliche Abendgesellschaften einer Saison durch die Schilderung einer einzigen Abendgesellschaft.

Man versammelte sich aber zwischen sieben und acht Uhr so schnell, als die wenigen Privatequipagen, über welche die Gesellschaft verfügte, und die drei oder vier Lohnwagen, welche die Stadt aufzuweisen hatte, und sonst die Füße der Beteiligten es eben zuließen. Junges Volk wurde für gewöhnlich grundsätzlich nicht geladen; und unter „jungem Volk" alles verstanden, was man zu dem Hauptgeschäft des Abends eben seiner Jugend wegen absolut nicht verwenden konnte, wie man denn auch mit Einladungen an ältere und alte Leute, welche, wenn auch aus anderen Gründen, in die Kategorie nicht verwendbarer Gäste fielen, so sparsam wie möglich war. Bis die Gesellschaft sich vollzählig versammelt hatte, vielleicht auch noch eine halbe Stunde länger, ging und stand man (die Herren mit den Hüten in den Händen) theetrinkend, plaudernd umher, während man den Wirt oder einen von ihm mit dem wichtigen Auftrag betrauten gewandten jüngeren Kollegen oder Kameraden — Referendar oder Lieutenant — durch die plaudernden Gruppen gleiten, und jedem — sei es Dame oder Herr — mit verbindlichem Lächeln gefällig schnell eine Karte in die Hand drücken sah, auf welche dieser einen flüchtigen Blick warf, um sie sodann seinem Nachbarn oder seiner Nachbarin zu zeigen: Werde ich heute Abend das Glück haben, Frau Oberregierungsrätin? — Bedaure sehr, lieber

Herr Regierungsrat. — Sieh da, Frau Oberforstmeisterin! eine seltene Ehre! — Die Sie zu schätzen wissen werden, Herr Assessor!

Die ganze Gesellschaft hat jetzt zu dreien oder vieren — je nachdem Tarok, L'hombre, Whist oder Boston gespielt wird, an Tischen Platz genommen, die in den Nebenzimmern mit Kerzen, Lichtern, Spieltassen, Spielmarken, Spielkarten und den obligaten Stühlen arrangiert standen — fünf, sechs, sieben, zehn, zwölf oder in wie viel Teile sonst der Quotient der Gesellschaft durch drei oder vier geteilt werden kann. Es ist niemand übrig geblieben außer der Wirtin, die erklärt hat, nicht spielen zu wollen, sich aber endlich doch erbitten läßt, an dem einen Bostontisch als „Strohmann" einzutreten, und dem Referendar v. B., der erst seit vierzehn Tagen in der Stadt ist und gebeten hat, ihm noch ein paar Studienabende zu gönnen, und der sich nun mit diskreter Haltung bald hierhin, bald dorthin an einen der Tische stellt, und während des Abends vierundzwanzigmal (über die Schulter) mit „Jonas" angerufen wird, weil jeder glaubt, es sei der alte Lohndiener.

Jonas hat unterdessen eine Welt von Arbeit: die Zubereitung von zweimal so viel Tischchen als Spieltische in den Zimmern sind, jeden mit zwei Gedecken, und je einer Flasche Wein. Das Souper, das unweigerlich aus drei Gängen besteht, wird in längeren Zwischenpausen serviert, da die Spielenden keineswegs geneigt sind, das Geschäft des Abends auf mehr als höchstens ein paar Minuten zu unterbrechen, und gleichsam nur so im Vorübergehen soupieren, wie ein Pferd auf

der Landstraße von dem vorüberfahrenden Heuwagen naſcht. Es iſt eine Kunſt, die gelernt ſein will; Neulingen paſſiert es wohl, daß ſie hungriger aufſtehen, als ſie ſich vor drei Stunden hingeſetzt haben; die Erfahrenen wiſſen natürlich von ſolchen Kalamitäten nichts.

Dafür wiſſen ſie ſämtliche Hauptſpiele, ſo an dem Abend vorgekommen, auswendig, und der Austauſch dieſer Merkwürdigkeiten, die Mitteilung ſonſtiger beſonders erfreulicher oder fataler Peripetieen des Glücks bilden den immer willkommenen ſach- und zeitgemäßen Stoff der Unterhaltung für die zehn Minuten, welche man, nachdem man ſich von den Spieltiſchen erhoben, noch in den gaſtlichen Räumen — (die Herren wieder mit den Hüten in den Händen) ſtehend und umhergehend (ſich die Beine zu vertreten, ſagt der witzige Regierungsrat v. M.) zubringt. Dann leeren ſich die Zimmer ſehr ſchnell, und der Wirt geht von Spieltiſch zu Spieltiſch, das „Kartengeld“ an ſich nehmend, das man in dem „Pot“ deponiert hat (den vollen Preis für zwei Spiele, wenn die Karten ganz neu ſind, ſonſt à discrétion).

So, genau ſo habe ich Dutzende von Geſellſchaften in meinem elterlichen Hauſe oder in den Häuſern der Kollegen und Freunde meines Vaters verlaufen ſehen.

Daß junges Volk an ſolchen Abenden eingeladen wurde, war eine Neuerung, die ſo in dem Anfang der vierziger Jahre eingetreten ſein muß, als die Söhne und Töchter der befreundeten Familien (beſonders die letzteren) heranwuchſen oder herangewachſen waren und — unter Aſſiſtenz eines halben

oder ganzen Dutzend der Offiziere der Garnison — Tanzabende, ja richtige Bälle arrangiert wurden. Es ging fast ausnahmslos sehr heiter bei diesen Gelegenheiten zu. Der Umstand, daß jeder jeden kannte, und es eigentlich immer dieselben Personen waren, die sich zusammenfanden, schien den Genuß eher zu erhöhen als zu vermindern. Die Damen waren meistens schon zu der nächsten Gelegenheit für alle Tänze engagiert und wenn sie einen oder den anderen offen ließen, so war es, um dem Lieutenant v. H. oder dem Referendar v. Z. (die heute abend nicht zugegen waren) eine Chance zu geben. Auch mir ist diese Gunst wohl zu teil geworden trotz meiner siebzehn Jahre und meiner dunklen Primanerstellung. Ich schließe daraus absolut nichts, als daß die jungen Damen damals in ihren Ansprüchen bescheidener gewesen sein müssen, als ihre Schwestern von heute.

Zurück zu meinem Vater.

Er ist aus einer Gesellschaft, wie ich sie eben zu schildern versucht, nach Hause gekommen. Heute, wie jetzt oft, wie jetzt fast immer: allein. Die Mutter begleitet ihn zu solchen Abenden nur noch bei besonderen Gelegenheiten, und wenn sie sich ausnahmsweise wohler fühlt. Ich bin ebenfalls geladen gewesen, habe mich aber mit einer dringenden Arbeit entschuldigt. Der Vater sieht, so spät es schon ist, in meinem über den Hof in einem Seitenflügel gelegenen Zimmerchen noch Licht. Sein Fuß stockt. Er möchte eigentlich hinübergehen und den wunderlichen Jungen zu Bett schicken; aber weshalb sich in Angelegenheiten mischen, von denen man nichts ver-

steht? Er hat sein Schlafzimmer erreicht, das er schon seit Jahren allein bewohnt, sich zu Bett gelegt, von dem Nachttischchen ein Zeitungsblatt genommen — eine Nummer des Hamburger Unparteiischen — sie ist bereits vier Tage alt. Er liest ein Weilchen, bemerkt nach einiger Zeit, daß er die Dinge bereits gestern in der Stralsunder Zeitung gelesen hat — im Auszuge; aber die Details interessieren ihn nicht. Er thut das Blatt weg und liegt so mit offenen Augen eine Zeitlang da, Gedanken nachhängend, unerfreulichen. Er hat heute abend im L'hombre (mit dem Präsidenten und dem Oberforstmeister) nicht unbedeutend verloren. Er verliert ungern, da er sich bewußt ist, meisterlich zu spielen; aber das Glück war heute abend zu hart gegen ihn. Es ist ja auch sonst nichts mehr mit dem Glück. Die Herren, mit denen er eben gespielt, soupiert, geplaudert — achtungsvolle, umgängliche, gefällige Kollegen — gewiß; — aber Freunde? Herzensfreunde, wie er sie in der Heimat, in Magdeburg gehabt? nicht einer! Hätte er nicht damals besser gethan, die Stelle in Stettin, die ihm auch frei stand, anzunehmen? Die Verhältnisse an der Regierung dort waren unerquicklich; aber er wäre doch in dem größeren Getriebe geblieben, in die Eisenbahnbranche hineingekommen, könnte und würde sehr wahrscheinlich jetzt Ober-Baurat sein. Und das höhere Gehalt — jetzt, wo er der Sorge für den Ältesten kaum ledig ist, den Zweiten in Berlin auf der Bauakademie hat; der Fritz Michaelis zur Universität gehen wird, um, der Himmel weiß was, zu studieren — und der Gottfried, der noch in Tertia sitzt — schlimm genug,

daß er da noch sitzt — er müßte längst in Sekunda sein — indessen, es möchte alles hingehen, wenn —

Sein Auge wird trüber; er starrt zu der getünchten Decke empor, wo der leuchtende Cylinderrand jene seltsame Figur malt, die Willebrord Snellius berechnet und benannt hat. Er denkt nicht an den holländischen Mathematiker und seine „Enkaustika"; er denkt, daß er lernen soll, nun schon seit Jahren gelernt haben sollte, sie zu entbehren, welche die einzige Leidenschaft seines Herzens gewesen ist; ihm, dem im Grunde Schüchternen, gegen Andersgesinnte so schnell Verschlossenen, ja Abstoßenden — er hat es heute abend wieder einmal schwer empfunden — den Verkehr mit der Gesellschaft so bequem, so spielend leicht vermittelte; deren elastischer Geist seiner allzuweichen Seele eine Spannkraft gegeben und erhalten, die — er nicht mehr empfindet. Um sich nun sagen zu müssen, daß er anfängt, ein alter Mann zu werden, daß er längst, ohne es zu wissen oder sich eingestehen zu wollen, ein alter Mann ist.

Und seufzend löscht er die Lampe.

Homerischen Helden stand es wohl an, sich selbst zu loben; uns moderne Menschen, wollen wir in diesen Weg einlenken, schreckt ein fürchterliches Sprichwort zurück. Auch unsrer nächsten Angehörigen rühmend zu gedenken, wird uns von besonders Em-

pfindlichen leicht verargt: sie meinen, auch da schon das verpönte Eigenlob zu wittern. Nur eine Ausnahme lassen auch die Sprödesten gelten, die Ausnahme, daß jedem das Herz überfließen darf, wenn er von seiner Mutter spricht.

So scheue ich mich denn nicht, aus meiner, wenn je, so in diesem Falle absolut treuen Erinnerung heraus, ihrem teuren Bilde, von dem ich früher dem Leser nur eine flüchtige Skizze geboten, einen Glanz zu verleihen, von dem ich weiß, daß er schließlich doch nur ein matter Widerschein dessen ist, was mir köstliche Wirklichkeit war.

Denn sie hatte die Natur in einer ihrer seltensten Gebelaunen ausgestattet mit einer solchen Feinheit und Biegsamkeit des Geistes, mit einer so rapiden Fassungskraft, einer so nimmer aussetzenden Schlagfertigkeit des Urteils, einer so spielenden Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, daß sie — der, ich möchte sagen: zum Überfluß Aphrodite noch die goldenen Gaben unverwüstlicher Schönheit und unauslöschlicher Anmut in die Wiege gelegt — hervorleuchten mußte überall, wo sie erschien. Auch war sie sich, ohne Überhebung, die ihrem naiven Wesen völlig fern lag, doch so eminenter Vorzüge instinktiv bewußt; und dies Bewußtsein gab ihr einen heiteren Stolz und eine Sicherstelligkeit, die sich gleich blieben in jeder Lage des Lebens. Ich habe nie wieder eine Frau gekannt, die, wie sie, bei aller reichen Erfahrung, durch die Welt gegangen wäre mit der vollen Ingenuität eines im Schoße des Glücks gewiegten, geistreichen Kindes, das sich vor nichts und vor niemand fürchtet.

Von den hundert charakteristischen Beispielen, die ich dafür beibringen könnte, nur eines.

Als im Frühjahr von 1848 die Wellen der Revolution auch bis nach Stralsund spritzten, und die sonst so stille Stadt in Bewegung und Aufregung war, kam eines hellen Maimittags ein Freund des Hauses atemlos herbeigestürzt. Soeben hätte der zumeist aus Hafenarbeitern bestehende Pöbel dem Syndikus B. die Fenster eingeworfen, zum nächsten Opfer habe er sich meinen Vater ausersehen, schon wälze sich der wütende, trunkene Haufe heran. In der That vernahm man bereits aus der Ferne wüstes Schreien, Heulen und Pfeifen, das mit jedem Augenblicke deutlicher wurde. Ein Attentat gegen meinen mit höchstem Recht allverehrten und beliebten Vater war das abgeschmackteste Ding von der Welt; aber die Abgeschmacktheit war einmal die Ordnung des Tages, und der Freund hatte in unmittelbarer Nähe der Tumultuanten, ja mitten unter ihnen gestanden und den Namen meines Vaters aus hundert heiseren Kehlen brüllen hören. Wir alle gerieten in die größte Bestürzung, selbst der Vater konnte eine gewisse Unruhe nicht ganz verbergen, nur die Mutter blieb völlig gefaßt. Kaum daß sie, am Klavier in der unmittelbaren Nähe des Fensters sitzend (wir bewohnten die Bel-Etage, und von der hohen Rampe des gegenüberliegenden Postgebäudes konnte man das Zimmer fast übersehen), ihre Hände auf den Tasten ruhen ließ, den aufgeregten Bericht des besorgten Freundes zu hören. Narrenspossen, sagte sie, und spielte ruhig weiter. Man bat sie, doch wenigstens zu verstatten, daß das Fenster geschlossen

werde. Im Gegenteil, sagte sie, wenn ihr den Unsinn glaubt, solltet ihr die anderen ebenfalls aufmachen, dann haben wir nicht außerdem die Scheiben zu bezahlen. — Und die Gefahr für sie selbst, wenn sie so sitzen blieb, den wüsten Schwarm durch ihr Spielen verhöhnend und nur noch mehr zur Wut reizend? — Wie kann ich ihnen besser beweisen, daß der Vater ein ruhiges Gewissen hat, als wenn sie seine Frau in einer so harmlosen Beschäftigung finden? erwiderte sie, ohne auch nur für einen Moment ihr Spielen zu unterbrechen. Es war keine Zeit zu weiteren Erörterungen; im nächsten Moment war die Menge vor dem Hause angelangt: einige hundert wildverwegener Gesellen, wie sie eine Hafenstadt birgt, und — Hurra! der Herr Baurat soll leben! und nochmals hurra! und zum dritten Male hurra! donnerte es herauf. Die Mutter schloß mit ein paar triumphierenden Akkorden, lächelte, erhob sich, trat an das Fenster und dankte den Leuten durch Wink und Verneigung für die seltsame Ovation.

Diese Scene fand statt zu einer Zeit, als die herrliche Frau — wie ich bereits angedeutet, infolge eines Nervenleidens, das der Kunst der Ärzte spottete, angefangen hatte, sich aus der Gesellschaft, deren belebender Mittelpunkt sie bis dahin gewesen, so gut wie gänzlich zurückzuziehen; aber leider auch ihre Häuslichkeit als ein fremdes Etwas oder gar als ein notwendiges Übel zu betrachten und in wochen-, monatelangem Verweilen bei befreundeten Familien auf dem Lande die kontemplative Stille und das Behagen zu suchen, welche ihr die Stadt und das

Leben in der eigenen Familie nicht mehr gewähren zu können schienen.

Wie hart nun aber auch diese Entfremdung der Mutter von ihrer Familie uns alle berühren mußte, ein schwerstes Unglück war sie für mich, der ich jetzt die Entscheidung für mein Leben treffen sollte und, da ich mich für das, was schließlich Ziel und Zweck und der Inhalt meines Lebens wurde, wie die Dinge lagen, nicht entscheiden wollte und konnte, von Ahnungen einer trüben Zukunft, die mir bevorstand, verdüstert, einer mütterlichen Freundin, Raterin, Trösterin so sehr bedurft hätte.

Zwei jüngere Geschwister: ein Bruder, der, dem Alter nach nicht eben weit von mir abstehend, in seiner geistigen Entwickelung unverhältnismäßig hinter mir zurückgeblieben, und eine Schwester, die noch ein halbes Kind war, mochten der Mutter wenigstens nach dieser Seite entraten. Die beiden älteren Brüder, von denen der eine das elterliche Haus bereits seit Jahren verlassen, der andere es um diese Zeit verließ, hatten beide ohne langes Schwanken und Wählen den Beruf ergriffen, zu welchem sie Talent, Neigung und das Beispiel des Vaters gleicherweise trieben. Sie waren in der glücklichen Lage, daß sich für sie zu der Autorität des Vaters gewissermaßen noch die gesellte, welche der alte, erfahrene Meister jungen Gesellen und Gehilfen gegenüber beanspruchen darf und gern gewährt erhält. Mit mir verhielt es sich anders. Nicht als ob ich die väterliche Autorität jemals verkannt hätte — im Gegenteil: ich war stets von tiefster Achtung vor dem Trefflichen erfüllt und gab diesem Gefühl auch in meinem Be-

tragen gegen ihn den vollsten Ausdruck. Aber ich hatte bereits damals die Empfindung, von deren Richtigkeit ich jetzt überzeugt bin: daß ihm die Brüskerien des jüngeren Bruders oder gelegentlicher lebhafter Widerspruch, den er von den älteren zu befahren hatte, auch von meiner Seite lieber gewesen sein würden, und er in meinem äußerlich tadellosen Verhalten nur einen Entgelt für den Mangel an Autoritätsgefühl sah, dessen ich mich innerlich schuldig fühlen möchte.

Hier war der Keim zu einem Konflikt, der für beide Teile unendlich traurig war, und den ich wohl einen tragischen nennen darf, da derselbe, wie die Verhältnisse lagen, eintreten mußte, ja in den uns — den Vater und mich — die Natur selbst zu treiben schien.

Ich deutete schon oben an, daß mein Vater zu jenen Menschen gehörte, welche Jean Paul „die Stummen des Himmels" nennt, weil sie für die Welt innerer Empfindungen keinen Ausdruck haben. Er liebte mich auf das zärtlichste, mehr noch: er war von jeher stolz auf mich gewesen, hatte an die Entwickelung des zugleich lebhaften und ernsten, seine Altersgenossen in mancher Hinsicht überflügelnden Kindes und Knaben die höchsten Erwartungen geknüpft — ich weiß es von ihm selber, denn er schrieb es mir Jahre später, als die Verzweiflung an meiner Zukunft den keuschen Stolz seines Herzens bis zur Klage erweicht. Nun war ja vorläufig zur Verzweiflung gewiß kein Grund vorhanden; aber ein gewisser Zweifel an der Erfüllung so hoher Hoffnungen hatte sich doch schon in meines Vaters Seele eingeschlichen.

Und dabei geriet er wohl in jenen Widerspruch, zu welchem der Keim tief in der menschlichen Natur liegt und in den unzählige Eltern verfallen. Wir erwarten und hoffen, daß unsere Kinder im Leben erreichen werden, was uns aus äußeren und inneren Gründen unerreichbar blieb; sind uns auch wohl bewußt, daß sie zu diesem Endzweck und Ziel Gaben haben, Kräfte entfalten müssen, die wir eben nicht hatten und entfalten konnten, und lieben sie doch eigentlich nur in dem, worin sie uns ähnlich, ja gleich sind.

Ich ähnelte meinem Vater nicht nur in der Körperbildung und physischen Begabung. Es war auch eine tief gemütliche Ähnlichkeit da, die schwer zu definieren ist, nur von den Betreffenden voll empfunden werden kann und ganz gewiß von mir und, ich bin überzeugt, auch von dem Vater durchaus empfunden wurde.

Nun sollte man meinen, daß, wenn ein Sohn mit den physischen Eigenschaften und den gemütlichen Zügen, die ihn dem Vater so ähnlich machen, gewisse geistige Qualitäten verbindet, die jenem fehlen, aber, da sie auf derselben Naturbasis ruhen, doch nur Steigerungen seiner eigenen seelischen Begabung sein können, dies dem Vater, als eine Erhöhung und als Komplement seiner Individualität, hoch willkommen sein müsse; und doch schien das genaue Gegenteil einzutreten.

Der Vater wußte sich in mein Wesen, je weiter ich in meiner Entwickelung vorschritt, wie folgerichtig auch dieselbe sein mochte, immer weniger zu finden. Ich würde das herausgefühlt haben, wenn es un-

ausgesprochen geblieben wäre. Oder völlig ausgesprochen wurde es auch eigentlich nicht; aber es fielen doch von seinen Lippen gelegentliche Bemerkungen, die mich darüber nicht in Zweifel lassen konnten, wie befremdlich ihm mein Thun und Treiben war; wie so wenig, so gar nicht in allem, was mir als das Teuerste galt und für das zu leben es sich in meinen Augen überhaupt des Lebens verlohnte, bei ihm auf Verständnis, auf Billigung rechnen durfte.

Daß ich mit ihm über meine Schulstudien nicht sprechen konnte, war das Geringste. Ich selbst betrachtete wohl schon damals dieselben nur als eines der Mittel, „durch die man zu den Quellen steigt". Überdies wird ein Vater, der keine rechte Gymnasial-, geschweige denn eine Universitätsbildung genossen, den Sohn, wenn derselbe sich einem gelehrten Berufe widmet, früher oder später immer seinen Weg allein gehen lassen müssen. Der Fall kommt in tausend Familien vor und hat gewiß nichts Verfängliches, vorausgesetzt, daß der Sohn sich nicht überhebt und der Vater mit den Strebungen des Sohnes einverstanden ist; es kann dann sogar dies Verhältnis eine Quelle reiner Freude für beide Teile werden.

Weshalb war es hier anders? Daß ich nie auch nur die mindeste ungebührliche Eitelkeit auf mein bischen Lateinisch und Griechisch ihm gegenüber an den Tag legte, dessen bin ich sicher. Er seinerseits würde es ja zweifellos lieber gesehen haben, wenn ich mich, wie meine beiden älteren Brüder, dem Baufach gewidmet hätte. Aber eine entschiedene technische Begabung, die ich auch sonst in mannigfachster Weise

dokumentiert, schien mit den Knabenjahren und den Bauklötzen verloren gegangen zu sein; und meine Unlust an den mathematischen Disciplinen mußte den Vater vollends davon überzeugen, daß jene, in der „Kinderstube" über mich ausgesprochene Prophezeiung des berühmten Fachgenossen eine falsche gewesen.

Nun mochte es ihn ja immerhin schmerzen, auf eine liebe Hoffnung verzichten zu müssen; es mochte sich auch das peinliche Gefühl des Mangels einer gelehrten Bildung, das ihn gewiß im Leben oft schwer genug gedrückt hatte, mit der Zeit zu einer entschiedenen Abneigung gegen das Bücherwesen verhärtet haben. Aber er hatte mich doch bis dahin wenigstens gewähren lassen; der Beschluß, daß ich studieren solle, war endgültig gefaßt — was also raubte ihm mir und meinem Treiben gegenüber den Gleichmut bis zur persönlichen Befangenheit, ja scheinbaren Lieblosigkeit? Unzweifelhaft dies: er konnte sich der Befürchtung nicht erwehren, daß die gelehrte Bildung, welche ich anstrebte, sich niemals auf ein praktisches Ziel richten werde; daß hinter dem allen etwas anderes sich verberge, dem er keinen Namen zu geben wußte, und wovor er, der Mann der skrupulösen Solidität, der pflichttreue Beamte, der seinen Kindern in das Leben, dessen Härten er aus eigenster Erfahrung nur zu gut kannte, nichts anderes mitzugeben hatte als eine tüchtige Vorbildung zu einem praktischen, die Sicherheit der Existenz gewährleistenden Beruf, ein unüberwindliches Grauen empfand.

Was trieb ich, wenn ich halbe Nächte in meinem Zimmerchen beim Dämmerschein des Studierlämp-

chens durchwachte? Ich konnte und wollte nicht sagen, daß es immer lateinische Aufsätze oder griechische Präparationen waren; ich antwortete, der Wahrheit gemäß, daß ich mich in den Faust, in den Nathan zu tief hineingelesen und darüber des Schlafes vergessen hätte. — Das war denn auch wohl das Öl nicht wert, das du verbrannt hast, murrte er. Und dergleichen unerquickliche Auseinandersetzungen waren noch eine Wohlthat im Vergleich zu dem dumpfen Schweigen, in welches wir uns einer gegen den anderen hüllten.

Einer gegen den anderen! Würde er mich verstanden haben, hätte ich den Versuch gemacht, die Scheu, die mich gerade ihm gegenüber gebannt hielt, zu brechen? Ich bin überzeugt, es wäre nicht der Fall gewesen. Er hatte nie das Nebelmeer befahren, auf dem mein armes Schifflein steuerlos trieb; hatte nie einen Fuß gesetzt in das unbekannte Land, das ich jenseits dieses Nebelmeeres träumte, dessen herrliche Ufer, wenn die Wolken sich einmal um ein Weniges lüfteten, ich bereits zu erkennen, zu unterscheiden wähnte.

Hätte meine Mutter meine Träume zu deuten gewußt? Ich muß auch das verneinen. Ihr froher Sinn war, so lange sie sich der Gesundheit erfreute, immer nur auf das aktuelle Leben gerichtet gewesen, dessen wechselnde Verhältnisse sie mit dem klarsten Blick durchschaute und beurteilte. Die eingeborene Heiterkeit ihrer spannkräftigen Seele verleugnete sich auch in ihrer Krankheit nicht, gewann vielmehr nur in dem Maße, als sie selbst sich vom Leben, das ihr nichts mehr bieten zu können schien, abwandte, eine

höhere, geistigere Reinheit. Ich würde philosophische Vertiefung sagen, wenn man dabei jeden Gedanken an das Wissen, das man aus Büchern schöpft, fern hält. Sie bedurfte der Bücher nicht; der Weisheit letzten Schluß, zu dem sie gekommen, hatte das Leben sie gelehrt. Es schien die melancholische Lehre von der völligen Eitelkeit der menschlichen Dinge; aber schien es auch nur. Denn wenn sie in ihrer geistreich-anmutigen Weise von dem Glück des Alters sprach, welches dem der Jugend unendlich vorzuziehen sei; von dem Frieden eines Herzens, das nichts mehr wolle, nichts mehr erstrebe, was nur der Zufall oder der Kampf gewähren könne, sich vielmehr an dem genügen lasse, was aus der eigenen Tiefe unabläßig quillt, so man es nur zu schöpfen verstehe — es war darin auch kein leisester Anflug von Herbheit oder Verbitterung, vor allem keine geringste Prätension, andere zu belehren und zu bekehren, anderen die Lust am Leben verleiden zu wollen. Sie wußte und sprach es in ihrer Weise aus, daß eines sich nicht für alle schicke, und „Kommt Zeit, kommt Rat" war ein Wort, das sie oft im Munde führte.

Damit würde sie auch mich zu trösten versucht haben, hätte ich ihr mein junges Leid geklagt. Ich that es nicht. Wie gütig sich auch die merkwürdige Frau zu mir hinunterneigte, wenn sie mit mir, was sie gern that, dergleichen Themata durchsprach — sich herabzulassen ist leicht, sich hinaufzuheben schwer. Der Jüngling konnte wohl die teure Hand dankbar, ehrfurchtsvoll küssen, aber Bekenntnis gegen Bekenntnis setzen, seine innere Verworrenheit, seine leidenschaftlichen Wünsche dieser klaren Seele beichten,

hinter der im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, — das konnte er nicht.

Noch viel weniger konnte er sie weder jetzt oder später während der wenigen Jahre, die ihr noch zu leben beschieden, als Vermittlerin anrufen zwischen sich und dem Vater. Ahnte ich doch deutlicher und immer deutlicher, daß es auch hier eines Mittlers bedurft hätte zwischen zwei Seelen, von denen die eine einsam sein wollte, um, wie eine verlöschende Flamme, in einem letzten schönsten Aufglanz zu verglühen; die andere, irdischere, an die Welt geklammerte, nicht einsam sein konnte, ohne sich verlassen zu fühlen und in dem bitteren Gefühl dieser Verlassenheit gramvoll zu verzehren.

So wäre denn der Jüngling in den Jahren, in welchen der Drang, sich mitzuteilen, allen Menschen kommt und in einer künstlerisch angelegten Seele zum quälenden Verlangen wird, in dem, was ihm das Teuerste war, ja das einzig Lebenswerte am Leben schien, zum Schweigen oder zu melancholisch-unfruchtbaren Selbstgesprächen verurteilt gewesen, wenn ihm das gütige Geschick nicht einen Gefährten gegeben hätte, der auf demselben Pfad nach demselben einsamen Stern wanderte, und in welchem er in einer Hinsicht seinen Doppelgänger, in anderer sein Widerspiel erblicken mußte.

Dieser mein einziger Jugendfreund, der mir damals wahrhaft ein Gottgesandter war, ist auch auf den Gang, den meine Entwickelung in der Folge nahm, von so großem Einflusse gewesen, daß ich ihn aus der Geschichte derselben nicht wegdenken kann und also nicht weglassen darf. Aber auch der Leser,

denke ich, wird nicht ungern mit mir das Rätsel eines Menschen zu lösen suchen, der, ein ausgesprochenes poetisches Talent und zugleich ein Charakter von seltenster Kraft, in dem Wettspiel um die Palme des Ruhmes auch nicht das bescheidenste Zweiglein davontragen sollte.

Es wird nicht allzu häufig vorkommen, daß jemand das Wann? Wo? und Wie? er einen Schulfreund zum ersten Male gesehen, mit völliger Genauigkeit festzustellen vermag. Die trotz ihrer Gleichförmigkeit bunten Scenen innerhalb und außerhalb der Klassenzimmermauern wechseln zu schnell, wie die Steinchen in einem Kaleidoskop; oder gehen, wie Nebelbilder, eine unmerkbar in die andere über, bis nach und nach aus ihnen deutlicher und deutlicher eine Gestalt, des Freundes Gestalt, herauswächst, ohne daß man zu sagen wüßte, wie sie entstanden ist.

Für mich taucht aus dem Chaos der Erinnerungen Adalbert Mecklenburgs Bild in den schärfsten Umrissen und der klarsten Beleuchtung vollkommen fertig auf. Ohne daß die Flucht der Jahre, die darüber hingezogen, auch nur den leisesten Zug hätte verwischen können, als wär's gestern gewesen, sehe ich ihn in der Situation und Umgebung, wie ich ihn zum ersten Male sah.

Es war in der Sekunda in der großen Zwischenpause ganz zu Anfang eines neuen Semesters. Der Sitte der Klasse gemäß war die Reihenfolge der Schüler nach dem Ausfall eines lateinischen Extem-

porale bestimmt worden. Ein von auswärts frisch Hinzugekommener hatte sich einen ehrenvollen Platz erobert auf der Mitte der zweiten Bank, gerade da, wo dieselbe von der großen Säule durchbrochen wurde, welche, oben in kühnem Spitzbogen ausladend, die gewölbte Decke trug.

Mit dem Rücken gegen den Schaft dieser Säule gelehnt, saß er da. Das volle und doch spärliche Licht eines trüben Früh-Herbsttages fiel durch die beiden großen gegenüberliegenden gardinenlosen Fenster auf ein feines Gesicht, das, von Natur blaß, in diesem Momente blutlos erschien. Die scharfgeschnittenen Lippen des kleinen, wohlgeformten Mundes zuckten in stummer, höhnischer Verachtung. Und so, höhnisch, verächtlich blickten die graublauen Augen unter den wie mit dem feinsten Pinsel gezeichneten Brauen bald auf diesen, bald auf jenen der Necker, die um ihn her saßen oder standen und den Neuling zur Zielscheibe jenes Schülerspottes machten, der meistens so harmlos oberflächlich ist und doch so mitleidslos tief schneiden kann. Hier schnitt er tief, das sah ich. Der Neuling war mir so völlig fremd wie den anderen; ich hatte noch kein Wort mit ihm gewechselt. Seine langaufgeschossene, dürre, schmalbrustige, schmalschulterige Gestalt mit den eckigen Bewegungen, der Ausdruck selbst des altklugen blassen Gesichtes mochten mir so wenig sympathisch sein wie den anderen, — aber ich habe nie gleichmütig einem ungleichen Kampfe zuschauen können, und mein Mitleid mit dem Verlassenen, Freundlosen, den Angriffen seiner zahlreichen Gegner schutzlos Preisgegebenen schlug in hellen Flammen auf. Ich sagte, was einem warm-

blütigen Jüngling denn in solchen Momenten aus dem vollen Herzen über die Lippen strömt. Was es auch war, es mußte überzeugende Kraft haben: man schämte sich oder schämte sich auch nicht, ließ aber jedenfalls ab; und die graublauen Augen hoben sich zu einem erstaunt prüfenden Blick auf den merkwürdigen Menschen — „unter Larven die einzig fühlende Brust —"

In diese Worte des Dichters hatte sich ihm, wie er mir später erzählte, unwillkürlich die Empfindung zusammengefaßt, die ihm mein Erscheinen und Auftreten in diesem kritischen Momente eingeflößt. So, wenn nicht der einzige, doch erste und oberste seiner Freunde bin ich ihm geblieben, sein Leben lang. Als der Tod ihm allzu früh die Augen schloß, haben seine letzten Gedanken gewiß seinem jungen Weib und dem Kindchen gegolten; aber auch ich, der Entfernte, Ahnungslose, habe an seinem Sterbebett gestanden — „in seines Geistes Aug'", und er hat in rührenden Worten von mir Abschied genommen, mit jener Liebe, die nur mit dem Leben verlöschen konnte.

Ach! diese Liebe sollte ihm nicht leicht gemacht werden, so wenig, wie irgend etwas in seinem Leben! Sie ist ihm eine Quelle bittersten Kummers geworden, so oft er, der Stolze, an meiner Gegenliebe zweifelte, manchmal ohne Grund, nicht selten freilich eifersüchtig mit Fug und Recht: auf neue Freunde, an denen ich, wie er argwohnte, mit größerer Liebe hing; eifersüchtig — wenn ich das Wort in diesem Sinne brauchen darf — auf die Welt, deren Kind ich nach seiner Meinung nur zu sehr war; und die

mich mit ihren Lockungen abzog von der steilen Bahn nach dem gemeinsamen hohen Ziel.

In solchen Zeiten konnte er rauh sein und mich zerzausen wie ein eisiger Novemberwind den Wandersmann; konnte die schärfsten Pfeile auf mich abschnellen wie der zürnende Apoll in das Griechenlager auf Maultiere und flüchtige Hunde.

Und wohl hatte er ein Recht zu diesem Zorn, er, der jeder Lockung, mochte sie noch so wild an seiner leidenschaftlichen Seele zerren, mit spartischer Tapferkeit widerstand; der das schwere Geheimnis der Entsagung, welches uns andere mühsam das Alter lehrt, in seiner Jugend schon voll begriffen hatte und der strengen Lehre mit sicherer Konsequenz nachlebte, ohne ein Wort darüber zu verlieren, als über etwas, das sich, wenn nicht für jeden, so doch für ihn von selbst verstehe.

Wiederum, wenn er mich rüstig vorwärts schreiten sah auf der rauhen Bahn, die er selber zog, da kamen über die sonst so kargen, spröden Lippen ungesuchte Worte des wärmsten, schmeichelhaftesten Lobes.

So mit Lob und Tadel und immer gleicher Liebe hat er mich, so lange ihm selbst zu leben vergönnt war, durch das Leben begleitet, und als dann später sein Leben abwärts im Sande der Alltäglichkeit hoffnungslos verrann, das meine in freundlich lichte Regionen aufzusteigen schien, — nie, nie auch nur die leiseste Regung von Eifersucht in seiner Seele; nur eitel Freude, neidlose Anerkennung. Als hätt' es nie eine Zeit gegeben, wo er auf eben jener Bahn mit mir gewandert wäre, mir weit vorauseilend —

scheinbar unerreichbar weit. Um dann, von den Dornen an der Wegseite in dem raschen Anlauf gehemmt, immer mehr Terrain zu verlieren, immer mehr zurückzubleiben, nur noch in einzelnen, gewaltsamen Sprüngen vorwärtszustreben; niemals das Labsal eines Erfolges auf den brennenden Lippen zu spüren, Hoffnung auf Hoffnung zu Grabe zu tragen; endlich in der Erfüllung seines mühseligen ärztlichen Berufes, in der treuen Sorge um Weib und Kind fast zu vergessen, daß er einst gestrebt, daß er einst gehofft, zuversichtlich gehofft, es müsse, es werde die Zukunft, die ja, wie Leopold Schefer sagt, nur deshalb so heißt, weil sie kommt, auch für ihn kommen und ihm den vollen Dichterlorbeer um die pochenden Schläfen winden.

„Manchen hab ich so gekannt" — singt Freiligrath. Wer von uns hätte es nicht? Wer von uns, zurückschauend, erinnerte sich nicht eines und des anderen jener wegwunden, wegmüden Gesellen, denen wir so gern geholfen hätten und doch nur der Gott hätte helfen können? Und die, von dem Gott, wie es schien, verlassen, hilflos verschmachteten, wenn sie nicht noch die Kraft hatten, sich seitwärts zu retten auf eines jener Felder, denen der feste Wille selbst des nicht Auserwählten, ja kaum Berufenen, doch noch immer eine mäßige, Fleiß und Mühe lohnende Frucht abgewinnen kann.

Was war's mit jenen Wanderern? fehlte es ihnen an dem echten goldenen Talent? an der stählernen Kraft des energischen Willens? Es mag bei vielen das eine, oder das andere, vielleicht auch beides der Fall sein; bei meinem Freunde fand, wie

ich schon gesagt, in beiden Punkten das Gegenteil statt. So muß denn weiter gefragt werden: hatten sie — er und seinesgleichen — einfach nur nicht, wovon das Sprichwort sagt, daß es der Mensch, vor allem der junge Mensch haben müsse, und was man mit dem vieldeutigen Worte: Glück bezeichnet?

Die Antwort auf diese Fragen, deren Liste sich noch leicht vermehren ließe, wird, je nach der Lage des Falles und je nach der Ansicht, welche der Befragte sich von Kunst und Künstlertum gebildet hat, sehr verschieden lauten. Ich glaube, daß es vor allem auf die letztere ankommt, und daß hier doch eine gewisse Verständigung möglich ist. So mag der freundliche Leser das Folgende als einen Versuch betrachten, zwischen mir und ihm eine solche herbeizuführen, die mir um so wünschenswerter scheint, als wir sonst fortwährend Gefahr laufen, auf dem dunklen Wege, den wir zusammen wandern wollen, die hochnötige Fühlung zu verlieren.

Ich nun bin der Ansicht, Lessing würde der erste gewesen sein, die Frage seines Malers Conti, „ob Rafael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden", als eine Doktorfrage zu bezeichnen, welche ernsthaft zu diskutieren sich gar nicht der Mühe verlohne. Wie es in der Seele eines Menschen aussieht, was in der Seele eines Menschen vorgeht, der mit einer bestimmten inneren Anlage zu einer Kunst geboren wäre ohne die Organe, welche die Ausübung eben dieser Kunst erfordert, entzieht sich jeder menschlichen Berechnung. Die Physiologie weiß, daß die Taubstummen deshalb

stumm sind, weil sie nicht hören, weil nie das Ohr die Laute vernimmt, welche die Sprachwerkzeuge nachbilden sollen. Wenn so das Fehlen eines Sinnes den korrespondierenden Sinn zur Unthätigkeit verdammt, wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß bei völliger Zerrüttung des Organs, auf welches der innere Kunstsinn für seine Bethätigung angewiesen ist, auch dieser in einem gänzlich unentwickelten, embryonischen Zustande bleiben muß. Fälle, wie Beethovens Taubheit, wo das Organ deteriorierte oder zerstört wurde, nachdem bereits die volle Entwickelung des Kunstsinnes stattgefunden hatte und die Höhe der Künstlerschaft erreicht war, gehören nur so weit hierher, als man an ihnen mit aller Vorsicht die Einwirkung des eingetretenen Mangels auf die weitere Kunstbethätigung nachzuweisen versucht. Daß eine solche stattfinden wird und kaum anders als eine nachteilige sein kann, läßt sich von vornherein vermuten. Wir können täglich die Erfahrung machen, wie die Sprache mit der Zeit Taubgewordener allmählich bis zur Unverständlichkeit undeutlich wird. So sind auch der innere und der äußere Kunstsinn einer auf den anderen angewiesen, heben und tragen sich, beleben und befruchten sich wechselseitig. Wenn Conti recht hat, zu klagen, „wie viel doch auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel verloren gehe“, so kann man den Satz getrost umkehren und sich des vielen freuen, was auf demselben Wege in der entgegengesetzten Richtung aus dem Pinsel durch den Arm in das Auge für den Künstler gewonnen wird. Der suchende Pinsel ist eine Wünschelrute, welche, geheimnisvoll lockend und

deutend, über gar manchen Stellen schwankt, wo Linien-, Formen- und Farbenschätze verborgen liegen, die das suchende Auge allein nie gefunden haben würde; der tastende Finger lehrt den Violinspieler Intervalle, die sein inneres Ohr nie hörte, und der Klang der eigenen Stimme den Schauspieler Modulationen, auf die er beim stillen Meditieren seiner Rolle nie verfallen war. Die großen Meister in jedweder Kunst sind es nur dadurch geworden, daß sie das Organ ihrer Kunst, mit dessen Vollkraft sie auf die Welt kamen, in ununterbrochener Übung zur höchsten Leistungsfähigkeit steigerten und ausbildeten. Aber wie sie das Organ gewissermaßen zwingen und unterjochen und sich leibeigen machen müssen, so zwingt und unterjocht wiederum das Organ sie, eignet sich ihren Leib und ihre Seele. Ja, man kann ohne jede Übertreibung den Sachverhalt so formulieren, daß der mit der vollen Kunstbegabung (zu welcher auch die vollen Organe gehören) geborene Mensch gar nicht die Wahl hat, ob er diese Begabung ausbilden will oder nicht. Er wird durch einen unwiderstehlichen Drang dazu getrieben; er kann gar nicht anders als Künstler sein, und fügen wir gleich hinzu: er kann auch gar nichts anderes als Künstler sein. Was große Künstler neben ihrer Kunst noch getrieben haben, war entweder etwas rein Accidentielles, ihr inneres Sein nicht oder doch nur oberflächlich Berührendes; oder sie haben es, so oder so, gezwungen, diesem ihrem innersten Sein und Leben tributpflichtig zu werden. War die äußere Nötigung, Dinge zu treiben, welche sie im Grunde nichts angingen (und die sie deshalb auch meistens

nicht aus dem Grunde verstanden), allzu groß, so büßten sie es an ihrer Kunst. Ihre unter so mißlichen, kunstfeindlichen Verhältnissen entstandenen Produktionen haben dann oft eine bedenkliche Ähnlichkeit mit denen der eigentlichen Dilettanten, d. h. derjenigen Menschen, welche keine innere, unwiderstehliche Nötigung immerdar zur Kunst treibt, und die infolgedessen niemals zur vollen Ausbildung des Kunstorgans, in weiterem Sinne: der Technik der betreffenden Kunst gelangen. Wobei freilich zu bemerken ist, daß der Kenner auch dann noch immer das flüchtige, unausgeformte Werk eines Meisters von dem verhältnismäßig ausgereiftesten eines Dilettanten leicht unterscheiden wird.

Nun aber verlangt oder erwartet niemand von dem Architekten, von dem Maler, Bildhauer, Musiker — Komponisten oder Virtuosen — von dem Schauspieler, daß sie neben dieser ihrer respektiven Kunst noch einen ausgesprochenen Beruf haben, oder sich gar in diesem Berufe auszeichnen. Man findet es weniger rühmenswert als selbstverständlich, daß sie ganz in ihrer Kunst aufgehen, und erklärt sich ihre großen Erfolge ohne Schwierigkeit aus diesem Umstand und der daraus resultierenden, vielmehr damit identischen Beharrlichkeit, mit welcher sie täglich, stündlich der Übung ihrer Kunst obliegen. Seltsamerweise soll dies alles für die Dichtkunst nicht oder doch nur mit Zulassung großer Einschränkungen und unter Anerkennung wesentlicher Modifikationen gelten. In diese Arena soll jeder nicht nur eintreten, er soll sich auch in ihr tummeln und große Erfolge erringen, sich als Meister zeigen und bewähren dürfen, ohne

daß er die vorhergehenden Stationen des Lehrlings, des Schülers, des Gesellen durchlaufen zu haben brauchte; womöglich ohne alle Vorbereitung, allein kraft seines souveränen Willens und seines eingeborenen Genies. Warum denn auch nicht? Er hat seine Schule, seine Universität hinter sich (oder auch nicht, es kommt nicht viel darauf an). Nun hat er eine Idee (und eine ganz geniale dazu), Muße hat er gerade auch (und so etwas kann man ja zwischendurch machen) — wessen in der Welt bedarf er noch als der Tinte, der Feder und des Papiers? Nach einiger Zeit ist der Roman, die Novelle, das Drama, der Sonettencyklus vollendet (in jeder Beziehung), und der Romanzier, der Dramatiker, der Lyriker steht fertig da, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Vaters Zeus.

Steht fertig da und bleibt fertig, sollte er auch Jahre darüber vergehen lassen, bis er sich wieder einmal darauf besinnt, daß er unter anderem auch Dichter ist. Warum sollte er nicht zum zweiten Male den siegreichen Beweis dafür antreten, so's ihm beliebt? Ein Dichter ist doch nicht wie ein Violinvirtuos, der, wenn er nur acht Tage lang die Geige aus der Hand gelegt, das Gefühl hat, als müsse er ganz von vorn beginnen! Etwas Ähnliches mag dem Bildhauer, dem Maler begegnen: die armen Leute sind eben mehr oder weniger von der Willigkeit abhängig, mit der sich die formende, bildende Hand, die tastenden Fingerspitzen den Intentionen ihres Genies fügen: sie liegen im ewigen Kampfe mit der Technik ihrer Kunst. In der Poesie hat das nicht so viel auf sich. Ja, kann hier überall von Technik die Rede sein?

„So fühl' ich denn," läßt Goethe seinen Franz im Götz sagen, „was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." Nun, und ob jemand jenes „volle Herz" besitzt, das zu beurteilen, muß man doch billiger- und anständigerweise ihm selbst überlassen! Damit ist auch streng genommen aller sogenannten poetischen Kritik der Stab gebrochen: wer kann denn in das Herz sehen? Das andere ist entweder „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut", oder läßt sich doch im Handumdrehen erwerben. Verskunst? lächerlich! in unserer Sprache fällt der Versaccent mit dem Wortaccent zusammen, und damit basta! Was in der Welt hätten die sangesfrohen, sangeskundigen Menschenkinder: die Handwerksburschen, Soldaten, fahrenden Schüler, denen wir für die Lieder in „Des Knaben Wunderhorn" ewig verpflichtet sind, von Verskunst gewußt? Sie sangen, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", aus dem „vollen Herzen" heraus, unnachahmlich einfach und unnachahmlich schön. Und will man wirklich von der uns allein gemäßen Form des simplen Liedes absehen und sich mit fremden Federn schmücken, nun — um Hexameter und Pentameter zu machen, braucht man wahrlich kein Kolleg über griechische und lateinische Metrik gehört zu haben, und in das Schema der Ottave rime, Terzinen, Sonette, Ghaselen u. s. w. studiert man sich in einer halben Stunde bequem hinein. Noch viel weniger hat es mit den Jamben des Dramas auf sich. Das ist denn doch schließlich nur mit einer gewissen Regelmäßigkeit in Reihen, die man Verse nennen kann, wenn man will, abgeteilte Prosa: ein oder ein paar Füße zu viel oder zu wenig, eine gelegentliche

Beimischung von verwandten oder auch völlig entgegengesetzten Rhythmen — zeigt mir doch den Schauspieler, der das Qui pro quo auch nur bemerkte, oder das Theater-Publikum, welches daran Anstoß nähme! Und welcher vernünftige, mit der Zeit fortgeschrittene Mensch schriebe heute noch ein Stück in Versen, er müßte es denn mehr auf den Schillerpreis als auf den Bühnenerfolg abgesehen haben! Was aber die Bühnentechnik betrifft — nun, da ließe sich allerdings vielleicht manches erfragen, manches lernen, aber ums Himmelswillen nicht von den Herren Ästhetikern, Kritikern, sondern von den praktischen Leuten: den Regisseuren, Schauspielern, Koulissenschiebern — besonders von den letzteren, die euch fast mit unfehlbarer Sicherheit bereits im zweiten Akt zu sagen wissen, ob ihr am Schluß des dritten werdet gerufen werden oder nicht.

Sich über das Zustandekommen von Novellen oder Romanen den Kopf zu zerbrechen, wäre nun vollends das thörichtste Ding von der Welt. Den Geist dieser Art litterarischer Produktion (von Dichtkunst kann ja bei derselben überhaupt nicht mehr die Rede sein) zu fassen, ist noch leichter als den der Medizin. Man durchstudiert weder die große noch die kleine Welt; man studiert überhaupt, wenn es sich irgend vermeiden läßt, gar nicht und gar nichts; denkt sich irgend eine Geschichte aus (das kann doch jeder) — und läßt die Feder laufen durch zwei, drei Bände, wie's nun eben kommt. Oder man studiert auch so viel und so vielerlei, daß man es in der Philosophie, Naturwissenschaft, Historie, wohin es allenfalls gehört, nicht mehr unterzubringen vermag, im übrigen — siehe

oben! Die Form, in welche man den Inhalt gießt, ist ja so bequem, so gefügig, so dehnbar, daß von derselben nur im ganz äußerlichen Sinne, als da ist: Abteilung in Kapitel, Bücher, Bände, die Rede sein kann. Innere Gesetze, die man zu beobachten hätte, eine Technik, die zu erlernen wäre, giebt es nicht; oder wenn es derartiges giebt, befolgt man es, übt man es instinktiv, wie man ißt und trinkt; und die, welche behaupten, daß dabei eins und zwei und wer weiß noch was nötig sei, sind spekulative Thoren, die sich das Leben sauer machen und anderen die schöne grüne Weide, die rings umherliegt, verschließen möchten.

Ich bin, ohne es zu wollen, in einen satirischen Ton verfallen. Aber es ist schwer, es ist fast unmöglich, nicht satirisch zu werden, wenn man sieht, mit welcher Frivolität, Eitelkeit, Selbstüberschätzung, dumpfer Gleichgültigkeit gegen die Gesetze der Kunst, ja offener Verhöhnung eben dieser Gesetze ein wüster Haufe in die heiligen Hallen drängt, in diesen Hallen aus- und einschwärmt, wie in einem Wirtshaus.

Soll man, darf man Mitleid mit diesen Leichtsinnigen, Waghalsigen haben? Es wäre übel angewandt. Gehen sie doch meistens nicht nur ungestraft aus, sondern haben womöglich noch in der Bewunderung des großen Publikums, in dem Beifall einer unwissenschaftlichen, durch Partei- und Cliquenwesen in ihrem Urteil befangenen, oder auch völlig urteils- und gesinnungslosen Kritik, in der Umwerbung spekulativer Verleger, denen der Erfolg alles ist, Lohn und Dank für ihr Thun, manchmal in komisch überreichem Maß. Und muß einer einmal die Zeche be-

zahlen mit unerfüllten Träumen, getäuschten Erwartungen, verlorenen Jahren, vielleicht einem ganzen verfehlten und verwüsteten Leben, nun —

Wohl ist jener fürwahr der gebührenden Strafe gefallen;
Daß doch jeder so falle, wer solcherlei Thuns sich erfrechte!

Nein! kein Mitleid und kein Erbarmen mit den Frevlern!

Aber nicht alle haben sie eine wirkliche Schuld auf sich geladen, oder diese Schuld bestand doch nur in dem Mangel der Einsicht, daß die Kunst eine Religion und der Dienst eines Gottes, dessen erstes eifersüchtiges Gebot lautet: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. So wähnten sie denn, es genüge, dem Gott von Zeit zu Zeit, wie es eben der irdische Beruf, dem sie sich verpflichtet, erlaubte, zu nahen und ihm Opfer darzubringen. Aber der Gott verwarf ihre Opfer, mit wie willigem Herzen dieselben auch gebracht waren: es haftete so oder so ein Makel daran.

Denn anders ist es nicht: wer in der Kunst Erfolge haben will, die nicht die Welle des Tages hebt und trägt und — verlöscht, der muß ihr dienen mit ganzem Gemüt, mit ganzer Seele, mit allem, was er kann und vermag, sein Leben lang. Auch dann mag ihm noch immer nicht vorbehalten sein, das Höchste zu erlangen und der Gottheit „Angesicht würdig zu gestalten". Er wird auch dann vielleicht, wie Goethes bescheidener „Goldschmied von Ephesus", sich damit begnügen müssen, „zu feilen an den Hirschen und Tieren, die seiner Göttin Kniee zieren". Dennoch wird er ein Meister sein seiner Kunst, durch eine unübersteigliche Kluft geschieden von jenen dilettantischen

Raschmachern oder trotz aller eingeborenen Begabung und trotz des besten Willens infolge mangelhafter Kunstübung zu ewiger Gesellenschaft Verurteilten.

Und gelänge wirklich trotz der mangelhaften Kunstübung ein Stück, das den Stempel der Meisterschaft zu tragen scheint — man sei auch da in seinem Urteil vorsichtig. Die Kunstübung war, genau betrachtet, so mangelhaft nicht. Zu der Höhe, auf die wir plötzlich den Mann gerückt sehen, führen viele, viele Stufen, die wir zufällig nicht sehen, die aber nichtsdestoweniger vorhanden sind, weil sie den einzigen menschenmöglichen Weg zu der Höhe bilden, auf die sonst der meisterliche Mann vom Himmel herabgefallen sein müßte, — eine Annahme, die eben, ohne Herbeiziehung des Wunders, nicht statuiert werden kann.

Schließlich: das eine gelungene Stück spricht den Mann vielleicht von der Gesellenschaft los, aber als Meister wird er sich noch immer erst zu bewähren haben durch eine Folge tüchtiger, meisterlicher Werke — tüchtig und meisterlich, trotz aller Einwendungen auch der einsichtsvollen positiven Kritik. Denn, wie Goethe sagt, daß „die Kunst nie ein Mensch allein besessen", dieselbe vielmehr Gesamtbesitz und Gemeingut ist, in das sich alle, d. h. alle Meister zu teilen haben, also daß jeder von ihnen früher oder später an die Grenze kommt, wo sein ihm zugemessenes Teil aufhört und das des Nachbar-Künstlers beginnt, und so fort ins Unendliche der Kunst bei aller Endlichkeit des einzelnen Künstlers, so gilt, mutatis mutandis, für den letzteren dasselbe Gesetz. In keinem einzelnen seiner Werke ist der Künstler ganz das,

was er sein kann, weil immer ein Überschuß von Kunstbegabung und Kunstübung bleibt, welcher in dem einzelnen Werke nicht zur Anwendung kommt, sondern nur in der Gesamtfolge seiner Werke bis auf den allem menschlichen Thun anhaftenden Rest aufgebraucht wird. Wie lang die Reihe ist? Da freilich spielt der Zufall oft seine plumpe Rolle, und doch nicht so oft, wie man geneigt ist, anzunehmen Die Heineschen Prinzen aus Genieland — man denke an Rafael, Mozart, Byron — haben, wie kurz auch ihr Erdenwallen war, noch immer Zeit gehabt, bar zu bezahlen, was sie an Erdenruhm verzehrt; ja, sie haben die Rechnung, ohne nur einen Blick darauf zu werfen, mit königlicher Verschwendung doppelt, dreifach, tausendfach überzahlt. Wer selten Gold-stücke aus seiner Börse nimmt und sie langsam zögernd darreicht — besinnt euch, ehe ihr ihm fürstliche Ehren zuerkennt! Er ist wahrscheinlich nur einer aus dem Gefolge, und dem Golde, das er verausgabt, ist, wenn ihr genauer zusieht, das Bild eines Größeren aufgeprägt. Jene Größeren aber scheint der Genius sichtbar zu beschützen, bis sie ihr Lebenswerk voll und ganz gethan, und nicht selten läßt er zu, was er nicht dürfte: daß die alterszitternde Hand und die er-lahmende Gestaltungskraft das noch immer jugend-liche Herz und das ideenschwangere Gehirn im Stich lassen. Je größer die Künstler, um so fruchtbarer waren sie noch stets — beides: im Verhältnis der ihnen zugemessenen Zeit und zu den Leistungen anderer; und ein wenig fruchtbarer großer Künstler ist einfach eine contradictio in adjecto. Denn die Kunst ist sein Leben, und seine künstlerischen Thaten

sind ebenso viele notwendige Äußerungen seiner Lebenskraft. Der Künstler ist der Könnende, und in diesem Falle decken sich können, wollen und müssen völlig.

Das ungefähr wäre, was ich auf die Frage nach dem verhängnisvollen Warum des Zurückbleibens und Verunglückens so vieler scheinbar durchaus kräftiger und höchst strebsamer Wanderer auf dem steilen, mühseligen Wege des Künstlertums zu antworten hätte. Allgemein, wie die Frage gestellt war, konnte und wollte auch die Antwort nicht ins Specielle gehen. Am wenigsten aber will sie, was ich wohl kaum zu versichern brauche, in den einzelnen Ausdrücken und Wendungen auf mich oder den Freund bezogen sein. Sie konnte, wollte und will weiter nichts, als in die Richtung deuten, in welcher der Jüngling, dessen Entwickelungsgang wir teilnehmend beobachten, in tiefer Dämmerung sich weiter zu tasten sucht; sehr langsam, sehr zögernd, stets fürchtend, der schwache Schimmer, welcher da am Horizonte aufglimmt, möchte ein Irrlicht sein; der eigenen Kraft mißtrauend, jetzt um so mehr, als der Gefährte, der sich zu ihm gesellt, ihm an Kraft so weit überlegen und Hindernisse, die ihm selbst unüberwindlich dünken, mit spielender Leichtigkeit oder genialem Ungestüm zu überwinden scheint.

Dennoch konnte ich ihn anfänglich nicht für einen Dichter gehalten haben, wenigstens fehlte er in dem litterarischen Sekundaner-Kränzchen, dem doch wahrlich eine produktive Kraft mehr so hoch nötig gewesen wäre. Vielleicht scheute ich mich auch, den menschenscheuen Sonderling in den Kreis der Freunde zu ziehen, zu welchem er auch wirklich mit seinem

schroffen Wesen und seinen seltsamen Manieren übel gepaßt hätte. Seitdem aber sind zwei Jahre oder so verflossen. Über die längst geschlossenen Akten des Kränzchens habe ich ein Kreuz gemacht wie über ein Grab. Der Kreis ist für immer gesprengt. Die ihn bildeten, sind nur eben noch Marschgenossen auf dem ausgetretenen Schulwege, nicht mehr Freunde im eigentlichen Sinne. Ich habe nur noch den einen, der mir Freund und Gefährte ist, und dieser eine ist eben jener menschenscheue Sonderling.

Das Abiturientenexamen ist nicht mehr allzu fern. Es ist Zeit, gewisse Lücken in unseren Kenntnissen, die sich denn doch bei näherer Betrachtung dem kritischen, durch die Nähe der Entscheidung geschärften Blick aufgethan haben, auszufüllen. Wir haben beschlossen, das weniger schwierige, als Geduld erheischende Werk gemeinsam zu vollbringen, und sitzen zu diesem Zweck einmal wieder in Adalberts vier Schritte breitem und acht Schritte langem Stübchen; ich auf dem Bettrand, er mir gegenüber an einem kleinen, mit Büchern und Papieren bedeckten wackeligen Tisch. Beim Dämmerschein eines grünlackierten Studierlämpchens trägt er aus einem dicken Folioheft vor. Das dicke Heft birgt keine grammatikalische, historische, mathematische oder sonstige Schulweisheit, sondern Adalberts neues fünfaktiges Trauerspiel „Rosamunde“. Er liest sehr schlecht, in sich überstürzender Hast mit einer trockenen, klanglosen Stimme ohne alle und jede Modulation, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Rede des einen von der des anderen abzuheben. Dabei wiegt der hagere Oberkörper beständig in regelmäßigen Schwingungen

vornüber und wieder zurück. Ebenso beständig reiben die schmalen Hände, wenn sie nicht gerade zum Umblättern gebraucht werden, auf dem spitzen Knie des rechten Beines. Er hat es über das linke geschlagen, und es begleitet die Schwingungen des Oberkörpers mit nicht minder regelmäßigen Pendelbewegungen. Dies sind ja nur Äußerlichkeiten, auf die ich kein Gewicht legen sollte. Ich gebe mir auch die erdenklichste Mühe, es nicht zu thun, aber sie stören mich doch gar sehr und beeinträchtigen mir auf das empfindlichste den Eindruck dessen, was ich höre. Ich finde nur zu sehr bestätigt, was ich aus meinem Faust weiß, daß „der Vortrag des Redners Glück macht". Ich habe, wie man sich aus der Geschichte des Kränzchens erinnern wird, die schon in der elterlichen Küche geübte Vortragskunst fleißig weiter getrieben; und hier wenigstens haben mich meine Lehrer unterstützt, indem sie mich schon von der Sexta her bei jedem Schulaktus — nicht selten vor versammelten Vätern — deklamieren ließen. Ich möchte den Freund bitten, mich lesen zu lassen, wage aber nicht, den Übereifrigen zu unterbrechen, trotzdem mir der mangelhafte Vortrag sogar das einfache Wortverständnis erschwert und stellenweise völlig zerstört.

Meine Bewunderung ist trotzdem nicht weniger echt, und meine Überzeugung, daß ich dergleichen nie fertig bringen werde, vollkommen ehrlich, so ehrlich, wie meine Anerkennung der herben Kritik, welche er im Beginn unserer Freundschaft über meine Poeterei gefällt hat. — Damit verhielt es sich so.

Es geht die Sage, daß so lange die Welt steht, noch niemals jemand — auch wenn er absolut sicher

sein darf, sie werden bis auf den letzten Heller bezahlt werden, — seine Schulden dem betreffenden Wohlthäter insgesamt gebeichtet, vielmehr immer einen größeren oder kleineren Rest verschwiegen hat. So, glaube ich, ist auch noch niemals das Autodafé, zu dem ein an sich verzweifelnder Poet seine Opera verurteilte, ein vollständiges gewesen. Irgend welche der geliebten Blätter oder Hefte hat er sich selber unterschlagen, vielleicht nur als memento mori im Falle er wieder in des Dämons Krallen fallen sollte; oder mit welchem sinnreichen Einfall er sonst an einen letzten Hoffnungs- und Rettungsanker sein steuerlos gewordenes Schifflein anzuklammern sucht.

Mir war es nicht anders ergangen. Alles hatte ich den Flammen geopfert; mein letztes, liebstes Kind, — jene Novelle, mit der ich an dem Kränzchenabend, welcher der gräßlichen Katastrophe in der Schule voranging, meine Zuhörer und mich selbst zermalmt und erhoben, — sie hatte ich gerettet.

Dem Freunde waren selbstverständlich unsere heimlichen Umtriebe nicht verborgen geblieben. Er wußte, daß ich unter den Blinden der einäugige König gewesen war. Schon wiederholt hatte er mich aufgefordert, für das viele, das er mir bot, auch einmal etwas von dem meinen zum besten zu geben. Endlich, nach manchem Ausreden, war ich schwach genug gewesen, die Wahrheit einzugestehen und hatte ihm eines Abends mein Schmerzenskind überantwortet.

Am folgenden Morgen trat ich in sein Zimmerchen mit klopfendem Herzen. — Und dein Urteil? — Da steht's, erwiderte er, auf den Titel deutend. — Er hatte meinen Namen ausgestrichen und dafür:

„H. Clauren“ geschrieben. Diese Verurteilung, so weit sie durch den ominösen Namen qualifiziert sein sollte, war nun äußerst ungerecht. Sie traf höchstens die Hypersentimentalität, der ich mich schuldig gemacht haben mochte; sie traf aber gar nicht die durchweg ehrliche, von jeder Frivolität fern abliegende, auf das Gute, Schöne, Edle, wie ich es eben verstand, gerichtete Tendenz des Ganzen, mit der die enthusiastische, in großen Perioden dahin rollende Sprache völlig harmonierte. Von dergleichen feineren Distinktionen ganz abzusehen und mit der Keule dareinzuschlagen, wo eine Fliegenklappe ausgereicht hätte, war ganz in der Weise meines Freundes. Ich, wie gesagt, empfing den Schlag, ohne zu murren, ohne zu zucken, wie jemand eine Strafe, der er sich schuldig weiß, wenn auch das Maß nach seinem Rechtsgefühl überschritten ist, oder ihm die aufgeführten Gründe nicht besonders stichhaltig erscheinen.

Denn jetzt ließ sich der Freund, ich glaube durch mein demütiges Schweigen gerührt, herbei, sein summarisches Urteil, vielmehr seine Verurteilung, in der Eile zu specifizieren und zu motivieren. Er fand, daß Eugen — so hieß mein Held — eine gewisse Ähnlichkeit mit mir habe, und ihm, so weit die Ähnlichkeit reiche, ganz sympathisch sei. Das reiche aber eben nicht weit. Denn ich bringe meinen Helden dann in Berührung mit Personen, deren Bekanntschaft zu machen er für sein Teil bis jetzt noch nicht die Ehre gehabt, ja, offen gestanden, auch nicht sehr begierig sei: Briganten, Courtisanen, Marodeurs und ähnlichem Gelichter. Meinen Marquis und Marquisinnen, Comten und Comtessen mit ihrer forcierten

Galanterie oder gespreizten Vornehmheit könne er erst recht keinen Geschmack abgewinnen, sich auch keineswegs davon überzeugen, daß die Leute in der Wirklichkeit so gedacht, geredet und gehandelt hätten. Freilich würde ihm die Kontrolle einigermaßen dadurch erschwert, daß er nie auf dem Markusplatz in Venedig flaniert; nie auf den Lagunen gerudert und bei der famosen Affaire an der Brücke von Arcole, die meinem Eugen das junge Leben gekostet, glücklicherweise nicht zugegen gewesen sei. — Und schließlich alle diese ironischen Pfeile in ein Bündel zusammenfassend, rief er aus: Mit einem Worte, du hast dir da Diverses zusammenphantasiert von Gegenden, in denen du nicht gewesen; von Personen, derengleichen du nie im Leben zu beobachten Gelegenheit hattest; läßt überdies die Geschichte in einer Zeit spielen, in die du dich erst mit Hilfe von einem halben Dutzend Bücher mühsam und trotzdem sehr oberflächlich hineingelesen; und die Folge davon: daß deine Novelle ein solches verwaschenes, verkritzeltes, verzwicktes, durch und durch unerquickliches —

Ich sehe jetzt selbst, daß das, was ich gemacht habe, dummes Zeug ist, unterbrach ich den Eifrigen; aber daß es aus den von dir angegebenen Gründen so hat werden müssen, kann ich nicht zugeben. Wenn der Dichter nur schildern soll, was er selbst gesehen, erlebt hat, so sind wir bald am Ende. Und wo bleibt denn deine Rosamunde? Dein Saul?

Das ist ganz etwas anderes, sagte Adalbert.

Beweise es!

Adalbert mußte mir den Beweis schuldig bleiben, denn die Uhr der benachbarten Marienkirche hatte

bereits ein Viertel auf Neun geschlagen; es war die höchste Zeit, daß wir in die Schule kamen, deren schmale Eingangspforte glücklicherweise dem Fenster zu dem Parterrestübchen des Freundes gerade gegenüber lag.

Es giebt im Leben Momente, von denen man mit Bestimmtheit sagen kann, daß durch sie die Linie läuft, welche zwei Zonen unserer Entwickelung scharf von einander sondert.

Ein solcher kritischer Moment war für mich jene Scene in der Schule gewesen. Aber da hatte mir doch noch aus den letzten leisen Worten des verehrten Lehrers ein schwacher Hoffnungsschimmer geleuchtet, an dem ich — mir selbst wohl kaum bewußt — festgehalten, und der auch meiner Novelle das armselige Leben gefristet. Jetzt aber, während ich, die Hand bereits auf der Thürklinke, dastand, und Adalbert an dem Stehpult neben dem Fenster in der Eile seine Bücher und Hefte packte und zwischendurch meine arme Novelle in tausend Fetzen zerriß, — jetzt erlosch auch der letzte Schimmer. Ich gab die Sache endgültig verloren, und Jahre mußten vergehen, bis ich mich, wie die Hasen im Volksliede, darauf besann, daß ich doch „noch leben thäte", und mit neuem Mute „von dannen" lief.

Das konnte ich freilich an jenem Morgen nicht wissen. Ich fühlte mich einfach zerschmettert.

Ich sagte oben, ich hätte gegen die an meiner Arbeit vollführte grausame Exekution nichts einzuwenden gehabt und sei nur mit den Rechtsgründen des Urteils nicht zufrieden gewesen. Es sollte aber nicht lange dauern, bis ich mich davon überzeugte, daß der

scharfsichtige Freund auch hier den springenden Punkt getroffen hatte, und daß allerdings Romane und Dramen zwei sehr verschiedene Dinge seien, die auf sehr verschiedene Weise zu stande kämen und infolgedessen auch wesentlich verschiedene Existenzbedingungen hätten, also daß, was für jene recht, für diese durchaus noch nicht billig zu sein brauche.

Die Hohlheit und Gespreiztheit meiner Gestalten war mir ja bereits vorher unbehaglich gewesen, und ich acceptierte ohne weiteres die Ursache, nachdem der Freund sie einmal ausgesprochen: ich hatte zu schildern versucht, was ich nicht erfahren, und zwar weder im äußeren Leben, noch in meinem Herzen. Mein Herz wußte nichts von dem glühenden Frankenhaß, mit dem die Seele meines (österreichischen) Helden erfüllt war; nichts von der heroischen Liebesleidenschaft und dem Duldermut meiner Heldin; nichts von der teuflischen Tücke meines jesuitischen Bösewichts. Ich fand das alles jetzt, nachdem mir die Augen aufgegangen waren, überaus albern, abgeschmackt, lächerlich. Diese Personen gingen mich im Grunde herzlich wenig an; es waren Schemen, und ihr Thun und Treiben ein Schattenspiel an der Wand.

Aber was gingen mich des Freundes Saul und David, Absalon und Abner an? Oder wenn diese durch die biblische Geschichte bereits der Kinderphantasie vertrauten Gestalten noch in einer gewissen Beziehung zu mir standen, und mir selbst das Lokal, auf dem sie sich bewegten, einigermaßen bekannt deuchte, so waren mir die Recken der deutschen Vorgeschichte, die dann an die Reihe kamen, wildfremd und unsympathisch dazu. Ich begriff auch zum Teil gar nicht,

was sie wollten; sie erschienen mir ungeheuerlich, unverständlich, ja, daß ich es sage: manchmal langweilig, aber niemals abgeschmackt und lächerlich.

Es schien danach, als ob seine Gestalten von den meinigen sich qualitativ und quantitativ unterschieden: jene durchaus größer, gewaltiger als diese, ja geneigt, sich ins Ungeheure und Maßlose zu steigern, was ihnen wesentlich durch den Umstand erleichtert wurde, daß ihr Gefüge weniger fest und irdisch, sondern gewissermaßen nebelhaft und ungreifbar war. Und damit harmonierte wieder die Unbestimmtheit des Lokals, auf welchem sich seine Gebilde bewegten, sodaß sie, alles in allem, ossianischen Geistern glichen, die, über einer Dämmererde schwebend, eine Gestalt eher zu suchen als mitzubringen scheinen und, bis sie dieselbe gefunden, nur aus tönenden Worten bestehen.

Dies alles brauchte ich nur in das genaue Gegenteil zu verkehren, um Wesen, Natur- und Existenzbedingungen meiner Figuren aufzufinden und festzustellen.

Und nun begriff ich auch erst, weshalb mir dieselben bereits vor dem Verdikt des Freundes nicht mehr genügt hatten und mich jetzt geradezu anwiderten, wie mir alle Unwahrheit und Verlogenheit in den Grund der Seele hinein widerwärtig und verhaßt war. Dabei gewährte der Gedanke, daß diese Mängel im Grunde nicht aus einer schlimmen Beschaffenheit meines Gemütes oder meiner Phantasie hervorgingen, sondern die notwendige Folge der Mangelhaftigkeit meiner Weltkenntnis, der drückenden Enge meines Erfahrungskreises waren, nur einen

schwachen Trost. Der Freund hatte leicht spotten, wenn er mir in seiner phantastisch-satirischen Weise zu meinen übrigen Qualitäten nur noch die Flügel der Morgenröte wünschte — er bedurfte der weiten Welt nicht, er, der Prometheus, der sich, gegen das Geschick, den Göttern zum Trotz, seine Menschen schuf!

Aus welchem Material? Das war die zweite der Fragen, die sich mir, der ich mit immer steigender Bewunderung dem genialen Treiben in dieser Dichterwerkstatt zuschaute, aufdrängen mußte. Traf ich hier nicht auf einen anderen wesentlichen Unterschied zwischen dem Schaffen des Freundes und meiner Art zu fabulieren? Wie völlig unabsichtlich ich auch dabei zu Werke gegangen, soviel wurde mir doch hinterher klar, daß ich, wo es nur irgend möglich, meine gesellschaftlichen und Herzenserfahrungen zu verwerten gesucht hatte, und das bischen Gute, das man etwa an den schülerhaften Arbeiten loben konnte, in dieser Anlehnung an die Wirklichkeit bestand. Welche Erfahrungen hätte denn aber der Freund zu verwerten gehabt, er, der nie eine Gesellschaft besuchte; dessen Herz, soviel ich wußte, nur für seine Gestalten brannte; der, in sein „Museum" gebannt, die Welt „kaum einen Feiertag sah", wenn ich ihn durch viele Überredungskünste wirklich einmal zu einem Spaziergang verlockt hatte; der nie auf einem Pferde gesessen, nie ein Gewehr abgedrückt; der auf jeden Sport als auf eine Narretei herabsah; den sich im bunten Kreise, ein schönes Mädchen im Arm, herumwirbelnd zu denken, völlig unmöglich schien? Was, was hätte er von außen her mit hineingenommen in seine stille

Klause, wenn er die Thür hinter sich abschloß; die Lampe auf dem kleinen wackelnden Tische neben dem Ofen entzündete, und halbe, ganze Nächte saß und schrieb und schrieb; höchstens einmal absetzte, sich die spitzen Kniee mit den flachen Händen zu reiben, während er die noch nasse Seite mit den brennenden, überwachten Augen durchflog? Wahrlich! in dem Thun des Freundes war mir alles unbegreiflich. Von dem Schöpfer zu seiner Schöpfung schien keine Verbindung stattzufinden. Mir, der ich bereits als Kind an kein Wunder hatte glauben wollen, blieb somit zur Erklärung dieses Phänomens nur die Annahme, daß bei dem dramatischen Schaffen eben alles und jedes anders zugehe als beim Romanschreiben, wobei ich denn allerdings auch nicht vergaß, die unzweifelhafte Genialität des Freundes mit in Rechnung zu setzen, damit das Resultat einigermaßen stimmte.

Und durfte ich ihn doch nicht bloß als Dramatiker bewundern. Seine lyrische Begabung war nicht minder zweifellos. Ja, wie ich jetzt nachträglich bei gereiftem Urteil sagen muß, lag hier der eigentliche Schwerpunkt seines Talentes. Er hatte mir zuerst eine vollständige Übertragung der anakreontischen Lieder gezeigt Ich konnte die Güte seiner Arbeit einigermaßen beurteilen, da ich mich selbst als Übersetzer an den reizenden Spielereien, die unter dem Namen des Sängers von Teos gehen, versucht. Mir schien, was Adalbert zu stande gebracht, unübertrefflich; aber wie weit blieb es doch hinter seinen eigenen Produktionen zurück! Er schrieb diese Sachen mit fliegender Feder, ohne daß er nachträglich ein Wort

hätte zu verändern gehabt. Und, wie es da stand, war es schön: echte Lieder, die nicht komponiert zu werden brauchten, da sie voll eigenster Musik waren; Verse, so dem Ohre sich einschmeichelnd, daß man sie nach dem ersten Hören oder Lesen behielt. Dazwischen denn freilich auch Stachelverse: Satiren von schneidigster Schärfe, oder Schnurrpfeifereien voll tollsten Humors. Wie wenig wollten doch in Vergleich zu diesem verschwenderischen Reichtum die Armseligkeiten besagen, die, hätte ich sie nicht bereits verbrannt, ich jetzt sicher vernichtet haben würde!

Alles in allem ein sehr niederdrückendes, beschämendes Resultat, das ich doch ohne alle Hintergedanken und Reservationen acceptierte. Ich hatte mich getäuscht, wenn ich mich je für einen Dichter gehalten. Das dunkle unbehagliche Gefühl der Unzulänglichkeit meiner Begabung, mit dem ich mich schon länger getragen, war zu grausamer Klarheit geworden jetzt, da ich mein Talent an dem Genie eines wirklichen Dichters messen durfte. Ich hatte nur noch die praktische Konsequenz zu ziehen, das heißt: ein für allemal auf selbständiges Schaffen zu verzichten, und für das, was ich fahren lassen mußte, in dem Durch- und Auskosten der Dichtwerke, in der Mitfreude an dem Schaffen anderer, so gut es gehen wollte, einen Ersatz zu suchen.

So oder ähnlich so erschien dem verdüsterten Geiste des Jünglings die Lage, in welcher er sich befand. Wie mochte es sich mit derselben in Wirklichkeit verhalten? Ich glaube ungefähr folgendermaßen.

Die poetische Kraft, die mir innewohnte, hatte ich keineswegs, wie ich mir einbildete, für alle Zu-

kunft erschöpft; ich hatte dieselbe im Gegenteil noch gar nicht auf eine Probe gestellt. Die ungeschickten Versuche, welche ich gemacht, hatten sämtlich in einer Richtung gelegen, die der Artung meines Talentes schnurstracks entgegengesetzt war. Dieses Talent aber, soweit es überhaupt vorhanden, basierte auf der liebevollen Beobachtung der Wirklichkeit. Daß ich von Natur ebenso geneigt, wie aus ästhetischem Prinzip genötigt und getrieben bin, die Wirklichkeit nicht so zu lassen, wie ich sie finde, sondern aus ihr mit Hilfe der Phantasie etwas zweites und das zu machen, was ich für Poesie halte, ist ein anderes Ding, über das ich mich später auf diesen Blättern mit dem Leser zu verständigen haben werde. Hier handelt es sich darum, die Basis festzustellen, von der ich ausging, wie, meiner Ansicht nach, jeder Künstler von ihr ausgehen muß: die Basis treuer Beobachtung des Gegebenen, Vorgefundenen. Und da kann ich nicht anders sagen, als: was ich auch erfinderisch aus dem Gefundenen gemacht habe — für das Finden und Auffinden selbst hatte mir die Natur die entsprechenden Organe nicht versagt. Dafür wenigstens spricht die Klarheit der Bilder, die ich zu jener Zeit von meiner Umgebung — das Wort im weitesten Umfange genommen — in meinem Geiste empfing, und die doch auch tief eingeprägt gewesen sein müssen, oder ich hätte sie nicht unverändert in meinem Geiste aufbewahren können bis auf den heutigen Tag. Ich darf ohne Ruhmredigkeit sagen, daß ich in meinen Erinnerungen jener Zeit blättern kann wie in einem Buche, von dem jedes Blatt mit Gestalten, Scenen bedeckt ist. Und da ist, trotzdem mehr

als ein Menschenalter darüber hingegangen, selten eine Linie verwischt, eine Farbe eingedunkelt, ja die Fülle des aufgespeicherten Details ist so groß, daß ich noch jetzt in Produktionen, welche in jene Zeit zurückgreifen, Mühe habe, mich desselben zu erwehren, um das Typische, auf das es doch ankommt, rein herauszuarbeiten. Auch kann sich meine Beobachtung keineswegs nur auf das Äußere beschränkt haben: auf Physiognomie, Haltung, Gesten, Sprechweise der Menschen, auf Formen, Linien und Farben der Landschaft. Wie ich das Charakteristische der letzteren schon damals, ohne mir dessen bewußt zu sein, voll und ganz erfaßte, so lag auch der Charakter jener, wiederum ohne daß ich mir darüber Rechenschaft gegeben hätte oder auch hätte geben können, offen vor dem Blick des Jünglings. Ich habe an diesen Menschen wenn sie mir jetzt als Modelle dienen, wohl künstlerisch zu formen, um sie meinen Zwecken dienstbar zu machen, aber ich finde in ihrem innersten Wesen schwerlich Punkte, die mir damals dunkel geblieben wären, und die ich durch nachträgliche bessere Einsicht aufzuhellen hätte.

Ich meine nun, daß gerade diese photographisch-prosaische Klarheit der Eindrücke die poetische Verwertung derselben mir vor der Hand unmöglich machte. Höchstens hätte ich versuchen können, dieselben wiederzugeben, wie ich sie empfangen; aber einem solchen Anreiz erliegen nur diejenigen, welche die Natur ein für alle Mal zu Kopisten bestimmt hat, und die es infolgedessen auch später niemals zum Komponieren und damit zur Künstlerschaft bringen. Mit lebhafter Phantasie begabte Naturen, auch wenn ihre Stärke

schließlich in der poetischen Verwertung realistisch treuer Beobachtung liegt, schaudern vor diesem Versuch zurück. Vielmehr, die Möglichkeit eines solchen kommt ihnen gar nicht; sondern sie warten, hat sich die Unzulänglichkeit des leeren Phantasiespiels für sie herausgestellt, mit instinktiver Geduld, bis zwischen den Objekten und ihnen infolge der Fernung der Zeit, vielleicht auch des Raumes, sich jenes wundersame Medium hergestellt hat, durch welches das dichterische Schauen erst möglich wird. Man denke an die schier unglaublich lange Zeit, die das eminente Talent Fritz Reuters brauchte, um sich auf sich selbst zu besinnen!

Dazu kommt, was für Fritz Reuter und mich, bei aller zugegebenen sonstigen Verschiedenheit der Qualität und des Maßes der dichterischen Begabung, gleicherweise gilt, daß wir beide in unserer Jugend, auf die es hier vorläufig allein ankommt, mit unserem Talent Objekten gegenüber standen, welche ihrer Natur nach der poetischen Verwertung die möglich größten Schwierigkeiten bereiten mußten. Ich werde bei der Analyse meiner ersten im Druck erschienenen Novellen und weiter: der „Problematischen Naturen" dies Thema ausführlicher zu behandeln haben und muß mich hier, um den Zusammenhang nicht allzu sehr zu unterbrechen, mit dieser Andeutung begnügen.

Wohl aber findet hier die Bemerkung ihre Stelle, daß Fritz Reuter in seiner specifisch humoristischen Begabung viel eher das geeignete Mittel zu besitzen schien, den spröden Stoff zu schmelzen; und trotzdem, als er endlich ans Werk ging, dies noch immer mit einer gewissen Zaghaftigkeit that, durch welche die gewaltige Schwierigkeit der Aufgabe so recht deutlich

manifestiert wird. Wenigstens sehe ich in dem Umstande, daß er sich in seinen „Läuschen und Rimels", in „De Reis' nah Belligen", in „Hanne Nüte" der metrischen Sprache bedient, noch immer einen Versuch, die prosaische Härte seiner Objekte durch ein, für seine Natur, mehr künstliches als künstlerisches Mittel zu brechen, bis er, sich sicherer und immer sicherer fühlend, in seinen späteren Werken: „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid", „Ut mine Stromtid", auch jenes zwecklose, ja zweckwidrige Hilfsmittel von sich wirft und seine Vorwürfe in der denselben einzig gemäßen Form: der Prosasprache, behandelt.

Zu solchen oder ähnlichen Auskünften wird aber der realistische Dichter immer greifen, welcher, vor eine Aufgabe gestellt, die er auf seinem dermaligen Standpunkte noch nicht zu bewältigen vermag, dennoch dem Trieb des Schaffens nicht widerstehen kann. Es ist damit wie mit der realistischsten aller Künste, der Schauspielkunst, die anfänglich ohne Maske nicht fertig zu werden glaubt und sich erst ganz allmählich auf die überzeugende und überwältigende Kraft besinnt, welche sie in ihrem geistdurchleuchteten, empfindungsgetränkten Mienenspiel besitzt.

Meine in Italien zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder der Himmel weiß wo und wann spielenden Novellen waren nichts als solche Maskeraden, deren Hohlheit mir auf die Dauer nicht entgangen wäre, auch wenn der Freund mit seiner Keule weniger derb dreingeschlagen hätte. Nun aber hatte er es gethan, der Plunder lag am Boden, und ich fegte ihn bis auf den letzten Fetzen aus meiner Werkstatt — für immer.

So hätte es denn da traurig genug ausgesehen, wenn nicht mit ihm und durch ihn, der mir bei der Reinigung so energisch geholfen, Leben und Freude wieder in die verödeten Räume gezogen wäre. Ich habe bereits erwähnt, mit welchem Interesse ich das poetische Schaffen dieses rastlosen Kopfes verfolgte, wie wenig sympathisch mir auch manchmal seine satirischen Derbheiten waren, und wie unverständlich die langen Reden, in denen seine dramatischen Personen ihre hochgespannten Empfindungen ergossen; sodann, wie dem grübelnden, halb träumenden Hörer der fundamentale Unterschied zwischen dramatischer und epischer Poesie allmählich aufdämmerte. Man kann sich denken, daß nicht lange Zeit verging, bis der Versuch gemacht wurde, solchen ästhetischen Ahnungen weiter nachzugehen und sich das unklar Empfundene zu begrifflicher Deutlichkeit zu bringen. Wie ungeschickt und tastend diese Versuche auch sein mochten, sie waren immerhin die ersten Schritte auf ein Gebiet, in dessen Erforschung ich seitdem stets eine der Aufgaben meines Lebens gesehen und eine unerschöpfliche Quelle der Erquickung gefunden habe. Ja, diese Erquickung wurde mir bereits damals in reichem Maße. In meinem poetischen Schaffen gehemmt, in meinem jungen Dichterstolz gedemütigt, empfand ich wollüstig das Sichregen einer neuen Kraft in meiner Seele, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, und in der ich, wie ich mir heimlich bekennen durfte, meinem genialen Freunde entschieden überlegen war. Es entging mir nicht, daß ich in unseren ästhetischen Streifzügen durch ein Gebiet, in welchem sich die Unerfahrenen auf Schritt und Tritt verirrten,

den eigentlichen Pfadfinder machte; daß mein Fuß fester, mein Auge schärfer war; ich mich auf meinen Instinkt des Wahren, mein Gefühl des Schönen viel sicherer verlassen konnte als der Freund, der, in seiner Leidenschaftlichkeit immer an beiden Enden schwärmend, das Nächstliegende und das, worauf es ankam, allzu leicht übersah, und in dessen bizarrer Laune die Objekte der Betrachtung oft genug wie in einem Hohlspiegel verzerrt erschienen.

Dann war noch eines, was mir in diesen Disputen das Übergewicht über den Freund verschaffen mußte: ich brachte zu unseren Untersuchungen ein viel reicheres Material mit. Ich war nicht nur weitaus belesener als er, es stand mir auch das Gelesene viel bequemer zu Gebote, da mein zähes Gedächtnis Unendliches aus der poetischen Lektüre festgehalten hatte und von dem aufgespeicherten Vorrat für den augenblicklichen Bedarf immer willig hergab. Dann geschah es wohl, daß sich ein Citat aus dem Faust, aus Nathan, aus Heine, Freiligrath zu einer langen Deklamation erweiterte, welcher der Freund mit aufrichtiger Bewunderung lauschte. Und dann hatten wir uns auf den Schwingen, die uns jene echte Poesie geliehen, in einen glänzenden Äther gehoben, in welchem wir uns ohne Ziel und Zweck bewegten, hin und wieder, auf und nieder schwebend, Kreise durch Kreise schlingend, zwei jungen Falken gleich, welche die frischgewonnene Flugkraft zu erproben nicht müde werden. Noch heute kann ich nicht ohne tiefe Rührung dieser Stunden denken. Wenn auch die wildphantastischen Blumen, an deren Duft wir uns berauschten, für immer verwelkt sind, meine Seele

ist von diesem Duft erfüllt geblieben. Wenn ich auch keinen der bunten, glänzenden Träume, die unsere heißen jungen Gehirne damals träumten, wieder hervorzurufen im stande wäre, das weiß ich doch: was ich auch später in dem hellen klaren Licht, wie es im Atelier des Künstlers herrschen soll, geschaffen, — die richtige Zeichnung, die plastische Fülle — sie sind, wie weit man sie mir überall zusprechen darf und will, die Frucht unabläßiger Kunstübung und das Verdienst des Mannes; aber für das warme Kolorit, wo es vorhanden, ist der Mann dem Jüngling verpflichtet.

Dennoch wurde das Glück dieser Stunden durch die Seligkeit übertroffen, welche meine Brust oft zum Übermaß erfüllte, wenn ich ganz allein weit auf das Meer hinausgerudert war, oder zu Fuß und noch öfter zu Pferde das Land durchstreifte. Denn wie viel mir auch der geniale Freund war und wie viel ich ihm verdankte, — der Geist, der sich nun zu dem Einsamen gesellte, war ihm mehr, er verdankte ihm mehr. Verdankt ihm, wie er mit ehrfurchtsvollem Schauer bekennt, das Beste, was er kann und vermag: dem erhabenen Geist, dessen Stimme nur dem Faust der Bücherstube furchtbar ist, zu dem Wanderer aber aus dem Rauschen der Bäume, aus den rinnenden Wassern, aus dem Rollen des Donners klangvoll und gnädig spricht, Geheimnisse offenbarend, die dem, der sich zu ihm nicht mit allen Kräften ringt, ewig verschlossen bleiben.

Und wie der Gläubige sich getröstet, er könne durch die Kraft seines Gebetes die Gottheit zwingen, ihm hold und gewärtig zu sein, so schien es jezu-

weilen, als ob der Geist der Natur mir Rede stehen und meine kecken Fragen beantworten müsse.

Einst ritt ich von dem Gute einer befreundeten Familie nach Hause. Eine muntere jugendliche Gesellschaft, wie ich sie im ersten Buche von „Platt Land" geschildert (auch eine „Maggie" war von der Partie gewesen), hatte mich länger als billig und rätlich gefesselt. Während des Reitens überraschte mich der Abend, aus dem bald finsterste Nacht wurde. Nur mit Mühe unterschied ich anfangs noch die allernächsten Gegenstände an der Wegseite, und auch das war bald unmöglich. Von einer Führung des Pferdes konnte nicht mehr die Rede sein; ich mußte ihm, die Zügel lose in der Hand haltend, überlassen, seinen Weg zu finden. Das treue Tier war sich seiner Verantwortung bewußt. Sorgfältig prüfte es, mit dem Hufe tastend, die tiefen Lachen, welche von einem Gewitterregen, der kurz vor meinem Aufbruch niedergegangen, auf dem lehmigen Wege zurückgeblieben; dann, wenn es die Bahn frei fühlte, setzte es sich ohne mein Antreiben in einen vorsichtigen Trab. So konnte ich meinen Gedanken in aller Ruhe nachhangen. Sie weilten bald bei der Gesellschaft, die ich ungern verlassen, und die mich gern zurückbehalten hätte; bald eilten sie vor mir her in mein Zimmer zu Hause, wo eine kaum begonnene, umfangreiche Arbeit, die bis morgen früh fertig sein mußte, mich erwartete. Dann wieder geriet ich nach meiner Weise ins Träumen, und die Finsternis, die mich umgab, schien meinen Phantasien ihr Gewand zu leihen. Die schwüle, regendicke Luft drückte schwerer und schwerer auf meine Seele. Ich sah die Zukunft

sternenlos wie die Nacht. Gewaltsam suchte ich mich emporzuraffen und den Trübsinn abzuschütteln. — Deine Zukunft, rief ich, trägst du trotz alledem und alledem in dir; dein Schicksal, das bist du selbst, und deinem Willen müssen die Elemente selbst gehorchen.

Indem ich diese unsinnigen, frevlen Worte sprach, leuchtete aus der Gewitterschwärze gerade vor mir in meiner Augenhöhe ein roter Stern auf, der sofort größer und größer und heller und heller wurde, so groß und hell, daß die Bäume an der Wegseite deutlich hervortraten und das Pferd schnaubend stehen blieb. Dann, wie er aus dem Dunkel aufgetaucht, war er, ohne für mein Auge seinen Platz verändert zu haben, in dem Dunkel erloschen. Die Nacht lag wieder um mich, undurchdringlich wie zuvor.

Ich war infolge des seltsamen Zusammentreffens meiner Worte und des Phänomens so erstaunt, ja erschrocken gewesen, daß ich einige Zeit bedurfte, mich zu fassen und das Wunder zu erklären. Ich hatte ohne Zweifel ein Meteor gesehen, welches mit ungeheurer Geschwindigkeit seinen Lauf gerade auf mich zu genommen hatte, wie aus dem unglaublich raschen Wachsen und der völlig unveränderten Stellung bewiesen schien. Dennoch konnte ich, so glatt auch die Erklärung von statten ging, mich eines abergläubigen Schauders nicht erwehren, um so weniger, als das Schicksal, das ich herausgefordert, die Zukunft, an deren Pforten ich gerüttelt, mir doch keineswegs ein liebliches Antlitz gezeigt hatten. Ein Feuernebel, der spurlos verschwindet, nachdem er eine kürzeste Spanne Zeit sein trügerisches Licht ausgestrahlt — das war kein Bild, welches das Herz schwellen machen konnte.

Und so blieb mir denn, da ich die Erscheinnng zu meinen Gunsten zu deuten nicht vermochte, nichts übrig, als mich darauf zu besinnen, daß ich ja gerade in dem Augenblicke mich vermessen, von dem Schicksal keine Gunst zu erwarten und zu verlangen, mithin auch seine Ungunst nicht zu fürchten brauche.

Ich hütete mich wohl, dem Freunde von dem kleinen Ereignisse zu sprechen; er würde mich nur wieder einmal wegen „meiner Leidenschaft für die Landstraße" gescholten haben, „durch die ich mich immer mehr zum Vagabunden und Hochstraßenritter qualifiziere, welche glorioſe Laufbahn ich, wie billig, damit beginnen werde, daß ich durch das Examen falle".

Der Spott des Freundes war freilich nicht ohne Grund. Wie ich während des vergangenen Winters die Freuden unseres städtischen Gesellschaftskreises bis zur Übersättigung ausgekostet, so lockte mich während dieses letzten Sommers, den ich im elterlichen Hause verbringen sollte, das platte Land mit unwiderstehlicher Gewalt. War es die Unruhe, die in mir wühlte, war es die Vorahnung, daß mir nun auf lange Jahre hinaus die Quelle dieses Glückes versiegen würde — ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, bei den bukolischen Freunden draußen und somit zwischen den Feldern, in den Wäldern, unter dem freien Himmel zu sein.

Aber, indem ich diese Zeilen niederschreibe, werde ich zum anderen und anderen Male daran gemahnt, daß ich in meinen Aufzeichnungen eine Lücke gelassen, welche auszufüllen hier die letzte schickliche Stelle ist. Und die ich ausfüllen muß, da sonst nicht nur die

Geschichte meiner Jugend durchaus unvollständig wäre, sondern es auch rätselhaft bliebe, warum ich in meinen Romanen den Leser so oft auf das „platte Land“ führe und eine Vertrautheit mit demselben, oder, wenn das zuviel gesagt ist, eine Liebe zu ihm an den Tag lege, die nur in dem jungen, eindrucksfähigen Gemüt ihre tiefen Wurzeln treiben kann.

Wenn der guten alten Stadt meiner Jugend der Titel einer Seestadt nur von Böswilligen angezweifelt werden konnte, so kam ihr der einer Landstadt dazumal noch in qualifizierter Weise zu. Das bewiesen die zahlreich abgehaltenen, stark besuchten Vieh- und Pferdemärkte; die Riesensäcke, die zur Zeit des Wollmarktes auf den bestimmten Plätzen zu Bergen aufgetürmt waren; die langen Reihen vierspänniger kornbeladener Wagen, die fast täglich zur Stadt gefahren kamen; die Kornböden, welche unter den spitzen Giebeldächern zu drei, vier und mehr Stockwerken aufstiegen; die vielen Knechte vom Lande die vor den Ausspannungen ihr Wesen trieben; die Herren in Stulpenstiefeln, denen man in den Konditoreien und vornehmeren Gasthöfen jeder Zeit begegnete.

Einen nicht ganz so praktisch wertvollen, aber desto glänzenderen Beweis, daß Stralsund das Centrum eines großen und reichen ländlichen Kreises war, lieferten die in jedem Frühjahr abgehaltenen Wettrennen. War das „Vogelschießen“ ein Stadtfest in jeglicher Hinsicht, so durfte man die Wettrennen

als eines bezeichnen, welches die Landaristokratie sich selbst gab. Genauer: die ländliche Aristokratie Neu-Vorpommerns und Rügens, zu der das benachbarte Mecklenburg ein starkes Kontingent stellte im Verein mit, allerdings vereinzelten, Standesgenossen, die aus Hinterpommern und der Mark herbeigeeilt waren, ja den langen Weg von Schlesien her nicht gescheut hatten. Selbstverständlich waren die Festgeber auch die eigentlichen und einzigen Acteurs dieser Wettspiele; aber da jede Schaustellung des Publikums bedarf, war die gute Gesellschaft der Stadt neben den Frauen und Töchtern der Schausteller auf der Tribüne willkommen, und das Volk, das in hellen Haufen herbeiströmte, wenigstens bis an die Stricke, welche die Bahn einfaßten, zugelassen.

Der Rennplatz lag am Ende derselben Vorstadt, durch die der Weg auch zur Vogelschießenwiese führte, die man passieren mußte, um zu jenem zu gelangen. Da entwickelte sich denn an den zwei oder drei dem Rennen gewidmeten Tagen ein ähnliches Treiben, wie zu seiner Zeit auf der Vogelwiese, aber doch ein weniger lebhaftes und gemütliches. Mit welchem Interesse auch der brave Bürger die Vorgänge verfolgte, unter den Jockeys und den Rennern seine Lieblinge hatte, in das Hurra der Menge, wenn der Sieger durch das Ziel schoß, lustig einstimmte — er hatte Frau und Töchter zu Hause lassen müssen. Auf der Tribüne hätten sie neben den adligen, den Offiziers- und Beamtendamen, den Honoratioren-Frauen und Töchtern nicht den rechten Platz gefunden, und dahin, wo er selbst mit seinen Jungen Posto gefaßt — in dem sehr gemischten Publikum

längs der Bahnseile — konnte er sie nicht wohl mitnehmen. Er mußte sich damit begnügen, wenn er müde, durstig und verstaubt nach Hause gekommen war, den Frauen von den Herrlichkeiten, deren Zeuge er draußen gewesen, mündlich zu berichten.

Von dem Damenflor auf der Tribüne, in dessen Mitte die Fürstin von Putbus gethront hat, an ihrer Seite zur Rechten die Generalin von B. Excellenz, zur Linken die Gräfin von K. Er kennt und nennt sie alle bei Namen; kennt und nennt die Herren Grafen und Barone, die sich zu den Damen gesellt, ihnen den Hof gemacht, Bouquets und Erfrischungen gereicht haben. Er kennt und nennt die Besitzer der Pferde, die gesiegt haben, beinahe — um eine Pferde-, um eine Kopfeslänge nur — gesiegt hätten, an der ersten, zweiten, dritten „Ecke" aus der Bahn gebrochen sind. Er weiß sogar die Farben anzugeben, welche den einen Jockey auf hundert Schritte vor dem anderen kenntlich machten: schwarz mit roter, blau mit gelber, karmoisin mit grüner Kappe. Und nun das „Herrenrennen" gar „mit Hindernissen", von dem er leider auf seinem niedrigen Standpunkte nur den Ausgang gesehen hat, als der Graf B. durch das Ziel schoß, den roten Frack, die weißen Inexpressiblen, die hohen Glanzlackstiefeln — alles mit einer schwarzen Kruste überzogen. Denn er ist — tollkühn, wie immer, — durch das Moor geritten, um das die anderen einen weiten Bogen machten, und da hat er dann freilich — wie immer — siegen müssen.

Der gute Bürger ist voll von seinen Erlebnissen; aber am meisten haben ihm doch die Karossen imponiert, in denen die adligen Herrschaften zum

Rennen gefahren kamen. Das war ein Staat gewesen: die glänzende Seide drinnen und die großen bunten Wappen auf den Thüren! Und unter „lang englisch", d. h. vier Pferden vor dem Wagen hatte es keiner gethan. Einige hatten auch Gespanne von sechs gehabt, die selbstverständlich, wie jene auch, von Jockeys aus den Sätteln gelenkt wurden, während die beiden Bedienten auf dem Bock mit untergeschlagenen Armen müßig saßen, und ein oder auch zwei Spitzreiter vor dem Wagen her trabten.

So erzählte der brave Bürger. Wir jungen Leute aber hätten jede etwaige Lücke in seinem Gedächtnis sofort zu füllen vermocht. Wir hatten von der Tribüne aus das famose Herrenreiten in all seinen interessanten Einzelnheiten, überraschenden Peripetien und effektvollen Katastrophen übersehen können. Und wenn er die Namen der Renner nicht schuldig blieb, so kannten wir den Stammbaum der edlen Vierfüßler und wußten, daß der Blacklock vom Brownlock aus der Semiramis und die Miß Jane vom Robin Hood aus der Bride of Abydos erzielt war.

Dann waren die zwei oder drei aufregenden Tage vorüber. Die Tribüne, die Zelte wurden abgebrochen; die Vorrichtungen auf dem Sattelplatz, die Pfähle mit ihren Stricken entfernt; auf dem Plan, wo das Vollblut gezeigt hatte, wie unermeßlich es jedem anderen Blut überlegen sei, weidete gemeines Rindvieh; und die von ows und itz und witz waren zu ihren Edelsitzen, von denen sie zu dem Stadtvolk herabgestiegen, in ihren Staatskarossen zurückgekehrt.

Denn keiner von ihnen, außer ein paar ganz abgehausten, die nicht mehr mitzählten, wohnte dauernd

in der Stadt. Nur einige wenige kamen im Herbst mit den Krähen herein, bezogen ihre während des Sommers nur von einem Kastellan bewachten Hotels, sich dort für den Winter mit Kindern, Gouvernanten, Hauslehrern und Dienerschaft einzurichten, das halbe Dutzend der Privatequipagen in der Stadt auf ein ganzes zu bringen und einen intimen Zirkel zu bilden, der sich nur den Offizieren der Garnison und etwa den höheren Regierungsbeamten mit ihren Damen bei besonderen Gelegenheiten erschloß.

Die Sonne leuchtet bekanntlich am effektvollsten, wenn sie in Begriff ist, am Horizonte zu verschwinden. So waren auch diese letzten dreißiger und ersten vierziger Jahre vielleicht der glanzvollste Silberblick des neuvorpommersch-rügenschen Adels. Seitdem haben die Zeitstürme grausam in dem Hochwalde gehaust; manchen stattlichen Baum seiner Zweige und Blätter beraubt, daß er dasteht „ein entlaubter Stamm"; nicht wenige gar zu Boden gestreckt und demokratisch-plebejisches Unkraut wuchert darüber hin.

Wie waren doch wohl diese Herrschaften zu dem Glanz gekommen, den sie auf der Rennbahn, ihren Schlössern, ihren Stadthotels damals entfalten durften und gegen den Ansturm einer völlig veränderten Zeit nicht oder doch nur zum Teil bis auf den heutigen Tag behaupten konnten?

Ich möchte den Verdacht des Adelshasses, in welchem ich stehe, nicht über seine nachweisbare Berechtigung unberechtigterweise vermehrt sehen. So lasse ich denn hier ausnahmsweise statt meiner einen anderen reden: den braven E. M. Arndt, den

jetzt wohl niemand mehr des Radikalismus zeihen wird.

Er aber berichtet in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ S. 94 ff.:

„Wir finden in jenem sechzehnten Jahrhundert beides in Pommern und Rügen eine Menge einzelne Höfe und ganze Dörfer, wovon um die Mitte des siebzehnten auch keine Spur mehr da ist. Nach der Erlöschung des alten Herrscherstammes empfingen die Schweden durch die Friedensschlüsse, welche den scheußlichen dreißigjährigen Krieg endigten, das Land verwüstet, entvölkert und verknechtet. In solchem Zustande übernahmen es die Schweden, der früheren deutschen Zustände weder kundlich noch sorglich. Auch die besten ihrer Verwalter und Einrichter wurden von den Vorteilen und Ansichten des pommerschen Adels und der pommerschen Juristen (worunter der berühmte Möve, später von Mevius, obenan steht), welche an die deutschen Acker- und Landverhältnisse ganz das Maß des späteren römischen Rechtes legten, damals und in den folgenden Zeiten geleitet. So sind die wenigen leidlich oder mittelmäßig freien Leute in dieser Landschaft auf dem Lande fast ganz verschwunden, und alle Rechte, die wenigstens als Brauch und Herkommen noch bestanden hatten, in die böseste und unermeßlichste Knechtschaft hinein verdeutet. So ist es denn geschehen, besonders seit dem Schluß des siebenjährigen Krieges, seit den Jahren 1760 bis in die von 1790 hinein, daß der Bauerstand nicht nur allenthalben mit ungemessener Dienstbarkeit belastet, sondern durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter endlich

sehr zerstört worden. Diese Wut des sogenannten Bauernlegens (quasi castratio) herrschte nicht bloß bei den einzelnen Besitzern vom Ritterstande, sondern ergriff auch die Verwaltung des Domanii und der Güter der Städte und Stifter, wiewohl die Bauern, welche in den letztgenannten Besitzungen noch übrig sind, nicht mit ungemessener Willkür behandelt und mißhandelt werden durften. Kurz für das schwedische Pommern galt noch um das Jahr 1800 der Lichtenbergische Scherz in seiner vollen Bedeutung einer hübschen Preisfrage: ‚Eine Salbe zu erfinden zur Einschmierung der Bauern, damit sie drei, viermal im Jahre geschoren werden können‘".

„Diese Greulichkeit hatte ich mit angesehen und sie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden und die Bewohner der Höfe waren als arme heimatlose Leute davon getrieben, sodaß die früher Knechte gehalten hatten, nun selbst auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten. Ja, es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten, und diese dann mit dem Gewinn von 20000 und 30000 Thalern wieder verkauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenstandes wegen vertuscht ward — einzelne böse Edelleute und Pächter gelegentlich wie Tiberius durch nächtliche Überfälle unter Kissen erstickt. Aber dergleichen Greulichkeiten

waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge liefen darum nichtsdestoweniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf."

Dies düstere Gemälde der pommersch-rügenschen Zustände aus dem Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts paßte nun wohl nicht mehr auf die Verhältnisse der Zeit, von welcher ich spreche; aber der dunklen Flecken waren noch mehr als wünschenswert zurückgeblieben. Noch immer fehlte (und fehlt es bis auf den heutigen Tag) in jener Gegend an Bauerndörfern, wie wir sie in Thüringen, Sachsen und sonst finden. Man müßte denn etwa die kleinen Landstädte: Grimmen, Garz u. s. w. dafür nehmen, die allerdings kaum mehr Einwohner haben, als manche jener Dörfer, und deren Einwohner zum größten Teil Ackerbürger sind. Die löblichen Versuche, welche die Regierung zu wiederholten Malen gemacht, durch Parzellierung großer Güter einen Stamm selbstständiger Bauern zu schaffen, waren jedesmal, sei es durch die Ungeschicktheit der ersten Einrichtung, sei es, weil man beim besten Willen das passende widerstandsfähige Menschenmaterial nicht beschaffen konnte, kläglich gescheitert. Es blieb bei ganz vereinzelten Bauerstellen und den Büdnern, die hier und da auf den Gütern in geringer Zahl angesiedelt waren. Das ganze übrige Land mit dem genannten verschwindend kleinen Prozentsatz war eben, in sehr verschiedenen Abmessungen selbstverständlich, in den Händen der adligen und unadligen Ritterguts- und Gutsbesitzer; oder es waren Staatsdomänen, oder städtische, endlich Güter der toten Hand: der Kirchen, Klöster

und Stifte, von den betreffenden Pächtern bewirtschaftet.

Diese Güter ähneln sich — abgesehen von ihrer verschiedenen Größe — zum Verwechseln, da die Bodenformation so ziemlich überall dieselbe ist, die Kultur allenthalben in der identischen Weise getrieben wird, und ebenso die Baulichkeiten der Höfe denselben Charakter tragen. Auf der einen Seite des meist offenen Hofes das Herrenhaus, welches nur in verhältnismäßig wenigen Fällen auf alten Edelsitzen ein schloßartiges Ansehen hat, für gewöhnlich aber ein sehr einfaches, meistens nur einstöckiges und — ich spreche von der Zeit vor einem halben Jahrhundert — nicht selten mit Stroh gedecktes Gebäude ist. Neben und etwas hinter dem Herrenhause das selbstredend noch viel bescheidenere Leutehaus. Die drei anderen Seiten des Hofes werden von den Scheunen, den diversen Ställen, den Schuppen für die Wagen, die Stellmacherei und sonstige ländliche Verrichtungen eingenommen. Unmittelbar hinter dem Herrenhause liegt der Garten von meist ziemlich großer Ausdehnung, je nach Geschmack und Laune des Hausherrn und der Hausfrau gut oder schlecht gehalten. Das letztere ist der weitaus häufigere Fall. Ich kenne solche, wo die Verwilderung ordentlich einen poetischen Grad erreicht hatte, und nur die zerbrochenen Marmorstatuen in dem wuchernden Grase fehlten, um den sinnigen Betrachter in das erste Kapitel der Achimschen „Gräfin Dolores" zu versetzen. Daß der Garten sich auf jenen vornehmen Edelsitzen zu einer Art von Park auswuchs, bedarf kaum der Erwähnung.

In einiger Entfernung vom Hofe liegen die „Kathen", d. h. die Wohnungen der zu dem Gut gehörenden und auf dem Gut beschäftigten Arbeiter — ein Dörfchen, verschieden in der Zahl der Häuschen je nach der Zahl der Köpfe, denen sie Obdach gewähren sollen. Noch mehr verschieden — denn die Differenz der Kopfzahl ist meistens nicht groß — in ihrem Aussehen und Zustande. Bei guten Herrschaften, die etwas auf sich und ihre Leute halten, sind die Häuschen bei aller Bescheidenheit sauber geweißt, mit ordentlichen Thüren, Fenstern und mit Schornsteinen auf dem Strohdach. Die beiden Gärtchen rechts und links von der Hausthür — es wohnen fast immer zwei Familien unter demselben Dach, — sind anständig gehalten; auch an ein paar Sonnenblumen, oder gar Nelken und Levkojenstauden fehlt es nicht. Die Ställchen hinter oder neben dem Häuschen sind in gutem Stande, die Düngerhaufen regelrecht geschichtet, die Wege durch das Dörfchen außer bei ganz schlechtem Wetter selbst für Damenfüße passierbar. Aber bei Herrschaften, die nicht gut, die geizig oder faul oder zu dumm sind, um einzusehen, daß, von der Menschlichkeit zu schweigen, das Wohlbefinden der Leute ihr eigener Vorteil ist und umgekehrt — da sah es bös aus in dem Dorfe, manchmal so bös, wollte ich es beschreiben, ich würde dem Verdacht böswilliger Übertreibung schwerlich entgehen. Nur so viel darf ich sagen, daß der Torfrauch, der sich in Ermangelung eines Schornsteins durch die in der oberen Hälfte stets geöffnete Thür und die mit Papier und Lumpen verstopften Fenster einen Ausgang verschaffen

mußte, in diesen Höhlen menschlichen Elends noch lange nicht das schlimmste war.

Denn mit dem materiellen Elend Hand in Hand ging die moralische Depravation, die außerdem in dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem Gutsherrschaft und Kathenleute zu einander standen, reichliche Nahrung fand. Die Klarlegung dieses Verhältnisses in seinen Einzelnheiten würde die wenigsten meiner Leser interessieren. So verzichte ich darauf, eine solche zu versuchen. In der Kürze läßt sich nur sagen: es war, wenn auch zu Recht nicht mehr bestehend, in Wirklichkeit das mittelalterlich-feudale der Herren zu ihren Hörigen und vice versa. Die Grenze, wo die Rechte jener und die Pflichten dieser und umgekehrt aufhörten und anfingen, war weniger durch das Gesetz als durch Herkommen und Brauch geregelt. Daß es in diesem Wirrwarr zwischen den beiden Parteien zu beständigen Streitigkeiten und Häkeleien kommen mußte, erscheint ebenso selbstredend, wie daß die endgültige Entscheidung beständig zu Gunsten des Stärkeren ausfiel. Unterlag doch die übrigens garantierte Freizügigkeit noch besonders erschwerenden Einschränkungen; und verbot sich eigentlich ganz von selbst für Leute, denen ihre dem Hof geleisteten Dienste nicht mit barem Geld vergütet wurden, sondern durch die Wohnung, die sie im Kathen hatten, das Schwein, das man ihnen lieferte, die Gänse, die sie im Herbst auf die Stoppelfelder treiben durften und Ähnliches, wodurch sie gerade so an diese Scholle gefesselt waren, wie es bereits ihre Väter gewesen, und ihre Kinder wiederum sein würden.

Die materielle Abhängigkeit war weitaus nicht die schlimmste Seite des Systems, schon deshalb nicht, weil sich die Leute bei guten Herrschaften — wir wollen also annehmen: in vielen Fällen — auf diese Weise sehr viel besser standen, als sie es auf eigenen Füßen gethan haben würden. Unendlich viel besser, als z. B. die armen Nägelschmiede auf dem Eichsfelde, ja selbst als mancher Thüringer Bauer, der dem Himmel danken würde, wenn er ihm im Laufe des ganzen Jahres soviel Fleisch und Speck bescherte, wie der pommersche halbhörige Knecht allein während der Erntezeit verzehren durfte.

Nein, das Schlimmere war die verderbliche Wirkung, welche dies Abhängigkeitsverhältnis hinüber und herüber auf die Moral der Beteiligten hatte: auf der einen Seite erzeugend und nährend den Stumpf- und Knechtssinn, der sich alles bieten läßt, sich jeder eigenen Verantwortung entschlägt, alles von oben erwartet, gar nicht auf den Gedanken kommt, daß der Mensch eigene Kräfte hat, die er üben, denen er vertrauen soll und muß, um so seines Glückes Schmied zu werden. Auf der anderen den nicht weniger stumpfen und dummen Hoch- und Herrenmut, mit dem der im Besitze der Macht ist sich auch allweise dünkt; auf sie, die sich zu der Sklaverei hergeben, als auf Sklaven herabsieht, an denen man seine böse Laune sultansmäßig auslassen kann. Und ein Sultan hat ja auch andere Launen, die das Wohlleben, der Müßiggang und die Langeweile erzeugen und üppig nähren. Warum auch nicht ihnen den Zügel schießen lassen? in dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit, wo selbst der Entsetzensschrei der ge-

kränkten Unschuld hilflos verhallen würde? Und schließlich, bei wem sollte sich denn die gekränkte Unschuld — wenn es dergleichen überhaupt gäbe — beklagen? Doch nicht bei dem Herrn über den Herrn selber?

Nein, es wird nicht zur Klage kommen. Denn das ist ja nun das Schlimmste von dem Schlimmen, daß diese Paschawirtschaft in der allgemeinen Meinung nicht die strenge Verurteilung findet, die sie verdient; daß sie von den Vielen hingenommen wird als etwas, was des Landes eben der Brauch ist; und die, welche dafür halten, es sei, wie so manches andere noch, ein schlechter Brauch, lieber schweigen, als eine Opposition machen, von deren Erfolglosigkeit sie von vornherein sicher sein dürfen.

Aber, höre ich hier einen und den anderen Leser sagen: diese deine Schilderung des Lebens in den neuvorpommersch-rügenschen Landen, zu denen wir der Nachbarschaft wegen auch gleich die mecklenburgischen fügen wollen, kann doch nicht richtig sein. Sie sticht in ihrer gewitterschweren Düsterkeit zu auffallend ab von den sonnig lachenden Bildern desselben Lebens, die uns aus den Geschichten Fritz Reuters in so köstlicher Erinnerung sind.

Der Leser hat mich durch seine Einwendung in meiner Darstellung unterbrochen, mit der ich bei weitem noch nicht zu Ende bin, und der es schließlich auch an den Lichtseiten nicht mangeln wird, die er vorläufig vermißt. So bin ich freilich gezwungen, ihm zu erwidern, daß Fritz Reuter allerdings nach meiner Erfahrung und Meinung seinen „leiwen Landslüt', de Landlüt in Mecklenborg und Pommern"

ihr Bild in einem zu schmeichelhaften Spiegel gezeigt hat. Nur in „Kein Hüsung", der Geschichte von dem Knecht, der seinen Herrn erschlagen, hat er, wohl nicht ohne Anlehnung an einen wirklichen Vorfall, jene Mißstände, von denen ich hier spreche, zur Sprache gebracht. Indessen seine in der Prosa durchsichtige Sprache fällt, sobald sie zum Verse greift, gar leicht in einen bald hypernaiven, bald hypersentimentalen unwahren Ton, unter dem dann auch die Wahrheit der Darstellung auf das empfindlichste leidet. Schon deshalb, abgesehen von ihrer Vereinzelung, kann die Tragik dieser Dichtung gegen den Humor der Prosaerzählungen gar nicht aufkommen. Die letzteren werden wiederum der Wirklichkeit nicht gerecht, eben weil sie, mit Ausnahme einiger weniger Züge, durchweg humoristisch gehalten sind. Der Humorist aber ist seiner Natur nach Optimist, oder muß es in notwendiger Folge seiner künstlerischen Richtung sein, von der ich, mit Goethe, allerdings der Ansicht bin, daß sie in ihrer Konsequenz aus dem Gebiete der Kunst überhaupt hinausführt. Einfach deshalb, weil sie dem, der sich ihr überläßt, unmöglich macht, die Dinge zu sehen, wie sie sind, oder, falls er sie etwa noch so sieht, sie so darzustellen. Er will und darf seinen Lesern nicht die Laune verderben, in deren lachender Steigerung und jubelnder Entfesselung er seine höchsten Triumphe feiert. Genau so, wie der Naturalist — wenigstens in der augenblicklichen verzwickten Lage der ästhetischen Dinge — Pessimist sein muß und als solcher, so wenig, wie der Optimist, der Wahrheit gerecht werden kann. Der Wahrheit, die — ich möchte nicht sagen: in der Mitte liegt, sondern:

an beiden, dem Guten und dem Schlimmen, dem Schönen und dem Häßlichen, partizipiert; nur in dem Zusammenwirken beider, wie in der Wirklichkeit der Dinge, so in der Kunst, dem verklärten Abbild jener, ihre Wesenheit und Totalität haben und behaupten kann. Wenn Zola in seinem La Terre Schmutz auf Schmutz, Greuel auf Greuel, Scheußlichkeiten auf Scheußlichkeiten häuft, so wird keiner, der das Landleben wirklich kennt, hier nur von Ausgeburten einer wüsten Phantasie sprechen und behaupten können: dergleichen komme in der Wirklichkeit nicht vor. Es wäre grundfalsch. Denn wohl kommt dergleichen, es kommt das alles vor; und wenn Zola die Häßlichkeiten über die Wahrscheinlichkeit hinaus cumuliert und das in Wirklichkeit Zerstreute und Auseinanderliegende in übersichtliche Verbindung bringt, so übt er damit nur sein gutes Dichterrecht und zwar in ausgiebigerer Weise, als er und seine Nachbeter aus ihrer Theorie heraus einräumen dürfen. Aber in der übereifrigen Verfolgung dieses Rechtes vergißt er der Pflicht, die dem Recht zur Seite geht und seine Schroffheiten abmildert; der Pflicht, nicht nur die Wahrheit, sondern die ganze Wahrheit zu sagen. Zu sagen und dichterisch dar- und festzustellen, daß neben jenen Schmutzseelen und hartgesottenen Egoisten keine Engel gelebt zu haben brauchen, wohl aber Menschen gelebt haben müssen, schlecht und recht, wie eben Menschen, speziell in ländlichen Verhältnissen sind: borniert, meinetwegen, und engherzig, wenig bereit, die Hand zu öffnen, zäh festhaltend, was sie einmal besitzen, allen Neuerungen feind, klebend am Althergebrachten und trotzdem nicht ohne

leidliche Eigenschaften, die uns mit ihren Fehlern einigermaßen aussöhnen: nicht ohne eine gewisse Gutmütigkeit, Treue, nicht ohne jeglichen Gemeinsinn und Patriotismus, jedenfalls keine hölleentstammten Teufel in Menschengestalt. Diese immerhin leidlich braven Durchschnittsseelen kennt Zola nicht, genau so wie Fritz Reuter die schlimmen Charakterseiten seiner lieben Landsleute: die Geistes- und Herzensöde, den Neid und die Mißgunst innerhalb der Familien selbst, den Geiz und die Habsucht und jene noch schlimmeren Neigungen und Leidenschaften, auf die ich oben hindeutete — ich will nicht sagen: ein für allemal verschweigt, aber sie doch nicht in das rechte Verhältnis bringt zu den guten Seiten, in deren Verherrlichung er sich nicht genug thun kann.

Und ich spreche hier nicht etwa von dem Kleinbauerntum und ländlichen Proletariat, die Zola zum ausschließlichen Gegenstand seiner Darstellungen nimmt, sondern von den Kreisen, in denen sich Fritz Reuters Schilderungen bewegen: den Klein- und Großpächtern, den adligen und unadligen Guts- und Rittergutsbesitzern. Daß bei ihnen auch das Gute, Brave Tüchtige eine ausgiebige Heimstätte hatte, wie überall im Menschenleben, könnte ich nur leugnen, wollte ich mich derselben Einseitigkeit schuldig machen, der ich jene Schriftsteller bezichtige. Wir werden alsbald von diesen Lichtseiten zu sprechen haben, und ich muß gleich hier feststellen, daß jene schlimmen Eigenschaften in den damaligen ländlichen Verhältnissen wenn nicht ihre Entschuldigung, so doch ihre Erklärung finden.

Lag die gute Stadt Stralsund, wie wir bereits gesehen, schon recht weit ab von dem Centrum des

geistigen Lebens der Nation, so kann sich, wer es nicht schaudernd selbst beobachtet, von der Weltabgeschiedenheit, in der der Pächter, der Gutsbesitzer so hinvegetierte, kaum eine adäquate Vorstellung machen. Hier war von einer Teilnahme an den Welthändeln, an der Politik des eigenen Volkes keine leiseste Rede, wofür man dann nicht müde wurde, die erbärmlichsten Kirchturminteressen jahraus, jahrein und tagaus, tagein zu durchsprechen. Litteratur und Kunst kannte man nicht einmal von Hörensagen. Die Evolutionen des Handels, die Fortschritte der Industrie — man wußte nichts von ihnen in diesem Lande, wo man noch nie eine Lokomotive gesehen hatte und ein Fabrikschornstein eine Fabel war. Weshalb sollte man sich um so fernliegende Dinge bekümmern? Der Acker gab jedes Jahr seine reichliche Ernte; die Schafe lieferten so viel Wolle, daß man aus dem Ertrage der letzteren allein oft genug die Pacht bezahlen oder die Hypothekenzinsen decken konnte und die Erträge von dem Korn und dem übrigen getrost verthun durfte. Das that man denn in aller Ruhe und Behaglichkeit, ohne kaum je zu fragen, ob zum Schluß des Jahres „die beiden Enden zusammenpassen würden", wie der Engländer sagt. Eine geregelte Buchführung mußte als Ausnahme gelten; die doppelte existierte wohl nirgends. Es war ja Geld im Überfluß da; nur das ganz überflüssige trug man zu einem Advokaten der nächsten Stadt. Der mochte es dann einschließen und wieder damit herausrücken, wenn man es einmal bedürfen würde. Das war so bequem. Manchmal freilich hatte man damit auch seinen großen Ärger. Der Advokat erklärte eines Tages, kein Geld mehr

in der Kasse zu haben; ja, man habe seine Einlagen schon um so und so viel überschritten. Nun kramt man die Notizen, die man sich gemacht hat, aus den Westentaschen und aus den Schubfächern des stets offenen Schreibpultes zusammen. Man rechnet. Das mit saurem Schweiß nach vielen vergeblichen Ansätzen endlich gefundene Resultat stimmt nicht mit der Aufstellung des Advokaten. Sollte der Mann ein Schelm sein? Manche behaupten es. Aber was ist zu machen? Der Mann ist der einzige seines Zeichens in meilenweitem Umkreise. Man würde ihm doch immer wieder in die Hände fallen. So sträubt man sich denn lieber gar nicht erst gegen das Unvermeidliche, sondern fährt (oder reitet) zu Nachbar Hinz (oder Kunz) und läßt sich von ihnen geben, was für den Augenblick fehlt. Hinz und Kunz werden es vorkommenden Falles genau ebenso machen.

Denn leben und leben lassen ist die Devise. Das erstere selbstverständlich in erster, das andere in zweiter Linie und wesentlich in das Programm aufgenommen, weil es, soll das erstere nicht ganz im Sumpf der Langenweile stecken bleiben, Vorspanndienste leisten muß. Deshalb ein ausgiebiges Besuchen der benachbarten Familien von Haus zu Haus und eine Gastfreundschaft, die man wohl unbegrenzt nennen darf, da selbst in den schwierigsten Fällen, wenn die Grenze der Leistungsfähigkeit längst überschritten scheint, noch immer Rat geschafft wird. In dem Augenblicke, wo man mit der Familie auf Besuch fahren will, kommt eine andere in derselben Absicht. Man bleibt zu Hause, behält den Besuch bei sich, schickt zu der Familie, die man besuchen wollte, und

bittet sie zu kommen. Sie kommt, andere Ungebetene kommen dazu. Man wollte in Gesellschaft gehen und hat statt dessen selbst eine von dreißig, vierzig, fünfzig Personen. Je mehr, je besser.

Dann giebt es Besuche, die nicht bloß den Abend und etwa auch die Nacht bleiben. Ein nicht einmal sehr naher Nachbar, der es gar zu arg getrieben und die Differenz, die im Laufe der Jahre zwischen dem Resultat seiner konfusen Rechnungen und dem der advokatorischen entstanden ist, schlechterdings nicht mehr hat ausgleichen können, kommt eines Abends — zu Fuß, der sonst nur mit vier Pferden fuhr, — und meldet sich zum Besuch. Auf ein paar Tage nur. Bis er seine Angelegenheiten, die freilich ein wenig stark zerrüttet sind, geordnet haben wird. Seit jenem Abend sind zehn, sind zwanzig Jahre vergangen. Die Frau des Abgehausten (die damals nach Hinterpommern zu Verwandten gegangen war) ist längst gestorben; die Kinder (die man bei anderen Verwandten untergebracht hatte) sind ebenfalls tot oder in die weite Welt gewandert. Er selbst lebt noch und noch immer auf demselben Gute bei demselben Freunde, zu dem er vor zwanzig Jahren zum Besuch auf acht Tage kam. Sie sind inzwischen alte Leute geworden, und das früher auf Gleichheit gestellte Freundschaftsverhältnis hat sich ein wenig zu Ungunsten des Gastes verschoben. Wenn er füglich nach zwanzig Jahren nicht mehr als Gast angesehen und als solcher behandelt werden kann, so gehört er doch auch noch immer nicht zur eigentlichen Familie. Aber er hat sein eigenes Zimmer auf dem Giebel, vorausgesetzt, daß er es nicht gelegentlich mit den vorüber-

gehenden Gästen teilen muß. Er findet seinen Platz unten am Tisch immer bereit. Er hat einzuspringen, wenn beim Boston der vierte Mann fehlt, und den großen Vorteil, nie eigenes Geld verlieren zu können, da er stets auf Rechnung und Gefahr seines Gastfreundes spielt. Mit der Hausfrau, mit den Kindern (die schon längst keine Kinder mehr sind) steht er gut. Sie behandeln ihn manchmal ein wenig schroff und obenhin. Aber, lieber Gott, große Ansprüche kann er nicht machen und macht sie auch nicht. Er begnügt sich mit dem Bewußtsein, nun schon so lange das stets dienstwillige Faktotum des ganzen Hauses gewesen zu sein und so manches, was schief war und ging, in aller Stille zurecht gerückt und in Schick gebracht zu haben. Er ist sicher, daß, wenn er dereinst stirbt, er anständig begraben werden wird; und hofft, daß Liesching, die jüngste, die er immer besonders lieb gehabt hat, ihm aus den blauen, siebzehnjährigen Augen ein paar herzliche Thränen nachweinen wird.

Was ich da erzähle, ist kein Phantasiestück. Ich habe einen solchen Fall selbst erlebt; andere, diesem durchaus ähnliche, sind mir von glaubwürdigen Zeugen verbürgt worden. Ich kannte eine andere weitverzweigte Familie, in deren Häusern ein alter abgehauster Vetter nicht seit zwanzig, sondern seit fünfzig Jahren aus- und einging, dergestalt, daß er jetzt in dem einen, dann in dem anderen und so weiter, bald Wochen, bald Monate zubrachte. Es war ein uralter Mann, der in seiner Jugend sehr schön gewesen sein mußte und, trotzdem ihn die Jahre stark gebeugt hatten, noch immer seine sechs Fuß und

darüber maß. Eine Generation hatte ihn der anderen überliefert, er war jetzt teilweise schon bei der dritten angekommen, und wurde von allen, jung und alt, gleicherweise „Vetter" genannt. Seine manchmal meilenweiten Wanderungen von einem Gute zum anderen machte er stets zu Fuß; überraschte ihn die Nacht, bevor er am Ziel war, schlief er auch wohl im Walde. Von seinem ganzen früher stattlichen Besitz hatte er nichts auf der Welt gerettet als eine grausam geprüfte Jagdtasche und eine lange einläufige Flinte, aus der er noch immer keinen Schuß vergebens that. Er wußte wundersame Geschichten aus den Befreiungskriegen zu erzählen, ja von Friedrich dem Großen, den er in Potsdam noch selbst gesehen hatte. Und ich glaube, wenn er von Karl dem Großen zu erzählen angefangen hätte, ich würde mich kaum gewundert haben.

Die gewaltige Lebenskraft dieses Uralten galt den Kreisen, in denen er sich bewegte, als nichts Besonderes. Am wenigsten seiner Familie, an der denn freilich die Natur ein Übriges gethan hatte. Sie wurde zu meiner Zeit durch sechs Brüder repräsentiert, sämtlich Männer in den besten Jahren, alle schön und von stattlichster Erscheinung, einige wahre Enaksöhne mit den entsprechenden Riesenkräften. Der eine stellte einen ausgewachsenen Mann, den er in seine flache Hand treten ließ, ihn so vom Boden aufhebend, mit der anderen Hand nur soweit nachhelfend, daß der Betreffende das Gleichgewicht nicht verlor, auf einen Tisch, als ob es eine Puppe wäre. Ein zweiter hob ein starkes Pferd, dessen Brust er, es mit beiden Armen hinter den Vorder-

beinen packend, gegen die eigene drückte, empor und hielt es eine Zeitlang so, wie ungebärdig sich auch das Tier gegen die unbequeme Stellung sträubte. Den dritten vermochten vier kräftige Männer, so sehr sie sich auch mühten, nicht vom Platze zu rücken. Dabei waren alle auch geistig begabte Menschen, die freilich, was bei so überkräftigen Naturen begreiflich ist, gelegentlich in Berserkerzorn geraten konnten, im übrigen gutmütig, ja ritterlich großherzig, wie sie denn auch sonst, sowohl in ihren Tugenden als Untugenden, sich zu mittelalterlichen Faustrechtsrittern ganz vorzüglich qualifiziert haben würden. Doch stammten sie nicht von Rittern ab. Ihr Vater war ein einfacher kleiner Pächter — einige sagten: Schäfer — gewesen, der es zu so großem Besitz gebracht hatte, daß er jedem seiner Söhne ein prächtiges Rittergut hinterlassen konnte. Es sollte dabei, wie bei der schnellen Schaffung aller großer Vermögen, nicht ganz in der Ordnung zugegangen sein. Man munkelte von einer gefundenen Kriegskasse. Dem Schauerlichen zugeneigte Gemüter ließen es nicht bei dem Finden bewenden, sondern besagte Kasse erst nach einem Kampf, den sich jeder nach Bedürfnis blutig ausmalen mochte, in die Hände des Räubers gelangen. Das waren selbstverständlich bloße Hirngespinste. Der erworbene Reichtum hatte keinen anderen Entstehungsgrund als die überlegene Klugheit des Mannes, der die Verhältnisse nach dem Kriege, wo große Güter von den verarmten Besitzern für ein geringes dahingegeben werden mußten, zu seinem Vorteil auszunutzen verstanden hatte. Wenn dabei wirklich der Notlage der Verkäufer von dem

Käufer nicht immer die gebührende christliche Rechnung getragen war, so machten dafür die Söhne von dem illiberalen Erwerb des Vaters den liberalsten Gebrauch. Was pommersche Gastfreundschaft bedeute, konnte man auf ihren Gütern lernen. Und ging es dabei in ein für die Gastgeber verderbliches Übermaß — ich habe wahrlich nicht das Recht, sie zu schelten, der ich so oft auf Tage und Wochen ihr Gast gewesen bin.

Überhaupt muß ich mich, wenn ich es jetzt nachrechne, fast wundern, wieviel Zeit ich während meiner Schulzeit auf dem Lande verbracht habe. Es scheint, daß ich, wenigstens während der letzten Jahre, alle Ferien dort verlebte. Dazu gehörten selbstverständlich Verbindungen mit dem Lande.

In der guten Stadt erfreute sich solcher so ziemlich jeder in Gestalt irgend eines Onkels, Vetters, der da oder dort sein Gut, seine Domäne oder sonstige Pachtung hatte. In der Schule saß man unter drei Malen mindestens einmal neben einem Gutsbesitzers- oder Pächtersohn. Vorzüglich in den unteren Klassen. Die schrofferen Stufen zu den höheren erklommen die jungen Herren vom Lande nur ungern. Wenn sie sich die Qualifikation zum einjährig-freiwilligen Dienst errungen hatten — was damals, erinnere ich mich recht, bereits mit dem Zeugnis der Reife für die Sekunda der Fall war — brachen sie durch, wie der Rennbahnausdruck lautet, um an den mütterlichen Fleischtöpfen sich von der schmalen Pensionskost zu erholen. Manche brachten es auch nicht einmal so weit und wollten lieber drei Jahre dienen, als mit den vertrackten Zumptregeln noch länger gequält werden.

Meine erste ländliche Verbindung war durch einen Freund in der Unterquarta vermittelt worden, der mich in den Sommerferien mit auf das elterliche Gut nahm. Ich hätte es kaum schlimmer treffen können. Die Familienverhältnisse waren ebenso zerrüttet, wie es, glaube ich, die ökonomischen waren. Noch jetzt denke ich mit Schaudern an das große Haus, in dessen öden, liebeleeren Räumen die vier grauen Schwestern aus dem Finale des Faust ihr unheimliches Wesen zu treiben schienen. Auch hielt ich es kaum die Hälfte der bestimmten Zeit aus, indem ich die Eltern in einem heimlich abgesandten Briefe bat, mich unter irgend einem Vorwand zurückzurufen.

Eine zweite Verbindung sollte sich desto günstiger und zu einer dauernden für mein Leben gestalten.

Ich habe in der Reihe meiner Geschwister ein Mitglied vergessen, das allerdings, streng genommen, nicht einmal mit uns verwandt war, aber durchaus als zu uns gehörig von uns und von den Eltern betrachtet wurde, sich auch selbst nicht anders ansehen konnte. Es war dies der Sohn aus einer zweiten Ehe des Gatten einer Schwester meines Vaters. Nach dem frühen Tode seiner Eltern, eine neunjährige, mittellose Waise zurückgeblieben, hatte sich der stets hilfbereite Vater seiner angenommen und diesen seinen Pflegesohn mit in die eigene Ehe gebracht, wo er, nun schon ein Knabe-Jüngling, ausgestattet mit reichsten Naturgaben jeder Art, auch sofort ein Liebling meiner Mutter wurde. Da er so viel älter war als wir, hatten wir ihn, der in Berlin die Bauschule besuchte, sich dann als junger Architekt bewähren

mußte, nur vorübergehend gesehen. Jetzt nach zurückgelegtem Staatsexamen kam er in unsere gute Stadt, um unter dem Vater zu arbeiten. Hier lernte er die Tochter eines wohlhabenden Landmanns kennen, der eine der bedeutendsten Domänen des Bezirks in Pacht gehabt hatte. Er selbst war bereits tot, die Pacht an seine Witwe übergegangen, oder bereits an den ältesten Sohn, den Bruder des jungen Mädchens, das mein Pflegebruder dann bald als Gattin heimführte.

So hatten wir Fremdlinge denn sogar das Glück, mit einer alten pommerschen Familie in eine Art von verwandtschaftlichem Verhältnis zu treten, das, allerdings erst nach einer Reihe von Jahren, ein noch engeres werden sollte, als mein jüngster Bruder eine Nichte der Gattin unsres Pflegebruders heiratete. Indessen waren die Beziehungen bereits jetzt hinreichend, um einen beständigen Verkehr zwischen den beiden Familien aufrecht zu erhalten und speziell mir Gelegenheit zu geben, mich mit dem Leben auf dem Lande allmählich immer vertrauter zu machen.

Aber auch ohne dies hätte die Stellung meines Vaters solche Gelegenheit vielfach herbeiführen müssen. War doch alles, was die Bauten auf den zahlreichen Domänen betraf, seiner amtlichen Sorge anvertraut. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß sich der offizielle Verkehr hin und wieder zu einem freundschaftlichen gestaltete, der vielleicht etwas Verfängliches gehabt hätte, wäre der Vater der Mann gewesen, sich durch Rücksichten irgend welcher Art in dienstlichen Angelegenheiten beeinflussen zu lassen. Dies war so wenig der Fall, daß ich jene ihm näher

Stehenden oft im Ernst und Scherz habe klagen und sagen hören: Der Vater gehe mit ihnen strenger ins Gericht als mit den anderen. Überdies waren diese Männer fast ausnahmlos gleichzeitig Besitzer eines eigenen Gutes, manchmal mehrerer Güter und durch ihre Wohlhabenheit vor dem Verdacht der Liebedienerei geschützt. Auch hatte fast immer der neutrale Boden der Jagd — denn alle waren sie, wie mein Vater, leidenschaftliche Jäger — die intimere Bekanntschaft vermittelt. Und da es nun fast in allen diesen Familien junge Leute unsres Alters gab, war es das Natürlichste von der Welt, daß auch wir einander kennen lernten und es an Einladungen hinüber und herüber nicht fehlte.

Doch beschränkte sich unser ländlicher Umgang nicht auf den so beschriebenen Kreis, der freilich durchweg aus bürgerlichen Leuten bestand. Auch mit manchen Mitgliedern der Aristokratie pflogen die Eltern einen Verkehr, der auf einer winterlichen Gesellschaft in der Stadt angeknüpft sein mochte und ebenfalls, da man aneinander Geschmack gewonnen, zu sommerlichen Besuchen führte. So erinnere ich mich besonders lebhaft eines alten liebenswürdigen Herrn, der in Wittow auf Rügen reich begütert war. Der gute Mann, längst Witwer und, ohne Söhne, nach der Verheiratung seiner Töchter wieder vereinsamt, liebte es, Kinder oder doch junges Volk um sich zu sehen, und so habe denn auch ich manche Woche auf seinem Schloß zubringen dürfen. Es ist das Schloß Grenwitz der „Problematischen Naturen". Ich habe es getreu nach der Natur abkonterfeit, außer daß ich es ein oder zwei Jahrhunderte älter

machte, als es in Wirklichkeit war, und den Wirtschaftshof, der eigentlich innerhalb der ungeheuren, aus der Heidenzeit stammenden Umwallung lag, außerhalb derselben verlegte, um dem Schloßgarten eine größere Ausdehnung geben zu können, vielleicht auch nur, die zarten Seelen meiner Gestalten durch die unliebsame Nähe von Dunghaufen nicht zu beleidigen. Die Gesellschaft auf dem Schlosse war aber keineswegs die des Romans, wenn sie auch mit Ausnahme meiner Eltern durchweg aus Adligen bestand: benachbarten Herrschaften, den Töchtern des alten Herrn mit ihren Gatten und deren Kindern, seinen Enkeln und Enkelinnen. Indes gehört dies in ein späteres Kapitel, in welchem ich im einzelnen über die Veränderungen, die ich mir im Roman mit dem vorgefundenen Stoff erlaubte, zu berichten haben werde.

So hatte unter anderem die Lage des Schlosses in Wirklichkeit nichts Malerisches, wie denn die rügensche Landschaft keineswegs durchweg reizvoll ist, und die neuvorpommersche nun gar bis auf Ausnahmspunkte jedes Reizes entbehrt. In den Augen wenigstens des verwöhnten Reisenden. Für mich, der ich doch inzwischen recht viel Herrlichstes landschaftlicher Schönheit zu sehen Gelegenheit hatte, ruht noch heute in der Erinnerung auf den pommerschen Gefilden ein ganz eigener Zauber, den nach- und mitempfinden wohl nur kann, wer, wie ich, sein jugendfrisches Gemüt von ihm einspinnen lassen durfte. Damals, wo die tiefe Stille, in der die Landschaft, wohin immer nur der Blick schweifte, wie in einem Gottesfrieden eingebettet

lag, durch kein Geklapper einer ländlichen Dampfmaschine, geschweige denn durch das Rasseln von Eisenbahnzügen, oder das Gefauche von Fabrikschornsteinen je gestört. Die tiefe Stille, die abgrundtief schien, wenn man den Gesang der aufsteigenden Lerche noch vernehmen konnte, nachdem sie längst dem spähenden Blick im Ätherraum verschwunden war, oder man dem Schwirren der Cikaden in dem Korne lauschte, oder dem Rascheln der Ähren, die ein sanfter Wind kaum merklich bewegte. Wie liebte ich diese Kornfelder, die hier, wo der Boden gleich auf vielen Morgen mit derselben Saat bestellt wird, nicht, wie in vielen Gegenden, in bunter Folge mit anderen Ackerstücken wechseln, sondern sich schier endlos breiten, dem Meere gleich, dessen Bewegung sie bei lebhafterer Luftbewegung in rhytmischen Wellen und Wogen nachzuahmen scheinen! Sie und die mit einem primitiven Stangenzaun eingehegten, hier und da am Rande mit einer verkrüppelten Weide bestandenen Koppeln, in denen das Jungvieh so behaglich weidet, und ein paar Füllen die großen Augen neugierig nach dem Wandersmann heben, oder bedächtig an ihn herankommen, der betrachtend am Zaune lehnt, aus seiner Hand einen Büschel Lattichblätter zu nehmen, die er vom Rande des Grabens neben sich gepflückt hat. Des Grabens, in dessen klarem stillen Wasser über den braunen Grund hin die schwarzen Wasserkäfer geschäftig rudern. Nun aus den Kornfeldern und den Koppeln in die Waldungen, die, als Massen, jene umsäumen, als Streifen, sich in sie hineinschieben, zumeist Nadelholz, wenn auch das Laubholz nicht fehlt. Da

hämmert an dem Baumstamm der unermüdliche Specht; hoch von den Wipfeln her ertönt ein einzelner ärgerlicher Schrei: der aufgestörte Falke schwebt über die Lichtung, aus dessen mit dichtem Moosteppich bedeckten Grunde gewaltige Steine ragen. Vor Jahrtausenden hatte man sie über dem Grabe eines Häuptlings schicklich gereiht. Die Ordnung ist keine vollkommene mehr: einige sind offenbar von ihrer ursprünglichen Stelle gerückt; es mögen auch andere fehlen; aber der gewaltige Block zu Häupten liegt sicher da, wo er immer gelegen, nur daß er inzwischen halb in den Boden gesunken ist.

Und kam man dann nach stundenlangem Umherschweifen durch die Felder und Wälder zurück zu dem stattlichen Hof mit seinem gastlichen Herrenhause, den Scheunen und Ställen, deren strohgedeckte Dächer an ihren beiden Giebeln unweigerlich mit Storchnestern geschmückt waren, — auch hier wieder tiefe, von dem Krähen eines Hahns, dem Klappern eines Storches, dem dumpfen Brüllen einer Kuhwöchnerin im Stalle kaum unterbrochene Stille. In die man wiederum geriet, wenn man, nachdem man das stille Haus durchschritten, in den Garten gelangte, wo über den spärlichen Blumenbeeten sich die Schmetterlinge wiegten und in den verwilderten Bosketts die Vögel sangen.

Das war zur Sommerszeit vor der Ernte. Die kam dann, die Idylle schier in ein Drama verwandelnd, besonders an Tagen, wo ein Gewitter hereindrohte und noch hunderte von Fudern, wenn menschenmöglich, vor seinem Ausbruch zu bergen waren. Da zeigte es sich, wie diese scheinbar so

läſſigen Menſchen arbeiten, wie hurtig ſie ſein konnten. Da tropfte jede Stirn von Schweiß, da wurde jede Muskel bis zum äußerſten angeſpannt, der Menſchen und der Tiere, die der letzteren nicht zum mindeſten: in Trab rückten auf dem Felde die vierſpännigen Wagen von Hocke zu Hocke, in Galopp jagten die vollgeladenen über die Stoppeln, die Feldwege dahin, auf den Hof bis an das Scheunenthor, wo ſie von raſtloſen Händen kaum abgeladen waren, als ſchon ein anderer Wagen herangeraſſelt kam und ſo fort bis in die ſinkende Nacht. Wie den Gäulen nach einem ſolchen Tage, der vor Sonnenaufgang angefangen hatte, zu Mute war, weiß ich nicht. Ihre Arbeitsgeſellen, die Menſchen, waren jedenfalls guter Dinge. Das hörte man an dem Singen und Lärmen, welches aus dem Leutehauſe erſchallte, wo heute Dünnbier und Branntwein à discrétion der Konſumenten verzapft und verſchenkt wurden, während in dem Speiſeſaal des Herrenhauſes endlich der Herr und die Inſpektoren ſich zu dem gemeinſamen Mahl eingefunden hatten, und man zu Ehren des Tages noch ein paar Flaſchen Rotſpohn und Champagner mehr als gewöhnlich leerte.

Ich habe ſo das pommerſche Land und das Gewerbe des pommerſchen Landmanns — ich darf wohl ſagen — bis in die geringfügigſten Einzelheiten kennen gelernt und ſchätze dieſen Gewinn, deſſen ſich nicht alle rühmen dürfen, hoch. Höher den, daß ich, wie das Land, ſo auch ſeine Menſchen von Grund aus ſtudieren durfte: von dem Kathenmann und Tagelöhner durch die Skala der Statthalter (Oberknechte), Eleven und Volontäre (ſiehe

Fritz Reuters Triddelfitz), Unter- und Oberinspektoren bis zu den gebietenden Herren hinauf. Ich sage: studieren und meine damit nicht etwa, daß ich mir der Zwecke und Ziele, für die ich diese Kenntnis dereinst verwenden würde, irgend bewußt gewesen wäre, sondern nur, daß ich Augen und Ohren offen hatte in bester objektiv-interesseloser Teilnahme an diesen Menschen. Die wiederum dieser Teilnahme auf mehr als halbem Wege begegneten durch die Offenheit, mit der sie sich gaben, als hätten sie einen unbedingten Freibrief zur Schaustellung ihrer Tugenden so gut wie ihrer Fehler und Laster. Es kamen da seltsame Dinge vor oder doch zur Sprache, von denen ich nicht sagen möchte, daß sie für Auge und Ohr eines Jünglings immer geeignet gewesen wären. Aber trifft er in seinen Klassikern nicht auch auf Stellen, die wahrlich nicht für ihn geschrieben wurden, und die er doch ungestraft liest, so weit er nur sonst ein tüchtiger Mensch ist? Es ist mit dem Leben nicht anders. Und wessen Aufgabe es dermaleinst sein wird, das Leben zu schildern in seinen Höhen und Tiefen, muß noch dem Schicksal dankbar sein, wenn es ihm gewisse Regionen erschloß, ohne daß er den Eingang mit einer Schuld zu bezahlen brauchte. Ja, scheint es mir doch jetzt in der Erinnerung fast, als hätten die Menschen meinen künftigen Beruf geahnt und mir daraufhin ein Vertrauen kreditiert, auf das ich weder Anspruch machte, noch meinen Jahren nach machen konnte, ja, das diese einfach zu verbieten schienen. Ich spreche hier nicht nur von den Männern, mit denen ich pokulierte und auf die Jagd ging, sondern auch von den Frauen, denen ich

mich als guter Gesellschafter empfehlen, und indem ich das Gespräch gern auf höhere Dinge brachte, die Sehnsucht nach einer Welt erwecken mochte, die freilich sehr weit aus der Sphäre ihres Alltagslebens lag. Doch über solche Bekenntnisse, so interessant und merkwürdig sie teilweise waren, Schweigen zu beobachten, ist Pflicht. Ebenso wie ich nur still gedenken will der holden Stunden, die der Jüngling in traulichem Verkehr mit manchem schönen Mädchen verbringen durfte, und deren süße Geheimnisse zu enthüllen nur das souveräne Vorrecht des Verfassers von Wahrheit und Dichtung war.

Ich hätte diese während meiner letzten Schuljahre besonders häufigen Exkursionen auf das Land nicht oder doch nicht mit so vielem Genuß machen können, wäre ich nicht beritten gewesen. Der Vater hielt sich — nicht immer, aber zu Zeiten — neben den beiden Wagenpferden — es waren längst nicht mehr „Koch“ und „Eckert“ — ein Reitpferd. Er hatte das letzte Mal ein junges Tier noch als Füllen gekauft, mit dem er, als er es das erste Mal bestieg, auf dem Pflaster der Vorstadt in einer Weise zu Fall gekommen war, die sehr gefährlich für ihn hätte ablaufen können. Er war ein flotter Reiter, aber er hatte ein gut geschultes Tier unter sich zu haben geglaubt, und es stellte sich jetzt heraus, daß ein Mensch, der sich Reitmeister nannte, das ihm anvertraute gänzlich hatte verwildern lassen. Die Gangarten waren miserabel, es reagierte kaum auf eine Hilfe; dafür scheute es bei der geringfügigsten Veranlassung und hatte dann, nachdem es sich ein paarmal auf den Hinterbeinen herumgedreht, die

entschiedenste Neigung zum Durchgehen. Der Vater wollte es sofort verkaufen. Ich bat um die Erlaubnis, noch einen Versuch machen zu dürfen, die mir nach längerem Zögern gewährt wurde. Der Versuch fiel über allseitiges Erwarten gut aus. Ich setzte das nicht gefahrlose Experiment fort mit Anwendung aller Künste und Pfiffe, die ich von unserm alten Kutscher Friedrich seiner Zeit gelernt hatte. Er war ein guter Lehrer gewesen, der nicht nur, als Husarenunteroffizier weiland, sein Metier aus dem Grunde kannte, sondern auch, als ein Zögling der Waisenhausschule in Halle, in der er es bis zur Tertia gebracht, seinem Schüler in verständiger, faßlicher Weise das Warum? zu erklären verstand. Hatte er doch selbst dem Quintaner, ihm über die Achseln in sein Schreibheft sehend, auseinandergesetzt, daß es nicht „Ottographie" sondern „Orthographie" heiße, da das Wort aus dem Griechischen: ὀρθός (gerade, recht, richtig) und γράφειν (schreiben) zusammengesetzt sei! Jetzt war der brave alte Tertianer, Kavallerist und Kutscher bereits seit Jahren durch des Vaters Vermittelung zu einer kleinen Bahnhofsbeamtenstellung an einer der inzwischen aufgekommenen Eisenbahnen avanciert, und so mußte ich meine Bändigung des ungebärdigen Pferdes ohne seine Beihilfe durchführen. Ich hatte die Freude vollkommenen Gelingens und durfte, da der Vater es nicht wieder besteigen, aber nun auch nicht mehr verkaufen mochte, frei über ein Pferd verfügen, das nichts mehr von seinen einstigen Nücken und Tücken wußte, mit dem ich vielmehr Ehre einlegen konnte und einlegte selbst vor meinen bukolischen Freunden,

die an Roß und Reiter nicht niedrige Ansprüche zu machen pflegten. Besonders bei den Parforcejagden auf Fuchs und Hase, ein Vergnügen, dem ich jetzt nicht mehr das Wort reden möchte, das aber damals noch auf einigen Gütern in vollem Schwange war, und an dem ich — ich will es nur gestehen — so oft es mir geboten wurde, den leidenschaftlichsten Anteil nahm. Auch war es, dank der ungeheuren Schnelligkeit der drei das aufgestoßene Wild verfolgenden Windhunde, weniger grausam, als es dem Leser und gar der Leserin scheinen mag. — Und dann — wie sagte doch der englische Hochstraßenritter, den auf seinem letzten Gange der Geistliche zur Reue über sein sündhaftes Leben mahnte? „Sündhaft? Dummer Kerl! (er brauchte aber ein viel kräftigeres Wort) Sündhaft? Ach nur noch einmal einen Galopp über die grüne Heide!“

Ich zweifle nicht daran, daß die Lehrer meinem Treiben kein schmuckhafteres Beiwort gegeben haben würden, hätten sie es in seinen Einzelheiten gekannt. Hätten sie gewußt, daß ich selbst während der letzten Sommerferien keinen Tag in der Stadt über den Büchern verlebt; noch die Sonnabend-Nachmittage und Sonntage ausgebeutet, die Frühstunde des Montags mich mehr als einmal gefunden hatte, wie ich durch Morgennebel und im Glanz der aufgehenden Sonne den langen Weg in die Stadt und zu den Schulbänken zurückjagte. Auch so mußte der junge

Mensch, der sonst der fleißigsten Schüler einer gewesen war, ihr verwundertes Kopfschütteln über sich ergehen lassen; es blieben selbst ein und das andere Mal wohlverdiente direkte Vorwürfe nicht aus. Auch begreife ich in der That nicht, wie ich den immerhin strengen Anforderungen, welche man bereits damals an die Abiturienten stellte, bei der grenzenlosen Vergeudung meiner Tage, der ich mich in einer so kritischen Periode schuldig machte, hätte genügen können, wären die Nächte nicht gewesen, von denen mir nur wenige Stunden für den Schlaf genügten, und der Rest der Arbeit gewidmet wurde.

Einen aber gab es, den mein Treiben weniger in Verwunderung setzte, als aufrichtig bekümmerte. Dieser eine war mein lieber Freund Adalbert. Wieviel Freiheit er mir auch über das hinaus, was er sich selbst gewährte, von jeher verstattet hatte, dies erschien ihm unverzeihlich. Nicht, als ob er wegen des Examens für mich besorgt gewesen wäre — er wußte, daß ich durchkommen würde. Aber die Vergnügungen, denen ich mit solcher Leidenschaft nachlief, deuchten ihm leer und nichtig, eines Menschen, der sich ein hohes Ziel gesteckt, unwürdig. Was sollte, was konnte ich darauf erwidern? womit mich entschuldigen? Wahrlich nicht damit, daß ich dies alles für meine künftigen Zwecke höchst notwendig brauche; daß ich es durchleben und durchkosten müsse, wollte ich nicht in der Folge um manche Farbe auf meiner Palette ärmer sein. Um dergleichen zu erwidern, hätte mir meine Zukunft wahrlich klarer sein müssen, nicht der wallende Nebel sein dürfen, in den ich heute zaghaft und morgen trotzig blickte. Und

die Entschuldigung, daß er selbst ganz wesentlich der intellektuelle Urheber und Veranlasser meiner Extravaganzen geworden sei, als er mir den letzten Glauben an meinen Dichterberuf raubte und so in meinem Gemüt den Schauder der Leere wachrief, den ich nun, da es die Schularbeiten nicht gethan hätten, auf diese Weise zu betäuben suche, — was würde er mir zur Antwort gegeben haben? Ich glaube sein bleiches Gesicht zu sehen und die schmalen zuckenden Lippen, über welche die mit leicht anstoßender Zunge hervorgestoßenen Worte sprudeln: „Ist es mir besser ergangen? wird es mir besser ergehen, wenn ich wirklich der Dichter bin, für den du mich zu halten scheinst, und ich mich nebenbei selber halte? Glaubst du, diese Schul-Eseleien haben mir Spaß gemacht? ich habe mich nicht von ihnen weg und aus diesem elenden Mauerloch von Stube hinausgesehnt in die Welt, wenn sie, die ich meine, auch freilich anders aussieht, als die, in welcher du deine Tage verzettelst? Und meine Zukunft, wird sie besser, wird sie nicht noch viel schlimmer werden als die Gegenwart? Ich will Medizin studieren. Warum? Weil ich einen starken Zug zu dieser Wissenschaft habe? Talent dafür zu besitzen mir einbilde? Mir schmeichle, ich werde es einmal in ihr zu etwas Großem bringen? Pappenstiele! Nicht so viel kümmere ich mich um die Medizin und die gesamte Naturwissenschaft! Meinetwegen mag das Korn auf den Bäumen wachsen! Und wenn ich sämtliche Herzkammern — der Mensch hat ja wohl zwei, oder sind es sechs? — aus- und inwendig kenne, werde ich noch immer der Meinung sein, daß dies zweizinkige Tier — mit König Lear

zu sprechen — kein Herz hat. Nein, ich studiere Medizin, weil ich für vier Studienjahre gerade so viel habe, um nicht zu verhungern, und dann auf eigenen Füßen stehen, will sagen: in ein jämmerliches Nest von Landstadt kriechen muß, um dort vor Langerweile und Ekel verrückt zu werden." —

Alas, poor Yorik! —

Das Examen war vorüber. Meine schriftlichen Arbeiten mußten genügt haben, oder auch gut gewesen sein: ich wurde in der mündlichen Prüfung kaum mit einer Frage behelligt, außer in der Mathematik. Das war mein schwacher Punkt. Meine schriftliche Ausarbeitung hatte, wie man mich später gar nicht erst zu versichern brauchte, auch nicht einmal den mindesten Anforderungen genügt. Nun mußte es ein ganz ausbündiges Glück wollen, daß ich nach dem allereinzigen Lehrsatz in der höheren Geometrie gefragt wurde, den ich mitsamt seinen komplizierten Beweisen halb mechanisch auswendig gelern thatte, um für den freien mathematischen Vortrag, den jeder Primaner einmal im Quartal halten mußte, eine pièce de résistance zu haben. Viermal hatte ich so zum Gaudium meiner Mitschüler denselben Vortrag gehalten, ohne daß der verehrliche Lehrer und Direktor das Possenspiel gemerkt hätte, oder er würde ihn mich jetzt nicht zum fünftenmale haben halten lassen. Natürlich ging es nach der Schnur zur Verwunderung der Herren Examinatoren, während nur der Ernst der Stunde und die Spannung, die auf jedem lasten mochte, meine Miteraminanden verhinderte, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. So war denn auch diese Scharte glücklich

ausgewetzt, und ich durfte einem ehrenvollen Abgangszeugnis entgegensehen.

Ich war nach Hause gegangen, dort die gute Botschaft mitzuteilen, eilte dann aber sofort zu Adalbert zurück, den ich in voller Vorbereitung zur Abreise traf, die morgen in der Frühe vor sich gehen sollte. Er hatte sich für den kurzen Rest der Schultage, ich weiß nicht welcher Familienverhältnisse wegen, Urlaub erbeten und denselben erhalten. Ich half ihm, seine wenigen Sachen zusammenzulegen; wir versuchten dabei zu scherzen, aber es wollte kein rechter froher Ton aufkommen. Der Abschied konnte nicht allzu sehr auf uns drücken: wir sollten uns ja nach kurzer Frist in Berlin wiedersehen und noch dazu in denselben Hörsälen: hatte doch auch ich mich in letzter Stunde für das Studium der Medizin entschieden!

Nichtsdestoweniger lag die Abschiedsstimmung schwer auf uns. Sagte uns die Ahnung, daß die holden Stunden die wir in diesem Stübchen verlebt, nie, nie wiederkehren könnten? daß die Maienzeit unserer Freundschaft unwiederbringlich vorüber war? daß in der Sommerhitze der Wirklichkeit die phantastischen Wunderbäume, unter denen wir umschichtig Oberon und Puck gespielt, verwelken und vergehen würden? daß fortan das Leben für uns sein würde, was es dem Hochstrebenden immer ist: eitel Mühe und Arbeit — Mühe und Arbeit für ihn, den Guten, Wilden, Edlen, nicht einmal köstlich, da sie ihm nie gewähren sollten, wonach sein heißes Herz zumeist verlangte?

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir immer einsilbiger wurden und zuletzt mit einem kurzen Lebewohl voneinander schieden.

Draußen angelangt, sah ich, mich umwendend, ihn an dem offenen Fenster stehen. Er hatte inzwischen das Lämpchen angezündet; seine schlanke Gestalt hob sich dunkel von dem hellen Hintergrunde. Ich winkte noch einmal mit der Hand; er winkte zurück, wandte sich dann schnell und verschwand von dem Fenster. — Ist es doch fast, als ob wir uns in Hader voneinander getrennt hätten, sprach ich bei mir selbst, indem ich die dämmerige Straße hinabschritt.

Viele Jahre später, bei einem gelegentlichen Besuche meiner Jugend Stadt, kam ich wieder durch diese Straße. In Adalberts Stübchen hatte sich ein Musik-Instrumentenhändler eingenistet: das Fenster hing von oben bis unten voll von Geigen, Flöten und Klarinetten. Ich mußte über die seltsame Ausstaffierung lächeln.

Und dann kamen mir die Thränen in die Augen.

Ich dachte an einen liederreichen Mund, der verstummt war; an eine Harfe, deren goldene Saiten der Wind, von dem niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er geht, so melodisch durchschauert, und dann, wie im Zorn darüber, daß er ihnen nur Klagetöne entlocken konnte, zum Sturm sich steigernd, mitleidslos zerrissen hatte.

Drittes Buch.

Es mag den strebsamen Künstler reizen, eine Landschaft, welche wir uns unter blauem Himmel, beglänzt von Sonnenschein, vorzustellen gewöhnt sind — wie die Rebenufer des Rheins oder die schimmernden Gestade des Genfersees — zur Abwechselung einmal unter schwarzen Gewitterwolken, von grauen Regenschleiern umwallt, zu zeigen — eine bedenkliche Aufgabe wird es immer sein. Vergebens, daß der originelle Mann sich der größten Treue der Schilderung befleißigt; vergebens, daß er den Beweis der Naturwahrheit für jeden einzelnen Zug antreten könnte — wir glauben ihm nicht recht, und wenn wir ihm schon glauben müssen, wissen wir ihm keinen Dank. Die Bilder jener Gegenden stehen einmal anders in unserer Erinnerung — anders und schöner. Mag er mit seinen Trauerfarben hingehen, wo sie zu Hause oder doch das passende Kolorit der Landschaft sind: in öde Hochlande und Gebirge, in unwirtsame Küstenmoore und Heiden — eine junge Schöne wollen wir in luftigen hellen Gewändern und die Natur, wo sie sich den paradiesischen Zug bewahrt hat, im taufrischen Glanz des Schöpfungsmorgens sehen!

Nun aber gilt — mutatis mutandis — für das Menschenleben, was für die Natur gilt. So werde ich es auch niemand verübeln dürfen, wenn er über die Darstellung meiner Studentenjahre den Kopf schüttelt und mich beschuldigt, ihm durch die schwarzen Schatten, die ich heraufbeschwöre, eine sonnenhelle, köstliche Erinnerung getrübt zu haben.

Aber leider steht dem Biographen nicht, wie dem schaffensfrohen Künstler, die Wahl des Sujets und der Behandlung frei; und glücklicherweise habe ich nicht nur von traurigen Dingen zu berichten. Ja, es wird sich zeigen, daß ich an den obligaten Freuden jener Jahre meinen bescheidenen Anteil genommen und einen schier unbescheidenen an solchen, für die ich derselben Quelle verpflichtet bin, aus der ich der Bitternisse übervolles Maß schöpfte. Nur freilich ein Studentenleben, wie es in den behaglichen Weisen der ehrwürdigen Kneiplieder singt und, sobald die Saiten nur berührt werden, in den Herzen der „alten Herren", die einst junge Bursche waren, wiederklingt — ein frisch-froh-freies, durch den Schatten, welchen die Examina vorauswerfen, kaum in den letzten Semestern getrübtes, war das meine nicht, konnte es, wie die Dinge einmal für mich lagen, nicht sein.

Die nachträgliche Überzeugung, daß es nicht anders sein konnte, meine Entwickelung diesen wunderlichen Verlauf nehmen mußte, wenn ich mich in meinem späteren Leben eines und des anderen Erfolges erfreuen sollte, läßt mich jetzt mit aller Ruhe und hoffentlich guter Laune von einer Zeit ausführlich sprechen, deren bloße Erinnerung mir in früheren Jahren das Herz beklemmte und den Mund verschloß.

Sie wird auch, schmeichele ich mir, wenn es mir gelingt, sie in dem Leser zu erwecken, ihn mit dem Wesen eines Jünglings wenn nicht befreunden, so doch einigermaßeu aussöhnen, in dessen Charakter sich scheinbar völlig unvereinbare Züge in unbehaglicher Nähe beisammenfinden: Leichtlebigkeit, die bis zum Leichtsinn geht, neben Schwerlebigkeit, die in Pedanterie ausartet; Wagemut neben Zaghaftigkeit; Hang zum behaglichen, ziellosen Schlendern neben energischem, zielvollem Fleiß; bis zur Stumpfheit stoische Gleichgültigkeit gegen weltliche Vorteile, ja gegen den einfachen guten Ruf neben brennendem, ja verzehrendem Ehrgeiz; Weltlust neben mönchischer Entsagung; Zweifelsucht an seinen Fähigkeiten, an seinem Schaffen neben einer Lebensführung, die nur aus dem unausrottbaren Glauben an die eigene Kraft hervorgehen kann, nur in diesem Glauben Erfolg und mit dem Erfolge ihre Entschuldigung und Rechtfertigung hat. Da wäre denn also ein gut Teil jener Widersprüche beisammen, welche die Signatur jener bedenklichen Naturen sind, deren Typ künstlerisch zu fixieren der Mann versuchen sollte, und zu denen man ihn vermutlich gerechnet haben würde, hätte er das Unglück gehabt, zu sterben, bevor er bewiesen, daß ihn die gütige Natur denn doch aus einem anderen Stoffe geschaffen. Freilich wäre ohne ihn der Begriff jener Naturen wohl kaum zu der scharfen Ausprägung gelangt, der er sich jetzt, glaube ich, in dem Bewußtsein der Gebildeten erfreut; und so die Frage, ob man ihn zu jenem Geschlecht gerechnet haben würde, eine Doktorfrage. Man hätte eben gar nicht mit ihm gerechnet und ihn einfach in

das gemeinsame Grab jener Unglücklichen geworfen, die aus dem Schienenwege des Herkommens entgleist und darüber zu Grunde gegangen sind.

Nachdem ich nun so — dem vorsichtigen Arzte gleich, welcher den Fall auf alle Eventualitäten hin lieber etwas gefährlicher schildert, als er vielleicht in Wirklichkeit ist — den Leser auf Schlimmes und Bedenkliches vorbereitet, wird er sich kaum noch wundern, wenn der angehende Student bereits auf dem Wege nach Berlin anfängt, darüber zu grübeln, ob er nicht besser thue, anstatt im nächsten Frühjahr, gleich jetzt im Herbst nach Bonn zu gehen und das Studium der Medizin, zu welchem er sich auf seinem Abgangszeugnisse bekannt, mit dem der Jurisprudenz zu vertauschen.

Vielleicht wäre er auf solche Spekulationen nicht alsbald verfallen, wenn ein Eisenbahnzug ihn, wie es jetzt geschehen würde, in sechs Stunden an den Ort seiner Bestimmung und etwa schon der nächste Tag vor die Immatrikulationskommission geführt hätte. Aber so schnell lebte man damals (im Jahre 1847) nicht. Damals brauchte man, um die dreißig Meilen von Stralsund nach Berlin zurückzulegen, noch beinahe 24 Stunden, denn erst nach guten zwei Drittel des Weges — in Passow — erreichte der durchrüttelte Postpassagier die Stettiner Bahn, die er dann für den Rest seiner Reise benutzen mochte. So hatte ich vorläufig einmal die ganze Frühherbstnacht — ich schloß kaum ein und das andere Mal zu kurzem Schlummer die Augen —, um über das heikle Thema nachzudenken, wenn man die verworrenen Vorstellungen und schweifenden Phan-

tasien eines weltfremden Jünglings so nennen will. Hatte er doch, seitdem er als kleiner Knabe unter dem Schutze der Eltern im Dämmerschein des erwachenden Bewußtseins eben diese Straße gezogen, kaum das Weichbild der Stadt seiner Jugend verlassen! nie eine Eisenbahn, nie eine Gasflamme gesehen! Lag doch vor ihm die große Welt, in die er jetzt hinaus sollte, — ein ungeheures, geheimnisvolles, verschlossenes Buch, welches er nun mit der eigenen unerfahrenen Hand öffnen sollte, sich die seltsamen Zeichen selbst zu deuten, so gut es ging.

Denn daß ich — mochte ich auch vorläufig der äußeren Stütze nicht entraten können — in allem, was das innere Leben betraf, fürder auf mich selbst würde angewiesen und für den guten oder schlimmen Ausgang mir selbst verantwortlich sein — diese Überzeugung stand schon damals in mir fest. Ja, ich muß sagen, es war das einzige, was bei mir fest stand, und der Grundton, der durch alle die wunderlichen und verschwommenen Zukunftsmelodien hindurchklang, mit welchen sich meine wache Seele die leeren Stunden füllte, während ich schweigsam in die Ecke des Kabrioletts gelehnt saß, und die Gäule unabläßig „das Joch um die Nacken schüttelten".

Ich habe im vorigen Abschnitt erwähnt, daß ich mich im letzten Augenblicke zum Studium der Medizin entschlossen hatte, wenn man den Ausfall eines Ratespiels so nennen will, oder die halb mechanische Gefolgschaft, die ein Unentschlossener dem entschlossenen Gefährten leistet. Ich muß hier nachträglich ein Moment erwähnen, das denn doch ungefähr für eine gewisse innere Hinneigung zu dem erwählten ärzt-

lichen Beruf genommen werden konnte und von den Meinigen und auch von mir — in Ermangelung eines besseren und zwingenderen — so genommen worden war.

Es war nämlich eine Eigentümlichkeit des Knaben gewesen, daß er gegebenen Falles seine Spiele verließ, oder sich des Schlafes erwehrte, um Stunde für Stunde am Bett eines Kranken, mit ihm plaudernd, seinen Schlummer bewachend, still zu sitzen oder, leise kommend und gehend, kleine Wärterdienste mit Anstelligkeit und Umsicht zu verrichten. Ich hatte dafür von meinen dankbaren Pfleglingen reiches Lob vielfach geerntet und auch wohl ein und das andere Mal zu hören bekommen, daß ich zum Arzt geboren sei. Seltsamerweise hatte diese samariterhafte Neigung mit der Zeit an Stärke wesentlich verloren. Wenn sie sonst sich willig entfaltet selbst da, wo gleichgültigeren Menschen gegenüber das Herz kaum hatte mitsprechen können, zeigte sie sich jetzt in voller Kraft nur noch, wenn es galt, der geliebten Mutter, die oft tagelang an das Bett gefesselt war, ihre Leiden möglichst zu erleichtern. Nichtsdestoweniger hatte diese Reminiscenz aus den unschuldsvollen Tagen, wo die Quelle des Mitleids, von jedem egoistischen Beisatz ungetrübt, voll aus der reinen Kinderseele floß, zu der Entscheidung mithelfen müssen, bis mir jetzt in dem Augenblicke, wo ich Verwandte und Freunde verließ, um in der Fremde unter fremden Menschen zu leben, die einen Anspruch auf meine Sympathie schwerlich machen würden, einfiel, wie eine so verblaßte Velleität denn doch ein recht schwankender Grund sei, auf ihr die Zukunft meines Lebens zu bauen.

Zu diesem Bedenken gesellte sich ein zweites. Ich hatte immer von der Würde der medizinischen Wissenschaft die höchste Meinung gehabt, die Erlangung derselben für sehr schwierig gehalten und mir ihre Ausübung als unendlich mühsam und verantwortlich vorgestellt. Und nun kam mir plötzlich eine Erinnerung, welche mir diese Verantwortlichkeit in einem wahrhaft furchtbaren Lichte zeigte.

Ich mochte ungefähr zehn Jahre gezählt haben, als, wie ich seiner Zeit erwähnt, der zweite meiner drei älteren Brüder nach kurzer Krankheit an einer Unterleibsentzündung starb. Die beiden Ärzte, welche ihn behandelt, hatten gebeten, die Sektion vornehmen zu dürfen; ich befand mich in dem Zimmer bei den Eltern, als jene eben zurückkamen, Bericht zu erstatten. Meine spähenden Blicke hatten sich sofort auf die Gesichter der Eintretenden geheftet und da einen schwer definierbaren Ausdruck der Befangenheit und Bestürzung gefunden. Indem ich das Zimmer verließ, hatte ich eben noch die Worte vernommen: die kranke Stelle sei sehr klein gewesen, in der That so klein, daß man kaum begreifen könne, wie sie nun schließlich doch den Tod herbeigeführt habe.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich die Mienen der würdigen Männer und ebenso die angeführten Worte gänzlich falsch aufgefaßt hatte; aber ich hatte sie doch einmal so aufgefaßt, und nun stand jene Scene, an die ich, glaube ich, nicht ein einzigesmal zurückgedacht, vor meiner Seele, als hätte ich sie gestern erst erlebt.

Das ging ja gewiß ganz natürlich zu und war die einfache Folge einer lebhaften Ideenassociation.

Auf mich aber wirkte die Erinnerung, die wie durch ein Wunder heraufgezaubert schien, mit der Macht einer Prophetenstimme, welche mich vor dem Studium einer Wissenschaft warnte, bei deren Ausübung man in so fürchterliche Lagen kommen konnte; und die — das war eine zweite, sich sofort anschließende Erwägung — wenn man sie ernsthaft nahm, wie ich es doch sicher gethan hätte, mich zu einem definitiven Verzicht auf das poetische Paradies gezwungen haben würde.

Wie wäre es denn mit der Juristerei? Wenn ich mich Knall und Fall zu ihrem Studium entschloß, — einen Widerspruch seitens des Vaters hatte ich nicht zu fürchten. Im Gegenteil! Führte es doch auf geradem Wege in den Hafen des Beamtentums, der ihm einzig und allein Sicherheit und Schutz gegen die Stürme des Lebens zu gewähren schien! Hatte er doch diesen Punkt wiederholt mit Nachdruck hervorgehoben und zum Gegensatz auf die prekäre Lage hingedeutet, in welcher sich der vermögenslose Arzt befinde, wenn Krankheit ihn dauernd an der Ausübung seines Berufes verhindere!

Das Beamtentum also, das Beamtenleben! Ich kannte es ja, glaubte es wenigstens zu kennen und zu wissen, daß da von aufreibender Arbeit, von wirklicher Mühsal eigentlich nicht die Rede sei, oder doch nur so weit, als der Betreffende sie sich selber aufbürde. Ohne Not, in übertriebenem Diensteifer, den ihm niemand dankte, der vielleicht selbst den Vorgesetzten — den Untergebenen sicher — unbequem war. Hatte ich nicht in dem Kreise der Freunde meines Vaters in diskreter Weise über die Pedan-

terie eines gewissen Kollegen scherzen hören, der freilich mit seiner kleinen, dürren, beweglichen Gestalt, dem mageren, gelblichen, verkniffenen Gesichtchen ganz und gar nicht den robusten Männern glich, die da bei der Flasche saßen? Man brauchte ja eben kein „Aktenwurm“ zu werden! brauchte ja nur die vielen Stunden, auf welche das Amt durchaus keinen Anspruch machte, für seine poetischen Zwecke zu verwenden und hatte, wessen man bedurfte!

Das waren ja recht schiefe, halt- und grundlose Betrachtungen und Erwägungen. Aber der freundliche Leser wird nicht vergessen, daß er es mit einem unerfahrenen jungen Menschen zu thun hat, dem die absolut neue Situation, in welche er sich versetzt sieht, die ganze Welt in einem neuen Anblicke zeigt, sodaß ihm in der dunklen Kabriolettecke zu Mute ist, als ob es ihm wie Schuppen von den Augen falle.

Nur eines war bedenklich: was würde der Freund dazu sagen? Ohne eine fürchterliche Strafpredigt über meine Flatterhaftigkeit ging es sicher nicht ab. Indessen es war zweifelhaft, ob ich ihn bereits jetzt in Berlin finden würde, und so entrann ich vielleicht dem strengen Gericht. Wir hatten uns, seitdem wir uns an dem Abend des Examentages in so sonderbarer Stimmung getrennt, nicht geschrieben; den Schleier, der da zwischen uns niederzusinken schien, hatte das Schweigen nur verdichtet. Fühlten wir, daß es besser für uns beide sei, wenn wir uns auf einige Zeit trennten? Dann war mein Plan, wenn er zur Ausführung kam, sogar noch im Interesse unserer Freundschaft!

Es war mittlerweile Morgen geworden, ein schöner, frischer, energischer Herbstmorgen, wie geschaffen zur Ausführung von Entschlüssen, welche die Nacht ausgebrütet. Der Postwagen hielt an irgend einer Station. Die Passagiere stiegen aus. Ich ließ mir von dem Wirt einen Bogen Papier geben und schrieb an seinem Stehpulte — zur Unterlage diente mir das aufgeschlagene Wirtschaftsbuch —, während die Kaffeetassen klapperten und eine lärmende Unterhaltung um mich her geführt wurde, meiner Mutter, welche Gedanken und Entschließungen mir die Nacht gebracht, und bat sie, die, wie ich annahm, nicht eben schwierige Vermittelung der Angelegenheit bei dem Vater übernehmen zu wollen. Der Postillon blies. Die Passagiere beeilten sich, mit ihrem Frühstück fertig zu werden. Ich hatte meinen Brief beendet, dessen prompte Besorgung ich dem Wirt auf die Seele band. Die Sache sei von der äußersten Wichtigkeit!

War sie es denn nicht für mich? Ich habe mir vorgenommen, in diesen Aufzeichnungen von Wenn und Aber den möglich bescheidenen Gebrauch zu machen. Hier kann ich doch die Frage nicht unterdrücken, was wohl geschehen wäre, wenn der Vater die erbetene Erlaubnis verweigert und ich so, wie ich es ja zweifellos gethan, das Studium der Medizin begonnen hätte. Ich bin überzeugt, eine Wissenschaft, die jede Kraft der Seele zu so energischer Thätigkeit aufruft, würde mich so bald nicht wieder losgelassen haben; und hätte ich mich auch, wie ich annehme, für immer nicht von meinem eigentlichen Berufe abdrängen lassen, die Bahn zum Ziele wäre

unzweifelhaft eine ganz andere geworden. Nun, da ich den Schleier der Göttin nie berührt, geschweige denn zu heben mich unterfangen, habe ich meine tiefe Ehrfurcht vor der Unerforschlichen dadurch an den Tag zu legen versucht, daß ich ihren Priestern in meinen Erzählungen stets die würdigsten und liebenswürdigsten Rollen zugeteilt, im Inneren froh, daß ich den trefflichen Männern in ihrer Praxis keine Konkurrenz zu machen brauchte. Und so war es mir beschieden, daß ein in unser Haus gehörendes Wachtelhündchen, dem eine englische Dogge durch einen Biß das linke Vorderbein zweimal gebrochen hatte, und dem ich, ohne von Kleisterverband je ein Wort gehört zu haben, aus Pappe, Kleister und Bindfaden eine Schiene fertigte, in welcher das verletzte Glied, freilich ein wenig krumm, sonst ganz vortrefflich, heilte, mein einziger Patient bleiben sollte.

Fürchte der Leser nicht, daß ich ihn auf jeder folgenden Station meiner Lebensbahn so lange festhalten werde, wie auf dem Wege von Stralsund nach Passow. Es ist im Gegenteil meine Absicht, ihn nur da zu einigem Verweilen aufzufordern, wo ich einen Markstein meines Bildungsganges zu entdecken glaube, sei es, daß sich der verworrene Prozeß an dem Punkte zu einer Entscheidung, die sich formulieren läßt, zusammenfaßte; sei es, daß sich mir Ausblicke in das Leben eröffneten, die den beschränkten Horizont des Wanderers erweiterten; sei es, daß ich auf Personen traf, deren originelle Natur mir eine neue Seite des Menschtums aufdeckte, und die mir dann auch so ziemlich alle früher oder später zu den Gestalten meiner Dichtungen Modell gesessen haben.

So will ich ihn denn gleich bitten, sich den Eindruck auszumalen, welchen die erste Eisenbahnfahrt und der Eintritt in die abendliche, von Gaslichtern illuminierte Hauptstadt auf den jungen Provinzialen machten. Sich auszumalen, wie er, bei einem Bruder, der in einer der belebtesten Straßen wohnte, einquartiert, am nächsten Morgen durch ein ununterbrochenes Getöse aufgeschreckt wurde, welches er in der ersten Verwirrung für den Donner der Brandung auf felfigem Strande hielt, bis er sich überzeugte, daß es nur Wagenrollen sei. Wie ihm bei seinem ersten Ausgang das königliche Schloß ein Gebirge und die Breite der Straßen und Weite der Plätze schier unermeßlich schien. Wie ihm, als er zum ersten Male in die Rotunde des alten Museums trat, der Atem in der Brust stockte; eine Vorstellung des „Faust“ an einem der folgenden Abende ihn derart erschütterte, daß er sich beim Hinausgehen fest auf den Arm des Bruders stützen mußte, weil die Kniee unter ihm zitterten.

Ich beeilte mich umsomehr, von den Sehenswürdigkeiten, deren Fülle ich für unendlich hielt, soviel als möglich abzuschöpfen, da ich mit Bestimmtheit annahm, daß meiner Tage in Berlin nur wenige sein würden. Hatte ich doch — ich glaube wirklich, nur um den Bruch mit meiner Vergangenheit auch durch eine möglich große räumliche Entfernung zu dokumentieren, — darum gebeten, meine Studien anstatt in Berlin in Bonn beginnen zu dürfen. Endlich kam das sehnlich erwartete Antwortschreiben. Es stimmte nicht ganz mit meinen Wünschen, aber doch in der Hauptsache. Der Vater erinnerte daran,

daß er mir von jeher die Wahl meines Berufes freigestellt, und wenn ihn auch die Schnelligkeit, mit welcher der Wechsel meines Entschlusses sich vollzogen habe, überrasche, doch den Entschluß selbst gelten lassen wolle, vorausgesetzt, daß derselbe nicht ein momentaner Einfall, sondern das Resultat ernsten Nachdenkens und wirklicher Überzeugung sei. Ich solle nichts übereilen, alles noch einmal reiflich erwägen, auf alle Fälle aber das Wintersemester, wie beschlossen, in Berlin zubringen. Die Mutter, welche dem Briefe des Vaters ein paar Zeilen hinzugefügt, legte nur auf diesen letzten Punkt Gewicht: es sei ihr ein angenehmer Gedanke, drei ihrer Söhne zu gleicher Zeit an ein und demselben Orte zu wissen.

Die Sache war, daß außer meinem um zwei Jahre älteren Bruder, der bereits seit mehreren Semestern die Bauakademie besuchte und mir jetzt in liebenswürdigster Weise die Honneurs von Berlin machte, auch mein ältester Bruder den Winter hier zubringen mußte, um sich zu seinem Baumeisterexamen vorzubereiten. Für den Augenblick befand sich derselbe noch in Erfurt als Sektionsingenieur der neuen Thüringischen Eisenbahn, deren Oberleitung in den Händen unseres Pflegebruders lag. Ein Ausflug nach Thüringen vor dem Beginn der Kollegien zum Besuch dieser meiner Verwandten hatte von vornherein auf meinem Programm gestanden, und der Vater forderte mich gütig auf, denselben jedenfalls zur Ausführung zu bringen.

Ich begriff sofort, daß ich mich vorderhand mit dem, was ich erreicht, zufrieden geben müsse.

Auch hatte mir Berlin ausnehmend gefallen. Daß es an grauen Wintertagen ein ganz anderes Bild bieten würde als jetzt, wo der köstlichste Herbstsonnenschein um die Zinnen der Paläste und Kunsttempel flutete, kam mir nicht in den Sinn. Für die aufgeschobene Rheinfahrt mochte die Reise nach Thüringen vorderhand eine Entschädigung bieten.

So sah ich denn, der ich außer den Uferhöhen von Arkona und Stubbenkammer nur die Monotonie des platten Landes kannte, zum erstenmal jenen reizenden Wechsel, mit welchem ein hügeliges Terrain den Reisenden auf's anmutigste überrascht. Ich sah blinkende Flüsse sich durch baumreiche Wiesen schlängeln, graue Ruinen von zackigem Felsgestein aufragen, und — Wunder der Wunder! — wirkliche Berge — jene lieben blauen Thüringer Berge, nach denen es mich seitdem immerdar sehnsuchtsvoll zieht, wie Odysseus sich sehnte, den Rauch aufsteigen zu sehen vom lieben Lande der Heimat.

In der That ist mir Thüringen eine zweite Heimat geworden. Nächst Neuvorpommern und Rügen ist mir keine Gegend unseres Vaterlandes so vertraut und so verständlich. Thüringen ist es mir bis zu dem Grade, daß ich, wenn es sich so schickte, unbedenklich Episoden meiner Geschichten dorthin verlegte, wie den Anfang der zweiten Abteilung der „Problematischen Naturen" und den ersten Teil von „In Reih' und Glied". Ja, was für mich bedeutet, daß ich dort wirklich poetischen Heimatboden berühre: es sind mir aus ihm unmittelbar eine Reihe von Geschichten erwachsen, die nirgend anderswo hätten entstehen können: „Allzeit voran", „Röschen vom Hofe",

„Hans und Grete“, „Der Vergnügungskommissar“, „Die schönen Amerikanerinnen“, „Die Dorfkokette“.

Nun geht es uns ja mit Gegenden unzweifelhaft wie mit Menschen, von denen uns diese von vornherein sympathisch oder antipathisch sind, jene ein für allemal gleichgültig bleiben, andere wieder bei längerer Bekanntschaft sich wenigstens unsere Achtung erwerben, und noch andere — unter Tausenden auserwählte — unsere Liebe im Sturm erobern.

Thüringen sehen und lieben, war für mich eins. Aber so ist es mir auch unter anderem mit Capri ergangen, und doch würde ich mich schwerlich jemals dazu entschließen, seine Felsenufer und Paradiesgärten zum Schauplatz auch nur der kleinsten Novelle zu machen. Wie ich stets mit größter Zaghaftigkeit an die Schilderung von Charakteren gehe, die ich in Wirklichkeit zu studieren keine ausreichende Gelegenheit hatte, so fühle ich mich kindisch unsicher auf jedem Terrain, das ich nur als Reisender — wenn auch ein noch so aufmerksamer, fleißiger Reisender — kennen gelernt habe. Es ist das eben kein Kennenlernen, wie ich es für meine poetischen Zwecke brauche. Soll meine Phantasie mit sicherer Kraft schaffen, muß sie vorher aus der Fülle des thatsächlich Beobachteten reichlich haben schöpfen können. Bevor ich den Herbst durch die entblätterten Äste der Bäume sausen lasse, mußte ich oft und oft in ihrem Sommerschatten geruht haben; und nur über einen Strand, in dessen glatten, sonnebeschienenen Sand ich unzähligemal die Spur meiner Füße drückte, kann ich der Sturmflut auf ihrem Vernichtungswege folgen.

So muß ich es denn als eine besonders günstige Fügung meines Schicksals betrachten, daß der bezaubernde Eindruck, den das anmutige Land auf das Herz des Achtzehnjährigen bei dem ersten Erblicken machte, durch persönliche intimste Beziehungen, die mich wieder und immer wieder dorthin führten, oft monatelang festhielten, andauernd genährt wurde und nun längst zu einem schönen, innigen, beglückenden Verhältnis, wenn ich so sagen darf, abgeklärt ist.

Den Mittelpunkt jener persönlichen Beziehungen bildete für damals und noch auf lange Jahre hinaus das Haus meines bereits mehrfach erwähnten Pflegebruders, dessen teures Bild ich hier in den Umrissen hinzeichnen muß, da er einer der nicht allzu großen Zahl wahrhaft typischer Menschen ist, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind.

Damals stand er in seinem blühendsten Alter und erschien mir, der ich ihn lange nicht gesehen und nun mit den verständigeren Augen des Jünglings betrachtete, als das Ideal eines Mannes. Schönen, bartumrahmten, ernst-freundlichen Gesichtes, unter dessen kräftiger Stirn die großen blauen Augen leuchteten; hoch und schlank gewachsen, von gewölbter Brust und breiten Schultern; das klassisch edle, mit dunklem lockigen Haar reich bedeckte Haupt immer stolz erhoben, bot er, alles in allem, den Typ dessen, was man mit der Bezeichnung ritterlich vielleicht am besten charakterisiert. Diesem prächtigen Äußeren entsprach das Innere völlig: ein Mensch ohne Furcht und — im tieferen moralischen Sinne — ohne Tadel. Großmütig, nie jemand wissentlich kränkend und

doch allzeit bereit, eine Kränkung, die ihm angethan war, zu vergeben; gegen höher Gestellte voll stolzer Höflichkeit, gegen Untergebene die Leutseligkeit selbst; von völliger Uneigennützigkeit, immer nur der Sache lebend; alles Gemeine, soweit es ihm überhaupt verständlich war, weit von sich weisend; von unbeugsamer Willenskraft; mit freiem, klarem Blick für große Verhältnisse, stets sich mit weit ausgreifenden Plänen tragend, deren Ausführung im einzelnen er neidlos subalternen Naturen überließ: ein geborener Herrscher, Städteerbauer und Schlachtenlenker.

So gebietend und kommandierend, wenn auch ohne Scepter oder Marschallsstab, fand ich ihn nun als Oberingenieur der Thüringischen Eisenbahn, deren Schienenweg eben bis nach Eisenach fertig geworden war, während es noch überall auf den Bahnhöfen zu schaffen und zu bauen gab, und die weitere Strecke gen Westen nach Gerstungen eben in Angriff genommen wurde.

Da nun entwickelte sich vor den Blicken des Staunenden die großartigste Thätigkeit. Ich sah, wie man auf Feldern, von denen eben die Ernte eingebracht war, auf Wiesen, auf denen noch das Vieh weidete, die ersten Spatenstiche that und die ersten Karren umstülpte. Ich sah an anderen Orten die Arbeit bereits weit vorgeschritten: mächtige Einschnitte, die man durch die Hügelwellen schachtete; Tunnel, welche man durch die Felsen sprengte; Futtermauern, die man an den Ufern schnellfließender Flüsse zog; Brückenpfeiler, die man in rauschende Bergwasser senkte. Dann wieder ging es in die Maschinenwerkstätten, wo die hohen Feuer flammten,

Blasebälge brausten, Hammerschläge dröhnten, Funken sprühten, Feilen kreischten, Räder schnurrten und summten — wo das Gewimmel rußiger, halbnackter Arbeiter sich in mannigfaltigen, köstlichen Bildern gruppierte, die sich mir so tief einprägten, daß ich sie, als ich zwanzig Jahre später „Hammer und Amboß“ schrieb, kaum wieder durch den Besuch der Borsigschen Werke in der Erinnerung aufzufrischen und zu vervollständigen brauchte. Auch sah ich dies gewaltige Treiben nicht bloß mit dem Auge des Malers, das sich nur an Gestalten und Farben sättigen will. Aus den Gesprächen des Oberingenieurs mit seinen Beamten, aus den sachkundigen Antworten auf direkte Fragen, die ich selbst zu stellen nicht müde wurde, eröffnete sich mir ein Blick in das innere Getriebe dieser ungeheuren Arbeit. Ich faßte die Erklärungen und Belehrungen um so leichter, als ich nicht ohne alle Vorbereitung herantrat. War es doch im Grunde dieselbe Thätigkeit, in der ich den Vater von meiner frühesten Jugend auf beschäftigt gesehen, nur daß, was mir bis dahin, in den kleineren Verhältnissen, als Idylle erschienen, sich hier in mächtiger epischer Breite entfaltete oder in gewaltiger dramatischer Spannung konzentrierte.

Auch sonst wurde ich, indem ich das Wesen meines Pflegebruders beobachtete, vielfach an den Vater erinnert, als dessen Schüler sich jener bei jeder Gelegenheit dankbar und freudig bekannte. Beide waren sie die echten Typen der preußischen Beamten alten Schlages: goldrein in ihrer Gesinnung, pflichttreu bis zum letzten Atemzuge, unempfindlich gegen die Lockungen eines persönlichen Vorteils und vor allem

königstreu vom Wirbel bis zur Sohle. Aber wie der einstige Schüler auf einem soviel größeren Felde alle diese Tugenden freier entfalten konnte, ja, in seiner viel exponierteren Stellung als technischer Direktor einer Aktiengesellschaft manchen Versuchungen gegenüber, die an ihn herantraten, entfalten mußte, so war er auch geistig mit seinen größeren Zwecken über den Lehrer hinausgewachsen. Die Verhältnisse der großen Welt lagen viel klarer vor seinen Blicken: er war ein eifriger, ja leidenschaftlicher Politiker. Wenn der Vater, ohne etwas zu vermissen, wochenlang ohne Zeitungen hätte leben können, erwies sich dieser als ein gewaltiger Zeitungsleser, immer auf dem Laufenden oder vielmehr in seinen Gedanken und Wünschen dem Laufenden weit voraus. Die Einheit Deutschlands mit Preußen als der leitenden Macht war ein Postulat, das er frank und frei hinstellte zu einer Zeit, da der Nationalverein noch in weitem Felde lag, und er nach Gesinnungsgenossen lange suchen mochte, ohne sie zu finden. An diesem seinem Ideal hat er festgehalten durch alle Wirrnisse der Zeit, durch Revolution und Reaktion, durch ein Menschenalter des Kampfes bis zum endlichen Sieg, den niemand freudiger begrüßte, freudiger zu begrüßen das Recht hatte, als dieser im tiefsten, schönsten Sinne patriotische Mann.

Dabei war es charakteristisch für ihn, daß er — ich möchte sagen: auf rein induktivem Wege zu seinem Ideale gekommen war. Er, dem die Aufgabe geworden, eine mächtige Schienenstraße durch ein halbes Dutzend kleiner Staaten zu ziehen, und der hier und da und überall auf Hindernisse stieß, auf Tritt und

Schritt mit dem Lokalpatriotismus und der Kirchturmpolitik in Kampf geriet — er hätte mit starker Faust dreinfahren mögen und den mittelalterlichen Plunder aus dem Wege räumen, den seine Eisenbahnzüge frei mußten laufen können, sollte das stockende Blut wieder munter durch die Adern des großen Staatskörpers cirkulieren, sollten die erstarrten Glieder sich wieder regen, sollte Deutschland wieder ehrenvoll und mächtig dastehen im Rate der Nationen. Er wußte, daß er im eigentlichsten Sinne des Wortes an dieser Zukunft baute, und indem er so im inneren Herzen spürte, was er mit seiner Hand erschuf, drückte er seinem scheinbar rein praktischen, in den Händen so Vieler völlig banausischen Thun einen idealen Stempel auf.

Es hieße der Wahrheit nicht die gebührende Ehre geben, wollte ich verschweigen, daß ich das Bild des trefflichen Mannes hier zwar keineswegs verschönert, aber wohl so gezeichnet habe, wie ich es jetzt sehe, nicht, wie ich es damals sah. Damals war mir der Sinn nur für das Ritterliche seines Wesens ganz erschlossen; für das patriotisch-politische Pathos, mit dem seine Seele erfüllt war, fehlte mir das rechte Verständnis und mit demselben die rechte Sympathie. Wie hätte ich auch dies Verständnis mitbringen können aus meiner neuvorpommerschen Weltabgeschiedenheit, in deren lautloser Stille die beredten Stimmen der Oppositionsmänner des Vereinigten Landtages, der in jenem Jahre zum erstenmal zusammengetreten war, zu undeutlichem Gemurmel verklangen, wie die hoch heranschäumende Woge auf breitem flachen Strande in kleinen Wellchen verzittert und verrinnt? In Er-

mangelung jeder realen politischen Anschauung bekannte ich mich denn zu jener Freiheit, von der man um Himmelswillen nicht zu sagen wüßte, was man unter derselben versteht oder mit ihr meint, und für deren fehlenden Begriff das Wort Republik nicht immer zur rechten Zeit sich einstellt. Wenigstens konnte mein Mentor schier zornig werden, wenn ich Lob und Preis dem „süßen Engelsbilde" sang, welches seinen Reigen am Sternenzelt führe, solange in der bedrängten Welt Menschen, die mit uns eines Geistes Kinder und von demselben Fleisch und Blut seien, von ihren Fürstenthronen mit den Häuptern in die Wolken ragten und zu ihrer Füße Schemel den Nacken ihrer Mitbrüder machten.

Beging ich nun gelegentlich die Thorheit, dem reisigen politischen Kämpen auf ein Terrain zu folgen, wo mir die Niederlage gewiß war, hütete ich mich doch weislich, sowohl damals wie später, ihn jemals auch nur zu einem freundschaftlichen Besuch jener Regionen einzuladen, in denen ich mich besser, vielmehr einzig und allein zu Hause fühlte. In Sachen der Poesie war der Pflegebruder unseres Vaters Sohn, so ganz, daß auf ihn in dieser Beziehung buchstäblich anzuwenden ist, was ich in einem vorangegangenen Kapitel von dem Vater berichten mußte. Auch in ihm, wie in dem Vater, war ein starkes poetisches Element, das latent blieb, ja, sich geflissentlich verbarg und nur in der naiven Form innigster Freude an den Schönheiten der Natur, herzlichster Teilnahme an dem Wohl und Wehe der Mitmenschen und aller Mitgeschöpfe hervorzutreten wagte. Eine direkte Förderung meiner künstlerisch-poetischen

Interessen durfte ich auch von ihm nicht erwarten. Sollte doch bald die Zeit kommen, wo er die Sorge des Vaters um meine Zukunft in vollem Maße teilte!

Vorläufig war der Horizont nach dieser Seite noch völlig unbewölkt, und ich verlebte in der angedeuteten Weise ein paar glückliche Wochen, durch welche sich heiter gesellige Stunden in dem durch seine Gastfreiheit wohlbekannten Hause wie Blumenketten schlangen. Selbst das Herz des Empfänglichen sollte bei so reicher Nahrung für Geist und Phantasie nicht unberührt bleiben. Glücklicherweise war die Wunde nicht tief, und das Heilmittel, zu welchem der große Meister in solchen Lagen seine Zuflucht nahm, bewährte sich auch bei dem Schüler. Nur daß es dem letzteren nicht verstattet ist, seine Herzenserlebnisse in pragmatischer Ausführlichkeit mitzuteilen, er sich viel mehr mit der Andeutung begnügen muß und dem Hinweis auf die Partien seiner Werke, in welchen er die Wahrheit dichterisch zu verwerten und zu verklären versucht hat. In diesem Falle darf der Hinweis vielleicht noch ein besonderes Interesse beanspruchen, als er dasjenige meiner Produkte trifft, welches sich von den früheren und auch von so manchen folgenden einzig und allein erhalten hat: das Märchen von der Schwalbe nämlich in „Clara Vere". Ich habe es dieser meiner ersten Novelle — d. h. der ersten, welche das Licht der Welt erblickte und nicht im Dunkel meines Schreibpultes verschollen oder im Rauch des Feuers aufgegangen ist — eingefügt, ohne ein Wort daran zu verändern, in jener, glaube ich, richtigen Ansicht, daß man frühere Produkte ent-

weder ganz verwerfen oder ganz so lassen soll, wie sie ursprünglich geschrieben wurden.

Im Vergleich zu der reichen Ausbeute der wundervollen Herbstwochen in Thüringen bietet das Wintersemester von 1847 auf 1848, welches ich nun in Berlin „studierenshalber" verbrachte, sehr wenig. Auch haben die Bilder jener vier oder fünf Monate, durchaus im Gegensatz zu meinen übrigen Reminiscenzen, etwas nebelhaft Ungreifbares, winterlich Graues, wie die Stimmung eines Jünglings, der sich kopfüber in die Zerstreuungen stürzt, welche eine große Stadt dem Neuling in nur allzu reichem Maße bietet, und dadurch sein inneres Unbefriedigtsein zwar momentan betäubt, aber auf die Dauer nur ins Unerträgliche steigert. Denn von harmlosem Genießen war eigentlich bei mir nie die Rede, selbst in Stunden nicht, in denen es doch scheinbar auf nichts anderes abgesehen war. Uberall hin verfolgte mich die Sorge der Verantwortung, welche ich hinsichtlich der Wahl meines Berufes auf mich genommen. So mag einem Vogel zu Mute sein, der sich sein Nest bauen will und ruhelos von Zweig zu Zweig hüpft, es bald mit dieser Stelle versuchend, bald mit jener, bis er endlich die rechte gefunden. Das gewöhnliche Studententreiben blieb mir gänzlich fern und fremd; nur in den Hallen der Universität, in den Auditorien sah ich die „Kommilitonen"; mein Umgang bestand durchweg aus jungen Männern, die sämtlich mehrere Jahre älter waren als ich. Ich war in diesen Kreis, der

aus Medizinern, Juristen, Philologen, Architekten, Künstlern bunt genug gemischt war, durch jenen Bruder eingeführt, der mich bereits in den ersten Tagen meines Berliner Aufenthalts gastlich aufgenommen hatte und mir nun auch die Freunde gönnte, welche den immer Heiteren, Sicherstelligen, sich des Lebens und seines Berufes, für den er sich geboren wußte, offenen Sinnes Freuenden nach Gebühr schätzten und liebten. Auch der älteste Bruder war mittlerweile eingetroffen, doch mischte er sich, von seinen Examenarbeiten völlig in Anspruch genommen, seltener in den Zirkel, an dessen behaglicher Fröhlichkeit ich, der weitaus Jüngste, sicher den wenigst herzlichen Anteil nahm. Brachten sie alle doch zu den abendlichen Zusammenkünften, die sich oft genug bis tief in die Nacht ausdehnten, das gute Bewußtsein mit, sich durch angestrengte Tagesarbeit die Erholung mehr oder weniger redlich verdient zu haben: ich hatte kein so ruhiges Gewissen. Nicht als ob ich absolut müßig gewesen wäre! Ich besuchte die Kollegia ungefähr so eifrig, wie das die ernsthafteren Studenten der Jurisprudenz in den ersten Semestern zu thun pflegen, und trieb außerdem meine „Allotria“: erschreckte meine Wirte, ehrsame Schneidersleute, von deren ehelichem Schlafgemach mich nur eine dünne Wand trennte, durch lautes nächtliches Deklamieren; las viel; übersetzte ein wenig, dichtete noch weniger; versuchte mich im philosophischen Spekulieren, zu welchem mich das Naturrecht, das ich bei Heidemann hörte, und Trendelenburgs logische Untersuchungen, die ich für mich studierte, angeregt: aber es waren das alles nur Ansätze ohne Folge; Versuche,

denen der Zusammenhang fehlte. Ich hatte das Bewußtsein davon und litt unter diesem Bewußtsein mehr, weit mehr, als irgend verständig und gerechtfertigt war. Die neuen Freunde, denen meine Unzufriedenheit nicht unbemerkt blieb, nahmen mein seltsames Wesen für den Ausdruck jener hypochondrischen Laune, in der sich ein wenig frühreife Jünglinge so wohl gefallen. Einer derselben, ein Jugendbekannter von Stralsund her, der Sohn unseres dortigen Präsidenten, F. v. S., ebenfalls Jurist — ich glaube, bereits Auskultator — und ein überaus klarer, staatsmännisch angelegter Kopf, suchte mich gelegentlich in einsichtsvoller Weise zu trösten. Du befindest dich in der Phase, meinte er, die wir alle durchgemacht haben. Die Elemente unseres Studiums sind nun einmal staubtrocken, aber das ist auch bei den anderen Studien der Fall. Man muß das hinnehmen, ohne sich darüber weiter den Kopf zu zerbrechen oder sich den Sinn zu beschweren Der Appetit kommt beim Essen; und glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Mahlzeit mit jedem Gange schmackhafter wird. — Das war ja nun gewiß völlig richtig unter der Voraussetzung, es werde der, an welchen diese tröstliche Ermahnung gerichtet wurde, bei dem Studium ausharren. Leider aber traf gerade die Voraussetzung bei mir nicht zu: ich trug mich bereits mit dem Gedanken, den kaum betretenen Pfad wieder zu verlassen und einen anderen einzuschlagen, der denn doch wenigstens nicht in gerade entgegengesetzter Richtung von dem Ziele lief, das ich freilich nicht mehr zu erreichen hoffte, von dem ich mich doch aber auch nicht ins Unendliche ent-

fernen wollte, wie die leidige Juristerei es zu verlangen schien.

Hier nun bot sich die Philologie als bequemer Mittelweg wie von selbst dar; selbstverständlich die klassische, denn daß es noch eine andere gebe, davon hatte ich zu jener Zeit kaum eine Ahnung. War doch der englischen Sprache an unserem Gymnasium kein schmalster Zugang eröffnet gewesen; und auch die französische fristete ein klägliches, durch die stümperhafte Lektüre von Chrestomathien mühsam genährtes Dasein, während Zeit und Mühe dem Lateinischen und Griechischen unbestritten gehörten, ohne daß freilich mit der verschwenderischen Aussaat die dürftige Ernte in irgend welchem rationellen Verhältnis gestanden hätte. Auch ich bemerkte schier zu meinem Erstaunen die weiten Lacunen meiner Kenntnisse, als ich jetzt — in Ermangelung von etwas reizvollem Neuen — die alten Bekannten von der Schule wieder aufsuchte; aber hier mochte methodischer Fleiß das leichtsinnig Versäumte unschwer nachholen. Und wenn man daran verzweifelt, ein Ganzes zu werden, bleibt einem ja nichts, als an ein Ganzes sich anzuschließen! Vielleicht war die Verzweiflung ungerechtfertigt; vielleicht sammelten sich doch in aller Stille die sickernden Wasser und brachen irgendwo und irgendwann als frischsprudelnder Quell aus den Hängen des Parnaß, deren klassische Anlagen der bescheidene Gärtner durch eifriges Jäten und Gießen vor der Verwilderung und dem Vertrocknen zu bewahren suchte!

Daß dies kein bloßes Wahnbild sei, dafür schien mir die liebenswürdige Gestalt eines meiner neuen

Freunde zu bürgen, der, klassischer Philolog von Fach, ich glaube, bereits sein Staatsexamen gemacht hatte, jedenfalls in diesem Augenblicke als Lehrer an irgend einer Berliner Schule wirkte und seine freie Zeit der Poesie widmete, zu der ihn unwiderstehliche Neigung trieb und ein vielversprechendes Talent, das er später durch eine lange Reihe vortrefflicher Erzählungen auf das schönste bewährte. Ludwig Ziemssen — sein Name wird uns noch öfter auf diesen Blättern begegnen — war der eigentliche Vertreter der Poesie in unserem Kreise. Ich für mein Teil konnte in dieser Zeit wenig bieten und traute mich, meiner trüben Erfahrungen eingedenk, mit dem Wenigen kaum hervor, selbst in dem poetischen Kränzchen nicht, welches der Freund gegründet hatte oder vielmehr gründen wollte, denn es kam aus Mangel an geeigneten Kräften über die ersten Anfänge nicht hinaus.

Nun würde ich an dem ebenso einsichtsvollen wie gütigen Freunde gewiß den treuesten Berater in meinen Zweifeln und Nöten gefunden haben, aber es fehlte mir der Mut, mich ihm zu entdecken. Was mich schreckte, war weniger der geringe Abstand der Jahre als der gewaltige Vorsprung, den er an Wissen und Können vor mir voraus hatte. Wie hätte ich es wagen dürfen, mich so unbedingt vertraulich einem Manne zu nahen, der, wenn er auch noch nicht als Autor öffentlich aufgetreten war, so doch mit Schriftstellern, wirklichen, notorischen Schriftstellern, wie mit seinesgleichen verkehrte? Hatte ich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er bei einem Nachmittagskonzerte in dem damals fashionablen

„Sommerschen Salon“ von uns fort an einen schönen, stattlichen Herrn von aristokratischer Haltung in mittleren Jahren herantrat, der einsam, in unmittelbarer Nähe des Orchesters, an einem Tischchen saß? wie er nun mit diesem Herrn ein paar Minuten in seiner anmutig feinen Weise plauderte und dann zu uns zurückkam, als wäre nichts geschehen? Der schöne, stattliche Herr war A. v. Sternberg gewesen, — ein Name, der freilich heute recht klanglos geworden ist, damals aber mit vollem Tone an das Ohr des Staunenden schlug. War es doch das erste Mal, daß sich zu einem bekannten Namen, der bis jetzt für mich nicht mehr reale Existenz gehabt hatte als des Mondes Strahl, ein, noch dazu ganz korpulentes, Wesen in Fleisch und Blut gesellte, welches Kaffee schlürfte, sich mit einem Batisttuch die Lippen trocknete und, hintenübergelehnt, mit halbgeschlossenen Augen der Musik lauschte, während die in rehfarbenem Glacé steckende Hand von Zeit zu Zeit mit leise wehenden Bewegungen den Takt andeutete!

Es gab nur einen, mit dem ich über meine Lage offen sprechen mochte trotz der Entfremdung, welche zwischen uns eingetreten war, und an der wir wohl die Schuld zu ziemlich gleichen Teilen trugen.

Adalbert setzte, soweit ich es beurteilen kann, in Berlin das einsame Sonderlingsleben fort, das er auf der Schule geführt hatte. Ich sage: so weit ich es beurteilen kann; denn wir, die wir in Stralsund zuletzt fast unzertrennlich gewesen, kamen nur noch selten zusammen, und wenn es geschah, wollte die alte Freundschaftsflamme nicht mehr hell brennen,

sondern flackerte trüb und unsicher, als könnte sie jeden Augenblick verlöschen. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich neue Freunde gefunden, mit denen ich die Stunden verbrachte, die sonst ihm gehört. Ich hatte ihn nie aufgefordert, mir in diesen Kreis zu folgen; ich wußte, daß er es nicht gethan haben würde, hätten es ihm auch seine beschränkten Mittel verstattet; und daß, wenn er's gethan, der Versuch schlecht ausgefallen wäre. Denn ihm fehlte gänzlich „die leichte Lebensart", welche auch Faust sich abspricht. Eine Konversation hinüber und herüber unter einem halben Dutzend junger Leute, von denen jeder seine Gedanken und Einfälle zum besten giebt, ohne dem Nachbar „sein Gefühl und seine Kirche" rauben zu wollen; bei der Scherz und Ernst in bunter Folge wechseln, ja die für die Beteiligten um so unterhaltender ist, je bunter die Folge — eine solche Konservation hätte der Freund keine zehn Minuten ausgehalten. Ich dagegen hatte meine Freude daran und schilderte sie ihm vielleicht noch größer, als sie in Wirklichkeit war. Ich nahm als mein gutes Recht in Anspruch, worin er nur einen Beweis jener Weltlust und Flatterhaftigkeit sah, über die er schon auf der Schule oft so bitter geklagt hatte.

Selbstverständlich war er mit dem Wechsel des Studiums, das ich ohne seinen Beirat, ja gewissermaßen hinter seinem Rücken ausgeführt, auf das äußerste unzufrieden. Er behauptete jetzt, was er früher nie gethan, daß ich zum Mediziner geboren sei, im Vollbesitz der Requisiten, welche dem praktischen Arzt, wenn er nur sonst das Seinige gelernt,

den Erfolg verbürgten: bequeme Umgangsformen, Leichtigkeit der Auffassung fremder Verhältnisse, psychologischen Blick in die Herzen der Menschen. Und was den poetischen Krimskrams betreffe, so könne man dessen füglich bei einem Studium entraten, aus welchem die Ergründung der tiefsten Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens, worauf doch schließlich alles ankomme, als notwendige Konsequenz resultiere.

So sprach der Freund. Schade nur, daß ich bei Reden, die so völlig anders lauteten als die, welche er früher geführt, in Zweifel bleiben mußte, wieviel von dem allen seine wirkliche wohlerwogene Überzeugung war. Daß er eine hohe Meinung von meinen intellektuellen Fähigkeiten und eine vielleicht noch höhere von meinen gesellschaftlichen Talenten hatte, wußte ich freilich. Andererseits war sein kleines, bereits mit Büchsen und Phiolen, Knochen und Kräutern faustisch angefülltes Zimmerchen die trefflichste Bühne für den Lobredner seiner Wissenschaft; aber — ich hatte in seinen Augen Tadel und Strafe verdient, und dies war eine sehr eindringliche Art, zu tadeln und zu strafen. Je fester er in seinen neuen medizinischen Schuhen bereits zu stehen schien, umsomehr mußte ich mich meiner nackten irrlichterierenden Füße schämen. Von der Medizin wollte ich eigensinnig nichts wissen; mit der Juristerei war ich innerlich bereits fertig; von der Theologie war selbstverständlich nicht die Rede. Da es aber doch bei diesem rein negativen Resultat unmöglich sein Bewenden haben konnte, wagte ich schließlich anzudeuten, daß in mir das Zeug zu einem tüch-

tigen Schulmann ſtecken möchte. Der Freund brach in ein lautes, höhniſches Gelächter aus. — Daß ſich Gott erbarm, rief er, wie weit iſt es mit dir gekommen! Haſt du denn ganz vergeſſen, wie es bei uns auf dem Gymnaſium ausſah, auf jedem Gymnaſium ausſieht, ausſehen muß? Haſt du vergeſſen, daß unſere Lehrer entweder bornierte Pedanten waren wie X, oder ſentimentale Träumer wie Y, — hier nannte er meinen geliebten Lehrer aus der Sekunda — oder verbitterte Tyrannen wie Z? Haſt du vergeſſen, welch ein Chor leichtſinniger oder roher Dutzendmenſchen unſere lieben Mitſchüler von A bis Z waren — uns beide natürlich ausgenommen?

So ſpottete der Freund, ohne mich zu überzeugen; aber ſein Widerſpruch vermehrte doch die Zweifel und Bedenken, mit denen ich mich trug. Darüber verging der Winter; und nun kamen die großen Ereigniſſe des Frühjahrs von 1848, welche, wie wir ſehen werden, mich freilich verhältnismäßig wenig und nur vorübergehend berührten, mir aber doch vollends den Mut raubten, für mich eine Entſcheidung herbeizuführen in einem Augenblicke, wo alles unentſchieden durcheinander ſchwankte und in der allgemeinen ungeheuren Aufregung der Geiſter die eigene innere ratloſe Verwirrung weniger ſchwer empfunden wurde, ja beinahe als ein normaler Zuſtand erſchien.

Die franzöſiſche Februar-Revolution traf unſeren kleinen Kreis nicht ſo völlig als Blitz aus heiterem Himmel wie ſo viele andere gute deutſche Menſchen und ſchlechte Politiker. Zwei oder drei von uns — junge, ſtrebſame Juriſten und künftige Staats-

männer — waren den Ereignissen in Paris, welche den Ausbruch des Gewitters verkündeten, mit aufmerksamem Auge gefolgt und hatten uns übrige, die wir von diesen Dingen ebensowenig verstanden, als wir uns um sie bekümmerten, doch so ungefähr auf das, was kommen würde oder doch kommen könnte, vorbereitet. Nun war das Ungeheure eingetreten: Louis Philipp war verjagt, die Republik proklamiert! Was würde demnächst bei uns geschehen? Denn daß etwas geschehen müsse, daß es nicht so bleiben könne, galt nicht nur jenen politischen und radikalen Köpfen für ein Axiom, sondern auch uns, die wir doch nur eine bedenklich konfuse Vorstellung von den aktuellen Verhältnissen hatten und ganz gewiß keine Ursache, mit denselben unzufrieden zu sein, wie sie auch immer beschaffen waren.

Es wird vielleicht einen und den anderen meiner Leser, welche angenommen haben, daß die Revolutionsscenen im Finale der „Problematischen Naturen“ nur von jemand geschrieben sein können, der, wenn er nicht selbst auf der Barrikade gestanden, so doch dem Kampfe aus nächster Nähe beigewohnt haben müsse, überraschen, zu hören, daß ich während der entscheidenden Tage nicht in Berlin gewesen bin. Indessen hatte ich, als ich die Residenz am 16. März verließ, um in den Ferien nach Hause zu gehen, von dem Löwen Revolution nicht bloß einen Knochensplitter, sondern bereits die Tatze gesehen: in dichten, eifrig sprechenden und gestikulierenden Gruppen an den Straßenecken; in stürmischen Stadtverordnetensitzungen, in Volksversammlungen unter den Zelten, wo ein Tisch die Rednerbühne und ein Spazierstock

die Präsidentenglocke war; in Patrouillen, welche, im Geschwindschritt daherkommend, Wolken von pfeifenden Straßenjungen und ängstlich flüchtenden Bürgern vor sich hertrieben.

Wäre ich geblieben, hätte ich gewußt, daß zwei Tage später der Sturm losbrechen würde? hätte ich mich von dem Sturm fortreißen lassen, wenn ich geblieben wäre?

Ich glaube, die erste Frage bejahen zu sollen in Anbetracht einmal jenes Beharrungsvermögens, welches dem Zuschauer (zumal dem deutschen) nicht nach dem vierten Akte das Parterre zu verlassen erlaubt, wenn er weiß, daß das Stück fünf hat; sodann, weil ich einer Gefahr, zum mindesten mißlichen Lage, welcher sich meine beiden Brüder nicht wohl entziehen konnten, sicher nicht aus dem Wege gegangen wäre. Wenn ich aber nicht blieb, wo mich doch niemand und nichts zu gehen zwang, so mag das nur als ein Beweis der Unwissenheit dienen, in der ich mich hinsichtlich der Situation befand; einer Unwissenheit, die denn freilich der Jüngling mit der ungeheuren Mehrzahl der reifen Männer, auch der politisch gebildeten, teilte.

Und nun die zweite Frage.

Unter meinen Papieren habe ich über hundert Briefe an den Freund, welche mir nach dem Tode desselben von der Gattin gütig zurückerstattet wurden. Dieselben sind mir das schätzenswerteste Material für meine spätere Studentenzeit und die folgenden Jahre. Seltsamerweise findet sich in dem Konvolut ein Brief — allerdings nur ein Brieffragment — aus dem Berliner Semester. Was in aller Welt hatte ich dem Freunde,

den ich in zehn Minuten erreichen konnte, brieflich mitzuteilen?

Es scheint, daß zwischen uns ein Disput über nichts Geringeres als die Lehre von der Unsterblichkeit stattgefunden hatte, wie ich mich denn erinnere, daß bei unsern seltenen Zusammenkünften die ästhetischen Untersuchungen, welche wir auf der Schule so eifrig getrieben, den philosophischen gewichen waren. Jedenfalls hatte keiner den anderen von der Richtigkeit seiner respektiven Ansicht zu überzeugen vermocht, und man war übereingekommen, um sicherer zu gehen, seine Gedanken über das schwierige Thema aufzuschreiben und diese Elaborationen zur wechselseitigen Kritik auszutauschen. Das Brieffragment, welches vor mir liegt, ist nun, was von dieser meiner Elaboration noch restiert.

Aber ich komme durchaus nicht sofort zur Sache, habe vielmehr vorher noch „allerlei zu beichten".

Ich erzähle dem Freunde, daß ich, um über das Thema nachzudenken, drei Stunden spazieren gegangen sei, „nicht obgleich, sondern weil es geregnet", und daß, während der Regen ununterbrochen herabgerieselt, „die Gedankensaat in mir gesproßt und gewachsen sei, daß es nur so eine Freude gewesen".

In einer der Vorstadtstraßen aber sei ich an einer Villa vorübergekommen, die völlig der geglichen, in welcher Maltravers mit seiner Alice der Liebe süßes Glück in vollen Zügen getrunken; und habe das Buch, das ich bei mir gehabt, aus der Tasche genommen, um die betreffende Stelle nachzulesen — „zu nicht geringem Staunen der Passanten, welche

da einen jungen Menschen zehn Minuten lang in vollem Regen auf dem Trottoir stehen sahen, jetzt in ein Buch blickend und dann wieder ein Haus anstarrend, an welchem doch augenscheinlich nichts Besonderes wahrzunehmen war".

Und habe dann durch einen glücklichen Zufall (alle großen Entdeckungen seien Werke des Zufalls!) den wahren Namen des Freundes gefunden, nach welchem ich so lange vergeblich gesucht. Dieser aber sei „Kalchas" nach den Worten des Dichters, welcher von dem Seher meldet, daß er

„— erkannte, was ist, was sein wird, oder zuvor war —"

und das passe denn doch wörtlich und buchstäblich „auf meinen allweisen Freund".

Und habe drittens unterwegs ein kleines Gedicht gemacht — in Distichen —, welches ich meinem „Kalchas" demnächst vorlesen würde.

Und wolle nun viertens und letztens zur Sache kommen.

Der Aufsatz (so viel von demselben erhalten) erhebt sich weder gedanklich noch stilistisch über das Niveau, auf welchem sich strebsame Primaner, wenn sie über dergleichen Themata schreiben, zu halten pflegen. Hier und da glaube ich einen Anklang an Schillers Weise in den früheren Aufsätzen, die ich so ziemlich wörtlich auswendig kannte, wahrzunehmen, so z. B. in folgendem: „Ist die Seele unsterblich? Die Frage ist nicht an die Phantasie zu richten, welche sich stets den verschämten Wünschen unseres Herzens als gefällige Kupplerin darbietet, sondern an die Vernunft. Sie und sie allein muß die Antwort erteilen."

Ein Geist der entschiedensten Skepsis durchzieht das Ganze; der Schluß lautet: „Was nun folgt? Niemand weiß es, niemand wird es je durch Vernunftschlüsse finden. Wäre eine Hypothese aufzustellen verstattet, möchte es die sein, daß die individuelle Seele in die Weltseele zurückkehrt, aus der sie emanierte."

Weshalb ich diesen Brief, dem die jugendliche Unreife des Verfassers aus jeder Wendung sieht, hier, wenn auch nur im Auszuge, reproduziere?

Der Brief ist vom 27. Februar — so steht vermerkt von der Hand des sorgsamen Freundes — der Verfasser hatte zu datieren vergessen — vom 27. Februar! das heißt vom zweiten Tage, nachdem die Nachricht von der französischen Revolution in Berlin eingetroffen war und auch mich, als Freund F. v. S. die Depeschen in unserem Kreise vorlas, in fieberhafte Aufregung versetzt hatte.

Und an diesem Tage schlendere ich durch die Straßen, berausche mich am Frühlingsregen, prüfe ambulando einen Romandichter auf die realistische Wahrheit seiner Schilderungen, spintisiere Verse und setze mich am Abend hin, das alles dem Freunde zu berichten mit angehängter Abhandlung über die „Unsterblichkeit der Seele".

Brauche ich zu sagen, ob ich glaube, daß der junge Mensch sich von dem Sturm der Revolution hätte fortreißen lassen, wäre er in Berlin geblieben?

Möglich ist es ja — was ist bei einem Phantasten unmöglich? — wahrscheinlich ist es nicht. Er würde vermutlich dafür gehalten haben, daß die Frage, ob Absolutismus oder Konstitution? „an die

Vernunft zu richten sei, und daß sie und sie allein die Antwort erteilen dürfe".

Geneigt, wie ich es als Romanschreiber bin, das Menschentreiben stets auf dem Hintergrunde der Natur zu sehen, zweifle ich nicht: die achtundvierziger Bewegung würde einen wesentlich anderen Verlauf genommen haben, wäre sie im Spätherbst zum Ausbruch gekommen, anstatt, wie es der Fall war, im Beginn des Frühlings. Ja, ich möchte behaupten: schon dann einen anderen, wäre der Frühling von achtundvierzig ein stürmisch-verregneter gewesen, deren unser Klima so viele aufzuweisen hat, und nicht der glorreich-sonnige, als der er in Wirklichkeit sich darstellte. So aber, in dieser Harmonie des fröhlichen Erwachens der Natur aus ihrem Winterschlafe und der Nation aus der Dumpfheit, mit der sie unter dem aufgeklärten Despotismus so dahin vegetiert hatte, mußte sich des germanischen Gemütes ein süßer Taumel bemächtigen. Es war das köstliche Lied, das sich der einsame Poet zur Beschwichtigung der individuellen Herzensschmerzen und Seelenkämpfe gesungen hatte, auf ein ganzes großes Volk übertragen:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal.
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden."

Daß das Herz des Volkes ebensowenig wie das gequälte Menschenherz zu sagen gewußt hätte, was

denn nun dies „alles, alles" sei, macht den Vergleich nur um so zutreffender. Ist es nicht gerade um dieses seines Überschwanges, des klaffenden Zwiespalts willen, der zwischen seinem Hoffen, Wähnen, Wünschen und der kargen Wirklichkeit ewig bleibt, daß der Dichter das Herz ein „armes" nennt? Er hätte es freilich auch ein überreiches nennen können. Der Sinn würde derselbe geblieben sein.

Ich hatte während der Wochen, die ich zu Hause verbrachte, denn doch hinreichend von dieser Frühlingsluft und diesem Frühlingsglauben eingesogen, um von dem Rausche, der sich der ganzen Welt bemächtigt, trotz meines unpolitischen Gleichmutes, den ich für philosophische Überlegenheit hielt, angesteckt zu sein. Durfte ich doch, der ich ohne mein Verdienst, rein zufällig Augenzeuge der ersten Wehen der Revolution gewesen war, unter den bis dahin harmlos blinden Bewohnern der Stadt als ein besonders Sehender und Wissender gelten! Habe ich mich doch im Verdacht, daß ich dieser billigen Wissenschaft noch ein gutes Ende zusetzte und das nun Gekommene als ein Kommendes vorausgesehen zu haben beanspruchte! Auch wurde ich von meinen Brüdern und den Gefreundeten in Berlin stets auf dem Laufenden gehalten bis in die Einzelheiten hinein, die entweder gar nicht, oder doch sehr viel später in die Zeitungen kamen. Und als nun gar meine Behauptung, die „Revolution" werde den Umzug um die Welt nehmen, durch ein paar unbedeutende Krawalle in unserer guten, sonst so verschlafenen Stadt eine Bestätigung zu finden schien, hatte ich nicht übel Lust, mich alles Ernstes für einen Propheten zu halten. Darüber war meine

Begierde, dem Centrum der Ereignisse, das ich vor ein paar Wochen ohne alle Not verlassen, wieder nahe zu sein, mächtig gewachsen, ohne daß es dazu der steten Aufforderung der Berliner Genossen bedurft hätte. Blieb es auch bei dem Entschlusse, nach Bonn zu gehen, wollte ich doch meinen Anteil an der Berliner Herrlichkeit gehabt haben. So wartete ich das Ende der Ferien nicht ab und verließ das elterliche Haus ohne zu ahnen, daß Jahre vergehen würden, bevor ich es wiedersehen, und sie dann nicht mehr unter den Lebenden weilen sollte, die mir im Hause und auf der Welt das Teuerste war.

Die Physiognomie Berlins in den ersten Wochen und Monaten nach den Märztagen ist so oft geschildert — es wäre ein müßiges Beginnen, wollte ich hier dem Leser altbekanntes als ein neues auftischen. Aber verschweigen darf ich nicht, daß, was ich nun zu sehen und zu hören bekam, auf mich einen sehr gemischten Eindruck machte. Es war wie mit dem Wasser des Meeres, wenn man im Sommersanfang das erste Bad nimmt. Bald umspült es lauligt unsere Glieder, bald geraten wir in eine Region, in der es uns eisig umschauert, und aus der wir schleunigst zu entkommen suchen. Erschienen mir die strahlenden, erregten Gesichter, denen man auf Schritt und Tritt begegnete, nur als der Widerschein der eigenen frohgemuten, gehobenen Stimmung, so machte die Prahlhansigkeit, mit der ich Leute, die ich als die friedlichsten Menschen von der Welt kannte, sich vom Morgen bis zum Abend mit Flinten und Säbeln schleppen sah, einen komischen, ja widerwärtigen Eindruck. Und, ich glaube, das nicht sowohl, weil ich

das Zwecklose, ja Gefährliche dieses Gebahrens durchschaut hätte, als, weil es meinen Geschmack beleidigte, dem alles Übertriebene von jeher ein Greuel war. Vielleicht würde ich anders gedacht und empfunden haben, wäre es meine Absicht gewesen in Berlin zu bleiben, wo ich mich dann höchst wahrscheinlich, schon aus Kameradschaft, unter die Gewehr- und Säbelträger gemischt hätte und in dem Strome so mit fortgetrieben wäre. Nun, da ich als müßiger Zuschauer dem sonderbaren Treiben beiwohnte, konnte ich deutlich empfinden, wie meine anfangs so lebhafte Teilnahme von Tag zu Tage mehr dahinschwand. Daß sie schließlich sich auf ein Kleinstes reducierte, ja, beinahe in ihr Gegenteil umschlug, dafür sorgte Freund Adalbert.

Ich hatte ihn natürlich sofort aufgesucht, aber sowohl da als auch bei einigen wenigen späteren Malen nur flüchtig gesehen und gesprochen. Er war in seine Arbeiten vertieft, und ich hätte in der Erregung, in der ich mich befand, auch nicht Ruhe und Sammlung für ein ausgiebiges Gespräch in unserer alten Weise gehabt. Zu einem solchen sollte es erst an einem der letzten Abende, ich glaube, dem letzten vor meiner Abreise, kommen. Ich traf den Freund, wie immer, in seiner drei Treppen hoch in einem uralten Hause gelegenen Klause zwischen frischen anatomischen Präparaten und wurmstichigen alten Folianten, aus denen er die Geheimnisse der Kabbala zu erfahren hoffte. Zum Teil schon erfahren zu haben behauptete mit einem Ernste, an den ich, der ich seine excentrische Weise kannte, wohl oder übel glauben mußte, so absurd die Sache auch klang. Es

hielt nicht leicht, von solchen entlegenen Thematen das Gespräch auf die Ereignisse des Tages zu lenken, in denen ich diese Zeit hindurch gelebt hatte. Ich schilderte ihm der Wahrheit gemäß die Eindrücke, welche ich empfangen, und wie mein Gemüt zwischen Begeisterung und Ernüchterung, Sympathie und Widerwillen unerquicklich schwanke. Er hörte mir eine geraume Weile zu, ohne mich mit einem Worte zu unterbrechen; aber das ironische Lächeln, das gelegentlich um seine schmalen Lippen zuckte, und der kalte harte Blick, der mich traf, wenn er einmal die Lider hob, ließen mich nichts Gutes ahnen. Diese Ahnung sollte sich alsbald bestätigen.

Und was geht dich die ganze Geschichte an? fragte er, als ich endlich einmal Atem schöpfte.

Ich mochte doch gerade diese Frage nicht erwartet und ein verwundertes Gesicht dazu gemacht haben. So fuhr er fort:

Freilich, ich sollte so nicht fragen. Dich geht sie etwas an. Du bist ja ein Republikaner!

Bist du denn das nicht? rief ich, gedenkend, wie oft wir den Cäsar nachträglich noch einmal umgebracht hatten.

Mich vor mir selbst zu blamieren, erwiderte er, wie jene da unten auf der Straße es thun, über die man sich totlachen könnte, wenn die Komödie, die sie aufführen, nicht gar zu dumm wäre? Oder: ja, ich bin ein Republikaner. Dann sind aber wieder die Hansnarren unten keine, und — mit deiner Erlaubnis — du auch nicht.

Das verstehe ich nicht, sagte ich, nun doch ärgerlich über die Ungeniertheit, mit der er mich den

Leuten zugesellte, über welche ich eben noch selbst gespottet hatte.

Ich glaube es gern, erwiderte er trocken; bin auch durchaus nicht sicher, daß ich mich dir verständlich machen werde. Um unserer alten Freundschaft willen, und weil es dir später doch vielleicht einmal von Nutzen sein könnte, laß es mich wenigstens versuchen. Ich unterscheide also zwischen wirklichen Republikanern und solchen, die es bloß äußerlich und eigentlich Kryptoroyalisten sind. Die letzteren erkennt man daran, daß sie das Königtum, den Adel und was damit zusammenhängt — ich meine in Sonderheit das Pfaffentum — hassen, verabscheuen, ein Kreuz davor schlagen, mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten. Und eben dadurch: durch ihren Haß u. s. w. beweisen, daß sie sich im Grunde ihres Herzens von dem allen noch nicht losgelöst haben, es für sie noch existiert — ich meine: nicht bloß in der Wirklichkeit, die ja augenfällig und mit Händen greifbar ist, sondern: nicht augenfällig, nicht greifbar, in der Tiefe ihres Herzens, in der der ganze mittelalterliche Plunder noch seine saftigen, ungestörten Wurzeln hat, die eines schönen Tages bei anderem Wetter, wenn der Wind sich gedreht hat, auch wieder lustig ausschlagen und die prächtigsten Blätter und Blüten treiben werden. Ja, diese Blätter und Blüten treiben zu jeder Stunde, in der ihr euch — du entschuldigst, daß ich von „ihr" spreche — einem jener Gebietiger gegenüber befindet und euch der Beklommenheit schämt, die euch trotz alledem und alledem beschleicht — mit Fug und Recht schämt, denn eben sie beweist euch, daß ihr im Grunde eurer Seele

doch keine freien Menschen, keine wahrhaften Republikaner sei. Dem wahrhaften Republikaner — um endlich von ihm zu sprechen — kann das nicht begegnen aus dem einfachen Grunde, weil jene Herrschaften gar nicht für ihn existieren, weil sie für ihn nur Wahngebilde armer schwacher Menschen sind. Wollte er sie hassen, so könnte es doch nur in dem Sinne sein, in welchem der Arzt die Fieberphantasien seines Kranken haßt, die ihm, unter vielen anderen, ein Symptom sind, daß der Mensch eben krank und wie krank er ist. Unter vielen anderen, sage ich. Denn es bedürfte für mich dieser speciellen nicht, um mir zu sagen, was ich von den Menschen zu halten habe. Um mir zu sagen, daß sie eben kranke Kinder sind, die diese thörichten Phantasien haben müssen, heute vor ihnen ehrfurchtsvoll zu schaudern, um sich morgen an ihnen gedankenlos zu ergötzen. Wer das aber begriffen hat, wie ich es begriffen — und wahrhaftig nicht seit gestern erst — der nimmt die Sachen wie sie liegen, das heißt: er ist, — wie, nach Schiller, der wahrhaft religiöse Mensch sich aus Religion zu keiner bekennt — kein Republikaner, eben weil er einer ist; eine Gemeinde für sich ist und sein muß, da er keinen zweiten und keinen dritten finden würde, die sich in demselben Namen versammeln könnten.

Keinen zweiten und keinen dritten, rief ich. Und ein ganzes Volk steht auf und siegt unter diesem Zeichen!

Da ich dich für zu gescheidt halte, als daß du unsere schlafmützigen Deutschen meinen könntest, erwiderte Adalbert, so werden es wohl die Franzosen sein sollen. Nun, abgesehen davon, daß sie sich nach

meiner Überzeugung nicht lange Republikaner auch nur nennen werden, sind sie es denn, können sie es denn in Wirklichkeit auch nur eine Stunde sein? die eitlen Fratzen, die immer nur sich selbst anbeten in dem Götzen, den sie heute so und morgen anders nach ihrem geliebten Bilde gestalten? Geh' mir doch! Und denkst du etwa, die Republik ist heute da, weil man über Nacht das Königtum abgeschafft hat? Auf den Platz, von dem der eine aufgestanden oder weggejagt ist, können sich auch mehrere setzen — die Aristokratien der sogenannten alten und neuen Republiken haben es bewiesen. Und dann giebt es ja noch ein Ding, das Plutokratie heißt und leicht die scheußlichste aller Tyranneien ist. Da lobe ich mir wahrlich die biedere, alte Monarchie. Bei der weiß man doch wo und wie. Und das sei versichert: wenn ich morgen dem guten, schwachen König begegne, den die Narren dafür abstrafen zu wollen scheinen, weil sie sich einen Augenblick eingebildet haben, sie könnten, wenn sie nur wollten, auch vernünftige Menschen, will sagen: wahrhafte Republikaner sein, so werde ich tief vor ihm den Hut ziehen und ihm von Herzen das Unrecht abbitten, das man ihm thut.

So sprach Adalbert, die Worte mit seiner etwas schweren Zunge hastig hervorstoßend und sich mit den flachen Händen das rechte Knie streichend, das er über das linke geschlagen hatte.

Meint aber einer meiner freundlichen Leser, die Rede, die ich ihm hier in den Mund lege, sei eine jener thucydideischen, welche möglicherweise hätten gehalten werden können, aber nie gehalten wurden,

so bitte ich ihn, sich gewisser wunderlicher Jünglingsgestalten in meinen Romanen zu erinnern, deren ausgeprägte Familienähnlichkeit auf einen allen gemeinsamen Ursprung zurückweist. Ich brauche ihn jetzt nicht weiter zu versichern, daß dieser Ursprung bei mir direkt nicht zu suchen ist. Und was die obige Rede anbetrifft, so gebe ich freilich die Form preis. Im übrigen verhält es sich mit ihr, wie es sich mit den „fingierten" Reden des großen Historikers auch verhalten wird.

In dem ersten Bande seiner „Dichterprofile"*) läßt sich der zu früh verstorbene Adolf Strodtmann über einen Bonner Kommilitonen in den Jahren 48/49 folgendermaßen aus:

„Obschon er der Burschenschaft ‚Frankonia' angehörte, welche damals viele tüchtige Kräfte zählte — (wir nennen nur Karl Schurz, den Kunstschriftsteller J. A. Overbeck, den Astronomen Julius Schmidt und den um die Irrenheilkunde hochverdienten Ludwig Meyer), — hielt er sich doch dem eigentlichen Studententreiben ziemlich fern, und ferner noch dem politisch aufgeregten Treiben der Revolutionsjahre, das er — — in seinen Romanen schildert. Wer damals mit dem blassen, langhaarigen, stillen und schroffen Jüngling verkehrte, der mit dem menschen-

*) Dichterprofile. Litteraturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. Erster Band. Deutsche Dichtercharaktere. Stuttgart. Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung 1879. S. 197 ff.

scheuen Wesen und den wunderlich scharfen, unjugendlichen Zügen seinen lustigen Kommilitonen für einen altklugen Sonderling galt, der immer Sentenzen von Goethe und Shakespeare, Homer oder Sophokles auf der Lippe trug, deren Werke er — — — recitierte, unzufrieden mit seinem Lose, unentschieden über die Wahl seines Berufes, nüchtern und schüchtern den studentischen Lustbarkeiten ausweichend, selten sich unaufgefordert an den Scherzen und Gesprächen seiner Kameraden beteiligend, nur daß er hin und wieder eine sarkastische Bemerkung dazwischen warf — wer ihn damals, wie der Verfasser dieser Skizze, inmitten der fröhlichen Universitätsjugend sah, hätte schwerlich geglaubt, daß sich aus der grauen Puppe dieser mit sich und der Welt zerfallenen ‚problematischen Natur' zehn Jahre später u. s. w." —

Ich habe die obige Federzeichnung, die ein befreundeter Gleichzeitiger, freilich erst nach einem Menschenalter, von mir entworfen hat, gegen die Gepflogenheit des Autobiographen meinen Lesern mitteilen zu sollen geglaubt, nicht, weil ich das wenig schmeichelhafte Bild, von dem ich freilich ein paar schmückende Züge weggelassen habe, für einwandlos richtig und treu hielte, sondern weil mir für die Schilderung meines Wesens und Treibens während der folgenden Periode jeder Anhalt, an den ich mich lehnen kann, jeder Wink, der mich über mich selbst orientieren möchte, willkommen ist. Denn an die Darstellung gerade dieses Stadiums meines Lebenslaufes bin ich, wie sich der Leser aus den Eingangsworten des gegenwärtigen Buches erinnern wird, mit einer Zaghaftigkeit gegangen, welche jeden Autor

— zumal den Autobiographen — befällt, wenn er an ein Kapitel kommt, das er nicht auslassen darf, und dessen krauser Inhalt sich doch der Darstellung zu entziehen scheint. Indessen, der Versuch muß gemacht werden. Sollte er mißlingen, werden es eben der krause Inhalt oder das unzulängliche Darstellungstalent zu verantworten haben, auf keinen Fall der Mangel an gutem Willen und Wahrhaftigkeit seitens des Autors.

Das sich jeweilig bis zur Verzweiflung steigernde Unbehagen, welches mich während der langen Zeit, die ich in Bonn verbrachte, nur in ausnahmsweise glücklichen Stunden verließ, und von dem, nach Strodtmanns Zeugnis, auch meine äußere Erscheinung und mein Gebahren wohlverständliche Kunde gab, entsprang aus einer Reihe von Ursachen.

Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich mich als ein Heimatloser, der nun, losgelöst von den Wurzeln, die sein Gemüts- und Geistesleben bis dahin genährt, inne werden sollte, wie tief diese Wurzeln getrieben hatten, und wie schmerzlich es war, sich von ihnen trennen zu müssen. Ich hatte das in Berlin nicht annähernd in dem Maße empfunden. Schon die geringere Entfernung von der Heimat mochte beruhigend wirken; auch hatte ich während des Winters die Natur, an die ich gewöhnt war, und in der ich mich umthuen mußte, sollte ich mich wohl befinden, weniger vermißt. Zwei Brüder waren meine ständige Gesellschaft gewesen; unter den Gefreundeten hatten sich mehrere Landsleute befunden; an einem zusagenden Verkehr in Familien, deren Häupter mit dem Vater von altersher in Ver-

bindung standen, und an die ich empfohlen war, hatte es nicht gefehlt. Überdies trug der Berliner Aufenthalt von Anfang an den Charakter eines Provisoriums, über das man ja, auch wo es unbehaglich wird, leichter hinwegkommt. Bonn sollte kein Provisorium sein: es war für mich ein Aufenthalt von zwei Jahren in Aussicht genommen. Da hätte nun in erster Linie dem leidenschaftlichen Naturfreunde die ihn umgebende Natur volles Genüge bieten müssen; aber — wie sonderbar es dem Leser klingen mag — für mich war das nicht der Fall. Ich hatte mir Wunderdinge von den Naturschönheiten, die meiner harrten, geträumt und fand mich enttäuscht. Der Strom, wie stolz und mächtig er von dem Siebengebirge daher geflutet kam, er konnte mir mein heiliges Meer nicht ersetzen; die Uferlandschaft, nachdem der erste Reiz der Neuheit abgestumpft war, erschien mir in ihrer ewigen Wiederholung grüner Rebengelände, brauner Felsen, von denen verfallene Ritterburgen blicken, weißer Dörfer und Städtchen, die sich am Ufer hin in die Länge strecken, oder in einem Seitenthälchen aufwärts klettern, ermüdend bis zur positiven Langweiligkeit. Ich will hier gleich, um nicht allen Kredit als Liebhaber schöner Natur bei dem Leser einzubüßen, hinzufügen, daß dieser erste Eindruck, der freilich Monate hindurch anhielt, in der Folge einem wesentlich anderen Platz gemacht hat; daß ich später in St. Goarshausen am Fuße der Lurley und an wie vielen anderen bedeutenden Punkten sonst dem Rhein meine ehrlich gemeinte Huldigung dargebracht habe. Nichtsdestoweniger muß ich, um der Wahrheit willen, das

Geständnis ablegen: die Schwärmerei so vieler für die Herrlichkeit unsers vornehmsten vaterländischen Stromes — ich habe sie damals nicht zu teilen vermocht und finde sie noch heute in wunderlicher Weise übertrieben. Etwas anderes scheint es mir mit den Nebenthälern der Ahr, der Mosel, der Nahe. Da, wo alles enger an einander gerückt ist, die häufigeren und jäheren Biegungen des Flusses einen schnelleren Wechsel der Ufer bedingen, auch die Wälder eine viel bedeutendere Rolle in der landschaftlichen Scenerie spielen, als an den abgeholzten Rheinufern, ist in der That für den Bewunderer einer, wenn nicht großen, so doch anmutigen Natur reiche Ausbeute, die ich mir denn auch, wie die Folge zeigen wird, nicht habe entgehen lassen.

Vermißte ich nun aber, wo ich ging und stand, schmerzlich meine liebe pommersche Natur, so würde ich mich wohl eher in die mir gebotene neue gefunden und mit ihr ausgesöhnt haben, hätte ich sie als Jäger durchschweifen, als Reiter durchfliegen können. Aber im Sommer jagt man nicht; und wenn der Herbst kam — meine bukolischen Freunde waren fern. Sie saßen dahinten weit jenseits der Peene auf ihren stattlichen Gütern, und keine Einladung zu dem kleinsten Jagdvergnügen würde von ihnen zu mir gelangen. Eher schon konnte ich mich beritten machen. Ich that es. Aber die Pferde, die ich einem Reitinstitut entlieh, waren alte ausgediente Tiere mit den obligaten Manège-Unarten. Auch fehlte es an guten Reitwegen. Besten Falles kam es auf jenes öde Spazierenreiten hinaus, das seinen Zweck in sich selbst hat, mich zu keinem der

gewohnten Ziele führte, sondern immer nur zurück in die verhaßte Stadt.

Ja, sie war mir verhaßt, diese Stadt mit den nichtssagenden Häuserphysiognomien und den engen, übelriechenden Gassen. Es schien mir unmöglich, in diesem häßlichen Backsteinhaufen zu leben. So hatte ich denn nach den ersten Tagen, die ich bei einem Bekannten vom Gymnasium her zugebracht, eine Wohnung gesucht, wegen der ich von ihm und den jungen Leuten, zu deren Kreis er gehörte und der sich auch mir erschlossen, manche spöttische Bemerkung hören mußte. Sie lag allerdings ziemlich fern vor dem Thore der Stadt, wie sie damals war; von dem Hauptkirchhof, der die sterblichen Reste der großen Universitätslehrer und anderer berühmter Männer birgt, nur durch die Breite der Landstraße getrennt; aber sie war nicht, wie man ihr nachsagte, in dem Hause des Totengräbers, sondern eines Gärtners, der hier sein Gewerbe, ich fürchte, in recht kümmerlicher Weise trieb. Es war ein ganz neues Haus in bescheidenem Villenstil, und schien mir auf die Spekulation hin gebaut, daß sich ein für idyllische Genüsse empfänglicher Käufer finden möchte. Es fand sich während des Jahres, das ich dort verlebte, keiner; auch kein Mieter außer mir. Ich war und blieb der einzige Bewohner, da die Gärtnersfamilie in einem bescheidenen Nebengebäude hauste. So war es denn manchmal ein wenig unheimlich in dem öden Gemäuer mit den im übrigen geschlossenen grünen Fensterjalousien, die, wenn der Wind wehte, bedenklich klapperten, und dem frischen Holzwerk, in welchem es, schlug

das Wetter um, gespenstermäßig knackte und knarrte. Doch diese kleinen Übelstände überwog der große Vorteil, daß man von dem Hause aus nicht sowohl leicht in die Felder gelangen konnte, als vielmehr mit ihm bereits in den Feldern war.

Zu der Entbehrung des Naturgenusses, wie er mir nun einmal vertraut war, und nach dem ich mich eigensinnig zurücksehnte, gesellte sich ein anderer Mangel, der mir freilich vor der Hand noch nicht zum vollen Bewußtsein kam, den ich aber, je länger ich in Bonn verweilte, um so schmerzlicher empfinden sollte, und der, wenn ich es jetzt nachträglich bedenke, wesentlich dazu beigetragen hat, daß mir die Bonner Jahre in so melancholischer Erinnerung stehen. Der Leser erinnert sich der glücklichen Verhältnisse, deren ich mich während der Zeit, die ich im Elternhause verlebte, erfreuen durfte, und die mir auch, als ich noch kaum das geforderte Alter erreicht hatte, gesellschaftliche Beziehungen in der Stadt und auf dem Lande in schier überreichem Maße gewährten. In Berlin hatte es an solchen wenigstens nicht ganz gefehlt. In Bonn war davon keine Rede: bis so weit reichten die spärlichen Verbindungen meines Vaters nicht. Ohne eine Empfehlung an eine Familie war ich dorthin gekommen; ohne eine Familienverbindung blieb ich während der ganzen Zeit. Das war ja nun auch der Fall bei den Kommilitonen mit gewiß recht wenigen Ausnahmen, und ich erinnere mich nicht, daß sich einer darüber beklagt hätte. Im Gegenteil, ich hörte manchen die Glückseligkeit preisen, den Tag hinbringen zu dürfen, ohne daß sich Eltern, Gevattern und

Basen und sonst eine bekannte Menschenseele um das Wie bekümmerten. Ich aber hatte zu Hause so viele Freiheit und so viele Freiheiten genossen, daß mir diese wahrlich nicht imponieren konnte. Auch war den meisten die Zeit, die sie in Bonn verbringen sollten, viel kürzer zugemessen als mir, so kurz nach ihrer Meinung, daß man sie sehr würde zu Rate halten müssen, all die gebotenen Herrlichkeiten gründlich auszukosten. Schließlich: eines schickt sich eben nicht für alle; und während sie vielleicht den mitgebrachten Frack dem Trödler ließen, konnte ich den meinen, der unbenutzt im Schranke hing, nicht ohne eine gewisse Melancholie betrachten. Denn daß sich mir auch nicht einmal, wie einem oder dem andern fleißigen Kommilitonen — besonders wenn er zur medizinischen Fakultät gehörte — die Häuser der Herren Professoren öffnen würden, durfte ich mit Bestimmtheit voraussagen aus Gründen, die der Leser bereits ahnt und wenn er die volle Wahrheit weiß, für durchaus triftig erachten wird.

So wäre ich denn, der ich mich noch zum Überfluß der Einsamkeit ergeben, bald ganz allein und auf mich angewiesen geblieben, hätte nicht die bei einem Neunzehnjährigen doch nicht so ganz zu unterdrückende Lebenslust kräftig gegen solche Unnatur reagiert; und wären da nicht so viele frische, lebensfreudige junge Leute gewesen, in deren frohen Kreis sich auch der Widerwillige bald hineingezogen sah. Jener Bekannte von der Schule, der mich während der ersten Tage gastfreundlich bei sich aufgenommen, hatte nach dieser Seite die Vermittelung übernommen. Er war Mitglied der Burschenschaft Frankonia

und machte mich nach und nach mit seinen speciellen Kommilitonen bekannt. Ich fand das liebenswürdigste Entgegenkommen; durfte, wenn es mir beliebte, an ihren gemeinschaftlichen Ausflügen, — welche dem Herkommen gemäß nach Tische auf dem Markte verabredet wurden, — an ihren Kneipabenden, sogar an dem sommerlichen Kommerse in Altenahr teilnehmen; und es stand, so viel ich sehen konnte und man mich überdies freundlich versicherte, meinem Eintritt in die Verbindung nichts entgegen. Dennoch zögerte ich mit der Bitte um Aufnahme bis zum Schluß des Semesters, und als ich sie dann aussprach und bereitwillig gewährt erhielt, war es nicht ohne das unbehagliche Gefühl, daß ich einen Schritt gethan, den ich nicht hätte thun sollen und deshalb über kurz oder lang bereuen würde.

Trotzdem ich, wollte und mußte ich einmal aus meiner Einsamkeit heraus, eine bessere Wahl nicht hätte treffen können. Unter den studentischen Verbindungen — sie schieden sich streng von den Corps — jetzt, höre ich, soll zwischen den beiden Kategorien kaum noch ein Unterschied obwalten — war jener Zeit die Frankonia zweifellos die vornehmste. Ich werde weiter unten Strodtmanns Liste der mehr oder weniger bedeutenden Menschen, welche zu ihr gehörten, noch zu verlängern haben. Ich trat zu ihnen allen in zum Teil intime Beziehungen, denen ich eine Fülle geistiger Anregung zu verdanken hatte, welche ich damals in selbstherrlichem Dünkel unterschätzt habe und jetzt, indem ich die Summe meines Lebens ziehe, kaum hoch genug schätzen kann. Mit den meisten bin ich noch manches Jahr später, so weit es

die Trennung der Lebenswege verstattete, in Verbindung geblieben; die Freundschaft einiger habe ich mir, als ein schönstes Vermächtnis jener längst vergangenen Zeit, bis auf den heutigen Tag bewahrt. Wenn ich dennoch, einen Zwist benutzend, der durch einige neue Mitglieder in die Verbindung hineingetragen wurde und zu einer itio in partes führte, das kaum geknüpfte Band wieder löste, ohne mich für die noch lange Frist, welche mir für Bonn blieb, in ähnlicher Weise abermals fesseln zu lassen, so war es in der mittlerweile gewonnenen klaren Einsicht, daß ich ein für allemal in das landläufige studentische Wesen und Treiben nicht paßte.

Ich sehe in dieser Thatsache so wenig etwas Rühmliches für mich, daß ich eher geneigt wäre, mir jene meine Unfähigkeit, in dem harmlosen Treiben fröhlich mitzuthun, wenn nicht zur Unehre, so doch zu einem entschiedenen Mangel anzurechnen. Indessen kann es hier nicht, wie nirgends auf diesen Blättern, meines Amtes sein, mich als tadelnden oder lobenden Censor über mich selbst hinzustellen. Ich habe keine andere Aufgabe, als nach bestem Wissen die Gründe aufzuzeigen, welche mir für den bald verzögerten, bald beschleunigten Gang meiner Entwickelung und die Richtung, die sie nahm, die bestimmenden und ausschlaggebenden zu sein scheinen. In diesem Falle brauche ich nach dem ausreichenden Grunde nicht weit zu suchen. Ich war in gewisser Hinsicht meinen Altersgenossen zu weit vorausgeeilt. In der Hinsicht, daß ich in einem, für meine Jahre wenig passenden, ja völlig unpassenden Verkehr mit älteren Personen weitaus mehr Gelegenheit gehabt

hatte, das Menschenleben in seiner nackten Wirklichkeit zu sehen. Ich hatte mit Männern ihre Interessen, wie sie nun eben waren, durchsprochen und durchraten; ich war der Vertraute von Frauen gewesen, deren Leben sich mir als eine schmerzensvolle Tragödie darstellte; ich hatte selbst schon eine und die andere Herzensneigung durchgekostet, bei der es, wie flüchtig und phantastisch sie auch gewesen, ohne schmerzlich heiße Thränen nicht abgegangen war. Ich hatte so nicht bloß in die Tiefe, sondern, indem ganze Berufsklassen mit ihren Besondernheiten an meinem beobachtenden Blicke vorübergegangen, auch in die Breite des Menschentreibens schauen dürfen. Da hätte ich denn freilich das alles erst vergessen, das heißt, ein ganz anderer werden müssen als der ich nun einmal mit dieser Vergangenheit, auf Grund dieser Erfahrungen geworden, wenn ich an den Freuden und Leiden des Studentenlebens aufrichtig sympathetischen Anteil nehmen sollte. An den Freuden, die in einem Kommers gipfelten, bei dem man in einem schauerlichen Unisono immer wieder dieselben Lieder von dem stattlichen Haus, dem kühlen Grunde und den drei Burschen sang, die über den Rhein zogen und nach meiner Meinung mit ihrer Rührseligkeit besser zu Hause geblieben wären. Zu diesem fraglichen Genuß dann jene fraglos entsetzlichen, aus einem Vorbergswein Schattenseite gebrauten Bowlen! Und gar die Leiden, die darin kulminierten, daß der Wechsel wieder einmal nicht langte, oder man gestern Abend auf dem Markte eine „Tiftelei“ mit den Rhenanen gehabt hatte, die eigentlich nur in einer „Mensur“ ausgetragen werden

konnte, welche die Verbindungsgesetze verpönten, so daß man vor der fürchterlichen Alternative stand, ob man das gegebene Wort halten und in den Augen der Rhenanen als ein Feigling dastehen, oder es heimlich brechen und, wenn die Sache, wie wahrscheinlich, herauskam, von seiten der Verbindungsbrüder eines unrühmlichen Abschieds gewärtig sein wollte! Mochte ich mir noch so große Mühe geben, dergleichen ebenfalls ernsthaft zu nehmen, es gelang mir nicht. Unwillkürlich entschlüpfte mir eine der von Strodtmann gerügten Sarkasmen, die man mir dann, wie recht und billig, übel nahm, so daß schließlich mein Austritt aus der Verbindung als eine Wohlthat für beide Teile empfunden wurde. Für mich eine doppelte: ich war eine Fessel los, die mich drückte, und konnte doch die in der Verbindung angeknüpften Beziehungen zu denen weiter führen, an deren Wohlwollen mir einzig und allein gelegen war. Doch bevor ich dem Leser die kleine Galerie dieser Menschen vorzeige, die in der Folge bewiesen haben, wieviel gegründete Ursache ich hatte, mich an sie anzuschließen, muß ich ihn bitten, diesem Mosaikbilde meiner Bonner Thaten und Meinungen noch ein paar Steinchen einfügen zu dürfen, die eigentlich schon früher ihre Stelle hätten finden sollen.

Wenn sich heute ein verständiger Mann bei allem Interesse für die politischen Dinge von der aktiven Beteiligung an denselben fern hält, so wird es sein, weil er sich sagt, daß es ihm entweder an der

dazu nötigen Zeit oder an den geforderten speciellen Kenntnissen gebricht. Denn er weiß: diese Zeit ist bedeutend, und die Niederlage dessen, der vor gewiegten Kennern eine Frage behandeln will, die er nicht theoretisch studiert und praktisch durchgearbeitet hat, ebenso gewiß wie beschämend.

Im Jahre 48 stellte man solche Erwägungen nicht an. Die Politik, die große und die kleine mit allen Haupt- und Nebenfragen, war ein Feld, auf dem sich jeder tummeln durfte, der ein Verlangen nach solcher Motion verspürte. Hätte ich daran gezweifelt, so würden mich die Studentenversammlungen, deren jede Woche mindestens eine, manchmal auch mehrere brachte, auf die drastischste Weise eines anderen belehrt haben. Sie fanden anfangs in der Universitätsaula statt, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, unter dem Vorsitz eines beliebten Professors wie Friedrich Ritschl. Aber er und die anderen, die man der Ehre gewürdigt hatte, mußten bald herausgefunden haben, daß man nicht ungestraft unter den Palmen studentischer Beredsamkeit präsidieren könne, und zogen es vor, die Zeit über ihren Büchern zweckmäßiger zu benutzen. So blieben wir, wie es sich auch besser schickte, unter uns. Ich sage: wir, denn ich habe in den ersten Wochen, vielleicht Monaten, so leicht keine dieser Versammlungen versäumt, deren Schauplatz fortan ein Auditorium war. Ein recht großes: die im Namen Deutschlands und der Freiheit Versammelten zählten oft nach Hunderten. Die Verbindungen und die „Kamele" (Studenten, die weder einer Verbindung, noch einem Corps angehörten) stellten wohl das größere Kontingent; aber auch die „Kathologen"

(katholische Theologen) fehlten nicht, und die Corps waren jedesmal mehr oder weniger zahlreich vertreten. Sie bildeten — selbstverständlich — was man in einem Parlament die Rechte nennen würde. Indessen war der Unterschied zwischen rechts und links theoretisch insofern von keinem großen Belang, als im Grunde keiner wußte, was er wollte, was dann freilich nicht verhinderte, daß die Geister gar mächtig aufeinander platzten. Der Sieg blieb fast immer bei den Verbindungen, nicht blos, weil sie am zahlreichsten auf dem Plan erschienen waren, sondern auch die besseren Streiter ins Feld zu führen hatten. Ihr Achill freilich — Karl Schurz — ich werde später ausführlich von ihm zu reden haben — hielt sich meistens fern, seine gewaltige Kraft für größere Zwecke zusammenhaltend. Aber auch sonst fehlte es ihnen an tüchtigen Kämpen nicht, unter denen wieder, wie überall, sich die Frankonen am meisten hervorthaten. So war der von unserm Gewährsmann bereits genannte Ludwig Meyer, der jetzige große Göttinger Psychiatriker, ein gewaltiger Redner vor dem Herrn. Als ich ihn manches Jahr später in Hamburg, wo er damals die Irrenanstalt dirigierte, besuchte, er mich durch das ganze Institut, selbst in die Zellen der Tobsüchtigen geführt hatte, und wir dann am Kamin behaglich plaudernd saßen, durfte ich auf seinem ernsten Gesicht ein Lächeln hervorrufen durch die Erinnerung an einen hochgewachsenen Jüngling, der in schwarzem Sammetrock und obligaten Kanonenstiefeln auf der Rednerbühne stand und die Worte donnerte: „Hunderttausend Mann nach Westen!“ (energische Bewegung des linken Armes) „Hundert-

tausend Mann noch Osten! (ditto des rechten) „Zweihunderttausend Mann in der Mitte, die Lücken zu füllen, welche die Kartätschen der Feinde in die Reihen unsrer Brüder reißen — und (stolzes Falten der Arme über der Brust) ich will sehen, wie man es fertig bringt, die Deutschen zu verhindern, aus ihrem Lande nach Belieben ein Kaisertum zu machen, oder eine Republik. Meine Herren: (begeistertes Emporstrecken beider Arme) ich bin für die Republik!" (Donnerndes Bravo auf der Linken, Zischen und Scharren auf der Rechten, dumpfes Schweigen im Centrum.) — Gegen so ausgezeichnete oratorische Talente hatten die Corps eigentlich nur einen Redner ins Feld zu schicken. Es war ein Herr von Ernsthausen, seiner Couleur nach Rhenane, dessen energischer, fast martialischer Gesichtsausdruck durch eine breite Schmarre über die linke Wange erhöht wurde. Er sprach sehr ruhig, sehr klar und gefiel mir eigentlich von allen am besten. Ich hatte durchaus die Empfindung, daß der junge Mann zu etwas nicht alltäglichem bestimmt sei, und meine Prophezeiung ist wenigstens soweit in Erfüllung gegangen, als er später im Staatsdienst zu den höchsten Stellen gelangt ist. Aber da er — vielleicht im Vorgefühl dieser seiner verantwortlichen Zukunft — sich stets bemühte, in seine Worte einen Sinn zu bringen, mußte er wohl an Wirkung hinter denen zurückstehen, die das Geheimnis besaßen, sich selbst und andere mit tönenden Phrasen zu berauschen. Dazu kam, daß die Verbindungen nicht nur über die besten, jedenfalls wirksamsten Redner verfügten, sondern auch zu diesen Versammlungen den tüchtigsten Präsidenten stellten. Merk-

würdig genug war dies abermals ein Frankone: ihr derzeitiger Sprecher, ein Herr von Weise aus einem Kölner Patricierhause, in jedem seiner Worte, die er niemals über einen mäßigen Sprechton erhob, der unverkennbare Rheinländer. Mit seiner, für einen so jungen Mann bewunderungswürdigen Ruhe und Kaltblütigkeit, der völligen Klarheit seines Verstandes, der vornehmen Reserve seines Betragens, durfte man in ihm wohl den geborenen Leiter einer stürmischen Versammlung sehen. Auch war er in dieser Kapazität so anerkannt, daß, wenn es einmal wieder darunter und darüber ging, die Anträge, Unteranträge, Amendements und Subamendements auf dem Präsidentisch zu Bergen aufgehäuft waren, und keiner mehr aus dem Labyrinth einen Ausweg sah, unweigerlich von allen Seiten der Ruf nach ihm ertönte. Dann — schon nach wenigen Minuten — hatte er Ordnung in das Chaos gebracht, die Reihenfolge der Abstimmungen festgestellt zu schließlicher Zufriedenheit selbst derer, welche, in der Minorität, heute des Vaterlandes Rettung der Majorität hatten überlassen müssen.

Nun ist ja fraglos: diese jungen Leute meinten es ganz ernsthaft, wie wunderlich sie sich auch zum Teil gebärdeten, und wie hohl auch ihre Phrasen waren. Da ist es denn psychologisch immerhin merkwürdig, daß es für die bei weitem größte Mehrzahl von ihnen nur einer kurzen Frist bedurfte, — nur so lange, bis ein Umschwung der Dinge stattgefunden hatte, und die freiheitlichen Strebungen von dem wieder erstarkten Polizeistaat abermals in Acht und Bann gethan waren, — um anderen Sinnes zu

werden und damit zu beweisen, wie unecht denn doch im Grunde jene scheinbar so ehrlich ernste Begeisterung für die Freiheit gewesen war. Ich mußte darüber früher und später die seltsamsten Erfahrungen machen, — Erfahrungen, welche Adalberts trostlose Lehre von dem der Mehrzahl der Menschen eingeborenen Knechtssinn vollauf bestätigten und mir das Phlegma verzeihlich erscheinen ließ, mit welchem ich jenes Flackerfeuer um mich herumrasen sah, ohne selbst davon ergriffen zu werden.

Wie skeptisch ich mich nun aber zu den übertriebenen Äußerungen eines kurzlebigen Enthusiasmus verhielt und wie oft ich sicher die harmlosen Schwärmer durch mein Achselzucken und ein ironisches Wort verletzt habe, man sieht: ich habe mich äußerlich der Bewegung nicht so fern gehalten, als man nach der Aussage unseres Gewährsmannes glauben möchte. Hatte ich mich doch sogar sofort nach meiner Ankunft in die Listen eines Studentenbataillons eintragen lassen, das in der Formierung begriffen war! Und ist es doch gewiß nicht meine Schuld, daß es in der Formierung begriffen blieb, bis eines Tages der Lehrmeister unsrer Abteilung und ich uns allein auf dem Exerzierplatz einfanden und wir einstimmig beschlossen, fortan ebenfalls zu Hause zu bleiben! Nein, meine äußere Teilnahme an den Vorgängen war nicht größer und nicht geringer als die meiner sämtlichen neuen Freunde und Bekannten, mit Ausnahme von Schurz und Strodtmann, die sich denn freilich Hals über Kopf in den Strudel stürzten. Und wie tief ich innerlich von allem, was geschah, mich berührt gefühlt haben muß, das sollte ich selbst erst erfahren, als ich nach

den „Problematischen Naturen“ den Roman „Die von Hohenstein“ schrieb und „das tolle Jahr“ mit allen seinen Einzelheiten vor mir stand, als hätte ich es nicht als philosophischer Zuschauer, sondern als Acteur auf der Bühne selbst durchlebt.

Aber befand man sich nicht, wo man ging und stand, auf der Bühne, wenn nicht als Heldenspieler, so doch als einer aus dem Chore und wurde so Augen- und Ohrenzeuge von merkwürdigen, unvergeßlichen Geschehnissen? Wie unvergeßlich merkwürdig jener sonnige Augustnachmittag, als der seit kurzem ernannte Reichsverweser mit der Hälfte des Frankfurter Parlaments auf der Fahrt nach Köln zur Begrüßung des Königs von Preußen gelegentlich des Dombaufestes Bonn passierte! Die beiden Dampfer, welche die erlauchte Gesellschaft trugen, waren so reich bekränzt, daß sie wie Blumenkörbe aussahen; hüben und drüben von den Ufern donnerten die Salutschüsse, während die Schiffe, die gestoppt hatten, langsam an uns vorüber stromabwärts trieben. Und das war ein Jauchzen und Hurrarufen! ein Schwenken von ehrsamen Bürgerhüten und bunten Cerevisskappen!

Halkyonische Tage des Parlaments, als die Hoffnungen allerseits nach hoch standen, noch jeder seine Ernte rechtzeitig in die Scheuer bringen zu können wähnte. Wie schnell sollte das Bild sich wandeln! Aus der Wolke der königlichen Worte beim Dezemberfeste: „man solle nicht vergessen, daß es noch Fürsten in Deutschland gebe“, war der Blitz herabgefahren: jener Waffenstillstand von Malmoe, der Schleswig-Holstein den Dänen auslieferte, und als

er vom Parlament erst verworfen und schließlich doch anerkannt wurde, den Septemberaufstand in Frankfurt entzündete. Schauerliche Tage, deren Kunde, als sie uns in Bonn erreichte, mich so erregte, daß ich die für später geplante Ferienreise nach Thüringen sofort antrat und in Frankfurt eintraf, als noch kaum eine Spur des stattgehabten Kampfes verwischt war. Mein Führer durch die mir unbekannte Stadt und in die Paulskirche war kein geringerer, als mein braver Gymnasialdirektor, den die guten Stralsunder ins Frankfurter Parlament gewählt hatten in der Erinnerung vermutlich, daß der Alte seiner Zeit in den Befreiungskriegen ein wackerer Kämpe gewesen war und also auch in diesem Kampfe um die neue Freiheit seinen Mann stehen und seine Pflicht thun werde. Ich zweifle nicht, daß der Brave dies Mandat treu erfüllt hat. Für den Moment war er in heftigem Zorn gegen die äußerste Linke, die durch ihre aufreizenden Reden die intellektuelle Urheberin der Empörung und moralische Mitschuldige der Mörder von Auerswald und Lichnowski geworden sei. Ich hütete mich, dem würdigen Herrn zu widersprechen, dachte mir aber bei seinen Scheltreden mein Teil. Dachte, daß es gerade keines besonderen Scharfblicks bedürfe, um in dem Vorgehen der preußischen Regierung den Anfang des Endes der volkstümlich-freiheitlichen Entwickelung der deutschen Frage zu sehen; und daß Leute, denen ihre Ideale zertrümmert werden, in eine mehr oder weniger große Aufregung zu geraten pflegen. Und was den Fall Auerswald-Lichnowski anging, so war das ja gewiß ein scheußlicher, von Unmenschen vollbrachter Mord. Aber daß die beiden

Männer sich mit sträflicher Leichtfertigkeit in die Gefahr begeben hatten, in welcher sie auf eine so gräßliche Weise umkamen, war mir nicht minder gewiß. Mit einer unheimlichen Neugier, die einem modernen jungen Realisten Ehre machen würde, benutzte ich einen guten Teil der mir knapp zugemessenen Zeit, um das weitläufige Terrain, auf dem sich das schauerliche Drama abgespielt hatte, in Augenschein zu nehmen und Leute, die dabei gewesen waren oder dabei gewesen zu sein behaupteten, auszufragen. Dann war ich selbstverständlich auf der Galerie der Paulskirche, sah Gagern auf dem Präsidentenstuhl, hörte von Karl Vogt eine lange Rede und ließ mir zeigen, wer von den Koryphäen sonst zugegen war. Doch war die Ausbeute nicht groß; ich glaube: die ganze Rechte fehlte. Die Galerie war dünn besetzt — der düstre Geist der eben gewesenen Tage ging durch das Haus.

Auch in Erfurt fand ich die Stimmung nicht annähernd so behaglich wie im vergangenen Herbst. Zwischen damals und jetzt stand eben die Revolution, die hier sofort einen kommunistischen Anstrich angenommen hatte. Schon war es auf den Dörfern ringsum zu starken Ausschreitungen gekommen; man mußte noch Schlimmeres für die Stadt befürchten, wo in einem breiten verwahrlosten und verwilderten Proletariat ein mächtiger Zündstoff aufgehäuft lag, der von gewissenlosen Agitatoren eifrig geschürt wurde. Catilinarische Existenzen, die meinem Pflegebruder verhaßt waren, wie einem ehrlichen Hofhund im Finstern heranschleichende Marder und Füchse. Er hatte ein Herz für die Armen und in seinem

Beruf, der ihn mit so viel Not und Elend in fortwährende Berührung brachte, dafür den glänzendsten Beweis geführt. Als aber eines Tages es wieder in der Stadt gährte, das Volk die Bahnschienen aufreißen wollte, um einen militärischen Zuzug, den es fürchtete, zu verhindern, da hatte er ein paar Lokomotiven heizen und auf dem Bahnhof auf- und niederjagen lassen, entschlossen, in Stücke zu fahren, wer es wagen würde, das geplante Zerstörungswerk in Angriff zu nehmen. Socialismus und Kommunismus waren ihm greuliche Irrlehren, erfunden von Schwärmern oder Betrügern zur Verblendung und Verführung des Volkes, das hinterher die Sache bezahlen müsse. Die Herren Republikaner in der Paulskirche würden schon noch sehen, für wen sie in Wirklichkeit arbeiteten. Denn wer heutzutage die Republik wolle, der müsse auch Socialismus und in letzter Konsequenz Kommunismus wollen, oder er sei ein konfuser Kopf, der die Bedingungen der Zeit nicht verstehe. Ebenso wie die Herren Großdeutschen keine Ahnung von Politik hätten und dem, was Deutschland not thue. In Deutschland aber keine Ordnung und keine Ruhe und kein Frieden, als bis Österreich aus dem Bunde geschieden, respektive mit Waffengewalt hinausgedrängt sei, damit sich die anderen Staaten zu einem Bundesstaat konsolidieren könnten unter der Führung und Obmacht Preußens, dem die Kaiserkrone gebühre.

So sprach mein Pflegebruder. Man wird finden, daß seine Ideen mit denen, die später Bismarck entwickelte, eine auffallende Ähnlichkeit haben. Ich sehe darin nichts Besonderes; bin vielmehr überzeugt, daß

diese sogenannten specifischen Bismarck-Ideen die sehr vieler politisch fähiger und politisch reifer Köpfe einer gewissen Kategorie in jenen Jahren waren. Aber freilich keinen habe ich außer diesem meinen Verwandten gekannt, der auch zur Ausführung dieser Ideen so vollauf der Mann gewesen wäre, und dem vielleicht nur die sociale Stellung des Edelmanns in der Nähe des Thrones fehlte, um sich die nötige Autorität zu sichern, mit Hilfe derselben die konservativen Mächte für seine Ideen in Bewegung zu setzen und sich unsterblichen Ruhm zu gewinnen.

Ich hatte vor kurzem einen Mann, wenn auch nicht persönlich, kennen gelernt, dem dies — nach Schiller — höchste von allen Erdengütern beschieden sein sollte, und meinem Pflegebruder viel von dem merkwürdigen Prozesse erzählen müssen, welcher im Sommer dieses „tollen Jahres", oder wie der Angeschuldigte in seiner Schlußrede sagte: „in diesem Jahre der Gnade achtundvierzig," vor den Assisen in Köln verhandelt war: von dem Prozesse gegen Ferdinand Lassalle, angeklagt der moralischen Mitschuld an dem von seinen Complicen intentierten Diebstahl einer Kassette der Baronin von Meyendorf, der Geliebten des Grafen Hatzfeld.

Es giebt gewisse Glücksfälle, für die man seinem Schicksal noch besonders dankbar sein sollte. Ich bin es dem meinen für den Zufall, der mich in Bonn sein ließ, während in der benachbarten Stadt dieser wunderliche Rechtshandel vor sich ging. Freilich muß ich es mir anrechnen, daß ich den Zufall auch ausnutzte, was von der Studentenschaft außer mir nur etwa ein Dutzend und von diesem Dutzend wieder

die Hälfte auf meinen Antrieb gethan hat. Woher mein Interesse für den Handel ursprünglich stammte, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Jedenfalls hatte ich von dem Helden des Dramas selbst vorher nie ein Wort gehört; es mochten wohl die rheinischen demokratischen Zeitungen für ihn die obligate Reklame gemacht haben.

In dieser Reklame war der junge jüdische Gelehrte, den Männer wie Bökh und Humboldt ihres Umgangs, ihrer Freundschaft gewürdigt hatten, zweifellos als ein Vorkämpfer der höheren Sittlichkeit, ein Verteidiger der gekränkten Unschuld gegen die im Schoße der Üppigkeit verrottete vornehme Welt im voraus gefeiert worden, und das war denn auch die Rolle, die er in dem vielaktigen, personen- und wechselreichen Stück von Anfang bis zu Ende mit genialer Überlegenheit durchführte. Der Leser kennt die skandalösen Verhältnisse, welche diesem Prozeß zu Grunde lagen und im Laufe desselben mitleidlos aufgedeckt wurden. Er wird dafür halten, daß man so jung gewesen sein müsse wie der Schreiber dieser Erinnerungen, um gegen den, der sich in solchem grauenhaften Schmutz mit so aalglatter Geschmeidigkeit bewegte, ja denselben so meisterlich aufzurühren und für seine Zwecke auszunutzen verstand, etwas anderes zu empfinden als den entschiedensten sittlichen Widerwillen. Ich gebe zu, ich würde mich heute nicht mehr durch schimmernde Phrasen blenden, mir durch die heroische Haltung nicht mehr imponieren lassen; ich würde zweifellos den Mann nehmen für das, was er — in diesem Falle sicherlich — war: ein überaus geschickter Komödiant. Aber für

diese seine Leistung würde ich ihn heute womöglich noch mehr bewundern, als ich es damals that, wo ich doch nur eine unsichere Schätzung der Virtuosität hatte, welche eine solche Leistung erfordert. Man kann sich denken, wie weitschichtig sowohl in sachlicher Hinsicht als nach der Seite der Personalien das Material eines Prozesses sein mußte, der beinahe eine Woche ausfüllte. Lassalle beherrschte dies Material in jedem Moment bis in das kleinste Detail. So oft er sich, halb aus seinem Stuhl sich erhebend, an den Präsidenten mit der in nachlässigem Ton gesprochenen Bitte wandte, ihm „eine Frage an den Zeugen" verstatten zu wollen, ging ein Raunen durch die Zuhörerschaft: man war sicher, daß jetzt ein Streich fallen würde, der einen seiner Gegner in den Staub streckte! Dann fiel der Streich und — der Staatsanwalt sah sich um einen Belastungszeugen ärmer, auf den er wie auf einen Fels gebaut hatte. Der Angeklagte wußte besser als er, aus welchem Stoff hinüber und herüber die Zeugen bestanden! Es war ein peinlichster Moment, als unter diesem Gesindel auch der Sohn der „mütterlichen Freundin" des Angeklagten vor den Schranken erscheinen mußte. Man hatte nur den Trost der Annahme, daß er zu jung war, um die Welt zu verstehen, welche sich hier dem erschrockenen Publikum von amtswegen prostituierte. Und das war ja nun eben das Großartige der Leistung des jugendlichen Agitators, daß er das Publikum und die Geschworenen und womöglich die Richter selbst über seine Mitschuld an diesen Greueln nicht sowohl wegzutäuschen, als ihnen die Überzeugung einzuflößen verstand: er habe diese Schuld auf sich

nehmen müssen, um der verfolgten Unschuld zum Siege zu verhelfen!

Wer das im Laufe des Prozesses noch nicht begriffen hatte, dem wollte er es in seiner schließlichen Verteidigungsrede klar machen. Die Rede währte, wenn ich mich recht erinnere, vier volle Stunden; aber ich glaube, niemand ist die Zeit lang geworden, nicht einmal dem Staatsanwalt. Wenigstens hätte er bei dieser Gelegenheit lernen können, wie man es anfängt, dem Gegner Glaubwürdigkeit, Treue, Ehrbarkeit, jede Tugend, ja den kleinsten Rest irgend einer Tugend abzusprechen, um sich selbst mit allen jenen abgesprochenen Ehrenqualitäten zu schmücken, bis man dasteht: ein Märtyrer, ein Heros, ein Erlöser, vollendet bis auf die Palme, welche ihm die gerettete Menschheit zu reichen hat.

Die Sommersonne war im Sinken, als der Held die letzten Stadien seines Leidens- und Triumphweges (in der Rede) zurücklegte. Ein rötlicher Strahl fiel durch die hohen vorhanglosen Fenster von rechts her in den Saal gerade auf den Redner, sein scharfgeschnittenes bleiches Gesicht wie mit dem Abglanz einer besseren Welt verklärend und aus seinem dichten, gleichmäßig von der breiten Stirn aufstrebenden Haar eine leuchtende Gloriole machend. Und als er jetzt nach einem letzten Appell an die Gerechtigkeit von Mit- und Nachwelt der Märtyrer, das weiße Batisttuch gegen das blasse Gesicht drückend, auf seinen Stuhl zurücksank, da hatte er — mochte der Spruch der Geschworenen ausfallen, wie er wollte — moralisch die Schlacht gewonnen. Das hörte man an dem Schluchzen der Frauen, das sah man aus den

glühenden Augen der Männer und Jünglinge. Ein Moment tiefster Stille. Dann ein Ruf, der aus hundert Kehlen zugleich brach und den hohen Saal durchschütterte. Zuletzt der Jubel, als der Freigesprochene seinem Vater, der im Zuschauerraum der Verhandlung beigewohnt hatte, in die Arme stürzte; die erregte Menge drinnen sich über die Korridore nach draußen ergoß, wo auf dem Platz vor dem Justizpalast Tausende, die den Eintritt nicht hatten ermöglichen können, des Resultates harrten; und nun sich ein förmlicher Kampf erhob zwischen denen, die alle zugleich den Sieger umarmen, ihm die Hände drücken wollten, bis eine entschlossene Schar der Freunde ihn umringte und zu dem harrenden Wagen trug, welcher den nach allen Seiten Grüßenden rasch seinen Bewunderern entführte.

Ich gestehe, daß ich von ganzem Herzen zu diesen Bewunderern gehörte, ja, daß ich nicht aufgehört habe, den Mann zu bewundern und ihn noch bewundere, trotzdem ich so gut weiß, wie einer, mit welchen schweren sittlichen Makeln er behaftet war; wie unlauter so oft die Beweggründe, aus denen er handelte; wie unheilig die Mittel, mit denen er seine Sache verfocht. Auch mag man ja zugeben, daß seine Ideen nicht oder doch keineswegs überall sein originales Eigentum waren; er oft genug frischweg mit fremden Kälbern gepflügt hat. Mit dem allen und trotzalledem hat er sich einen Platz in der Weltgeschichte erobert, den ihm seine ärgsten Gegner lassen müssen. Sind es doch nicht immer reine Gefäße, in die der Genius der Menschheit seine Gaben legt; ja scheint es doch manchmal, als ob er für seine

großen Zwecke die unreinen vorzieht, wenn sie nur die Kraft haben, den ungeheuren Gehalt, den er ihnen anvertraut und der die schwächeren sofort zersprengen würde, eine Zeitlang zu bewahren und zu tragen. Der Handelnde hat immer unrecht, sagt Goethe; nur der Betrachtende hat recht. Aber mit der reinen Betrachtung, die recht hat, setzt man die schwere Welt nicht in Bewegung, und doch kommt es gerade darauf an. Ferdinand Lassalle, der rücksichts- und skrupellos Handelnde hat die Welt — die deutsche wenigstens — in eine Bewegung gesetzt, zu der die Revolution von achtundvierzig sich verhält wie die Windwelle zur Grundwelle; in eine Bewegung, die heute nicht nur noch fortdauert, sondern erst jetzt beginnt, ihre mächtige Tiefe und Kraft an den Tag zu legen, und deren Ende kein Verstand der Verständigen abzusehen vermag.

Das sind posthume Gedanken, von denen sich der junge Student, als er nach diesem denkwürdigen Tage, brütend und sinnend, in die Ecke seines Eisenbahncoupés gelehnt, nach Bonn zurückfuhr, sich doch nichts träumen ließ. Für ihn war, was er da gesehen, gehört hatte, nur ein höchst merkwürdiges Stück der Revolution gewesen, von der die ganze Welt erfaßt schien. Am wenigsten hatte er davon eine Ahnung, von welcher Bedeutung dermaleinst für ihn der Held des Skandalprozesses werden sollte. Er hatte wieder einmal nichts gethan als Augen und Ohren offen gehabt. Vielleicht war es das Beste, was er in dieser Lehrzeit seines Lebens thun konnte.

Hatte mir so ein glücklichster Zufall vergönnt, im Vorübergehen gleichsam, dem ersten Debüt des großen kosmopolitischen Agitators beizuwohnen, erachte ich es für ein nicht minder günstiges Geschick, daß ich aus unmittelbarster Nähe und für längere Zeit Zeuge sein durfte der politischen Anfänge eines anderen, ganz anders gearteten Mannes, in welchem, auch nach meinem heutigen Dafürhalten, die deutsche Revolution von achtundvierzig einen reinsten und schönsten Ausdruck gefunden hat.

Ich habe zu Karl Schurz — denn von ihm rede ich — in einer eigentlich freundschaftlichen Beziehung, wie zu manchem anderen Mitglied der Frankonia, nicht gestanden. Um eine solche herbeizuführen, hätten er und ich eifrigere Verbindungsbrüder sein müssen; hätten vor allem die Wege, die wir außerhalb der Verbindung wandelten, nicht in so ganz verschiedenen Richtungen laufen dürfen. Auch bin ich ihm, der Dinge in sich wälzte, die weit über den gewöhnlichen studentischen Horizont hinausreichten, zweifellos nur einer von den vielen gewesen, mit denen man auf der Universität freundlich, ja bis zu einem gewissen Grade der Intimität verkehrt, und deren Eindruck auf uns doch so flüchtig ist, daß wir uns selbst von ihrer äußeren Erscheinung bereits nach kurzer Zeit keine Vorstellung mehr machen können. Ich hatte dafür im vorigen Jahre einen schlagenden Beweis, als Schurz mich besuchte und vergebens in meinem Gesicht nach einem Zuge spähte, der ihn an den einstigen Kommilitonen erinnern möchte. Es waren allerdings, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen,

rund vierzig Jahre dahingegangen. Aber weshalb war das Gleiche nicht bei mir der Fall? Warum hätte ich ihn, ohne mich einen Moment zu bedenken, unter Tausenden wiedererkannt? Warum hätte ich nur ein Wort aus seinem Munde zu hören brauchen, um zu wissen, daß er es sei? Warum konnte ich ihn an eine Menge kleiner Züge unserer einstigen Begegnungen erinnern, von denen auch nicht einer in seinem Gedächtnisse haften geblieben war? Warum? Offenbar weil er mir so viel bedeutet hatte, wie ich ihm wenig. Weil er mich so gut wie übersehen und ich ihn mit aufmerksamster und, ich darf sagen: innigster Teilnahme und Bewunderung beobachtet und studiert hatte. Schurz mußte das lächelnd zugeben. Wir vereinigten uns in dem Zugeständnis, daß die Gaben und Fähigkeiten des von Haus aus auf das Handeln gestellten und des von der Natur auf die Betrachtung angewiesenen Menschen eben toto genere verschieden seien.

So möge mir denn der Freund verstatten, im Interesse des Lesers, dem ja, wo es sich um wahrhaft bedeutende Menschen handelt, auch das Anekdotische mit Recht willkommen ist, aus dem Schatze meiner Erinnerungen einiges mitzuteilen, das mir für das Bild des jugendlichen Freiheitskämpfers charakteristisch scheint.

Schurz war nichts weniger als das, was man unter einem bel homme zu verstehen pflegt. Groß, schlank und hager, gab er nichts auf Haltung, sondern saß, stand, und ging, wie es ihm bequem war. Im Verhältnis zu dem prächtigen, von reichem, lockig langem Haar bedeckten Schädel, erschien das Gesicht

klein, fast gekniffen, besonders in der unteren Partie, welche die breite, feste Stirn wie ein Felsen überragte. Die hellen, lebhaften Augen waren stets von einer Brille bedeckt, welche die Neigung hatte, auf der etwas eingebogenen Nase nach unten zu rutschen, und dann mit einem energischen Ruck des Zeigefingers hinauf geschoben wurde. Aber das alles war nur, so zu sagen, für den ersten Blick und verschwand, vielmehr: wurde ein ganz anderes bei näherer und längerer Betrachtung. Dann zeigte sich, daß jene scheinbar saloppe Haltung die eines Menschen war, der sich giebt, wie er ist, und sich so geben darf, weil nichts Unschönes, Unedles in ihm und jede Gebärde nur der Ausdruck der inneren Freiheit und seelischen Anmut. Die dann wundersam das unschöne Gesicht durchglänzten, sobald er zu sprechen begann mit einer Stimme, die wiederum an sich nicht wohllautend war, aber, je länger er sprach, einen Klang gewann, der, wie er aus dem Herzen des Redners kam, dem Hörer unmittelbar und unwiderstehlich zu Herzen ging. Schurz ist das größte rednerische Genie, das mir in meinem Leben begegnet ist. Man durfte von diesem Genie, wie von jedem, sagen, daß es im Grunde fertig auf die Welt gekommen war. Welche Vorübung hätte auch der in dürftigen Verhältnissen aufgewachsene junge Mensch gehabt, der nur aufzutreten brauchte, um mit dem ersten Anlauf die geschultesten akademischen Sprecher weit zu überholen! Es ist ja keine Frage, daß er selbst in der beständigen Übung seiner genialen Begabung noch zu viel höheren Stufen der oratorischen Kunst aufgestiegen ist; daß die großen staatsmännischen Reden, denen er in Amerika

seine für einen Deutschen doppelt großen Erfolge verdankte, von weitaus tieferem Gehalte gewesen sein müssen, als die, mit denen der junge Student in Bonn seine Laufbahn begann; aber eindringlicher, hinreißender als damals kann er nicht gesprochen haben. Es ist unmöglich. Es war in seiner Rede ein geradezu himmlisches Feuer, im Vergleich zu welchem das Pathos der anderen hohl und nichtssagend erschien. Denn das war das Charakteristische seiner Art zu reden, daß darin so gar nichts Gemachtes war, so absolut nichts, was auf einen Effekt berechnet schien, selbst in den Augenblicken nicht, wo er, die langen Locken nach hinten schüttelnd, einen Moment schwieg, bevor er dem Gegner einen besonders gewichtigen Satz entgegenschleuderte. Man fühlte, es war keine Kunstpause gewesen, nur das Niederducken des Löwen vor einem gewaltigen Sprunge. Es war eine ganz andere Beredsamkeit als die Lassalles, die ja auch in ihrer Art einzig genannt werden durfte. Mochte man bei Lasalle die Kraft bewundern, mit der er ein ungeheures Material zu beherrschen verstand, und die Kunst, die ihn das vorher sorgfältig Ausgearbeitete vortragen ließ, als habe es der Augenblick geboren, so war bei Schurz die Kraft nicht geringer, ja sie mußte größer sein, da sie der Kunst und der Künstelei völlig entraten und sich auf sich selbst mit absoluter Sicherheit verlassen durfte.

Schurz, der nur um wenige Tage jünger ist als ich und ebenfalls im Herbst des vergangenen Jahres die Universität bezogen hatte, stand, als ich ihn im Sommer achtundvierzig kennen lernte, längst mitten

in der revolutionären Bewegung. Er war, wenn ich mich recht erinnere, Sekretär des demokratischen Vereins, der gegen den konstitutionellen die Fahne hochhielt. Jedenfalls besaß die Bonner Demokratie in ihm ihre weitaus größte Kraft, wenn auch Kinkel als ihr sichtbares Oberhaupt galt. Gewiß war Kinkel ein bedeutender Redner, aber er hatte, mochte er auf der Volksrednerbühne oder auf dem Katheder stehen, etwas gemacht Pathetisches, das ein feineres Ohr unerquicklich berührte, wie sehr man auch sein großes Formtalent bewundern mußte. Überragte Schurz so seinen Meister an natürlicher rednerischer Begabung um Haupteslänge, konnte jener in allem anderen, was den Politiker macht: Klarheit des Blickes für die gegebenen Verhältnisse, unerschütterliche Festigkeit des Willens, zähe Energie in der Verfolgung der einmal gesetzten Ziele schon gar nicht den Vergleich mit dem jüngeren Genossen aushalten.

Daß jemand, der sich, wie Schurz, in die politische Bewegung als in sein eigentliches Element geworfen hatte und sich in derselben umtrieb mit der Leichtigkeit und Sicherheit des Sturmvogels auf den Wellen, keine Zeit für die Studien behielt, um derentwillen man Universitäten zu besuchen pflegt, liegt auf der Hand. Ob er zur Zeit noch irgend ein Kolleg belegt hatte, weiß ich nicht. Ich bezweifle es. Jedenfalls besuchte er keines, und wenn man ihn einmal in einem Auditorium sah, schien er sich dahin verirrt zu haben. So einmal, als er plötzlich, während wir des Professors harrten, auf der Bank neben mir saß. Es war in einem Kolleg über Äschylus' Sieben gegen Theben und ich hatte mein Kollegienheft vor mir

aufgeschlagen. Schurz hatte es zur Hand genommen und eine Minute oder so ernsthaft darin geblättert. Nun legte er es auf den Tisch zurück, blickte mich von seitwärts an und sagte: das verstehst du nun alles! Ich würde die Ironie herausgefühlt haben, auch wenn sie das halb gutmütig, halb spöttische Lächeln, welches die Worte begleitete, und der Ton der Stimme nicht verraten hätten. Es war dieselbe Empfindung, aus der heraus er einmal auf der Kneipe, nachdem er einem litterarischen Disput von ein paar Kommilitonen, zu denen auch ich gehörte, eine Weile zugehört, achselzuckend sagte: Ich begreife nicht, wie man in einer Zeit, wie diese, über solche Dinge sich den Kopf zerbrechen kann.

Hatte so der zukünftige Staatsmann keine Muße für litterarische Dinge, so konnte man ihn, der einmal unter anderem sich auch als General auszeichnen sollte, wohl auf dem Fechtboden antreffen. Besonders im Anfang meines Bonner Aufenthaltes, als ihm die Politik noch hin und wieder eine Stunde für alte Liebhabereien übrig ließ. Er führte eine ebenso gewandte wie wuchtige Klinge. Ich, der ich noch ein völliger Neuling in der edlen Kunst war, habe wiederholt die Ehre gehabt, ihm gegenüberzustehen und seine große Überlegenheit auf meine Kosten zu erfahren. Dabei nun wäre es falsch, anzunehmen, er sei ganz und gar in seiner politisch-revolutionären Praxis aufgegangen. Im Gegenteil: er studierte so eifrig, wie nur einer von uns anderen. Es waren freilich Disciplinen, über die kein Kolleg gelesen wurde. Einmal verschaffte mir der Zufall einen wunderlichen Einblick in diese seine Privatstudien.

Ich hatte den Sonntagsvormittag zu einem langen Spaziergange benutzt, von dem ich um die Mittagsstunde auf der Koblenzer Chaussee heimkehrte. Ein glühend heißer Tag. Mitleidslos brannte die Sonne herab; die Chaussee war wie ausgestorben, trotzdem ich mich bereits zwischen den ersten Häusern befand. So konnte ich einen Menschen, der mir aus der Stadt entgegenkam, schon von weitem sehen. Er ging mitten auf der Chaussee, deren Staub unter seinen Füßen aufquoll, während er langsam so dahinschritt, den Kopf gesenkt, in einem Buche lesend, das er in beiden Händen hielt und über das sein Körper den wünschenswerten Schatten warf. Als ich mich dem seltsamen Wanderer hinreichend genähert hatte, erkannte ich Schurz. Er las so eifrig; er wäre an mir achtlos vorübergeschritten, trotzdem sich außer uns beiden niemand auf dem Wege fand, hätte ich ihn nicht angerufen. — Sieh', wo kommst du denn her? rief er, indem er das Buch sinken ließ, aber den Zeigefinger zwischen den Blättern behielt. — Ich sagte: von Kessenich, hütete mich aber wohl, zu gestehen, daß ich dort in der Laube des Wirtshauses bei einer Flasche Mosel seit langer Zeit zum ersten Male wieder einen lyrischen Versuch gemacht hatte, mit dessen Ausfall ich nebenbei nur halb zufrieden war. Statt dessen fragte ich, was er denn da so eifrig lese? Es war Rousseaus Du Contrat social! Ich kannte das berühmte Werk aus dem „Naturrecht", das ich bei Heidemann in Berlin gehört hatte, soweit man ein Werk kennt, welches man weniger studiert als angeblättert hat. Ich hatte es ihm aus der Hand genommen und während ich, weiter mit ihm sprechend,

wieder in demſelben blätterte, fiel mein Auge auf die Stelle des dritten Kapitels im erſten Buche: „Sitôt qu'on peut désobéir impunément, on le peut légitimement; et puisque le plus fort a toujours raison, il ne s'agit que de faire en sorte qu'on soit le plus fort.“ Ich zeigte ihm den Satz. Er las ihn. — Nun? fragte er. — Das iſt doch was für euch, erwiderte ich. — Gewiß. — Es fehlt nur viel, daß ihr die Stärkeren ſeid. — Was nicht iſt, kann ja noch werden. — Er ging ſeines Weges weiter, die kurze Strecke bis zu ſeinem elterlichen Hauſe, das ich vorhin paſſiert hatte; ich ſetzte den meinen zur Stadt fort, ohne zu ahnen, wie bald der wunderſame Menſch in die Lage kommen würde, aus dem in halb ſcherzhaftem Tone hingeworfenen Wort vollen blutigen Ernſt zu machen.

Es war im Frühjahr neunundvierzig. Der König von Preußen hatte am 3. April die Frankfurter Deputation, die ihm die Kaiſerkrone bot, hohnvoll zurückgeſchickt. Der Wydenbrugkſche Antrag vom 4. Mai war im Parlament mit einer Mehrheit freilich von nur zwei Stimmen angenommen worden. Sein erſter Satz lautete: „Die Nationalverſammlung fordert die Regierungen, die geſetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelſtaaten, das geſamte deutſche Volk auf, die Verfaſſung des deutſchen Reiches vom 28. März zur Anerkennung und Geltung zu bringen.“ Ich meine, daß diejenigen, welche was nun folgte: die Aufſtände in der Pfalz, in Baden, Dresden u. ſ. w. für pure Rebellion erklären, die mit Waffengewalt niederzuwerfen die Regierungen das Recht und die Pflicht hatten, ſich die Sache doch gar

zu bequem machen. Bestand die Nationalversammlung zu Recht, bestand auch der Beschluß vom 4. Mai zu Recht, gleichviel, ob er mit einer Majorität von zwei oder zwanzig oder zweihundert Stimmen angenommen war. Was sollte wohl daraus werden, wenn parlamentarische Beschlüsse nicht gelten, sobald die Majorität, die sie durchgesetzt, eine nur winzige ist? Bestand aber der Beschluß zu Recht, so kann man doch dem ausdrücklich und feierlich zur Durchführung der Verfassung aufgerufenen Volk mindestens nicht ohne weiteres Unrecht geben, wo immer es, treu zu seinem Parlamente haltend, den Versuch machte, den Widerspruch der Regierungen zu brechen, der ihm die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen und Wünsche wieder in unabsehbare Ferne rückte. Die Rechtsfrage war eben hier, wie immer, eine Machtfrage geworden. Die Regierungen behielten Recht, weil sie die Macht hatten. Hätte der Fall umgekehrt gelegen, würden sie die Rebellen gewesen sein. Eine ganz andere Frage ist, ob man von den Führern des Volkes nicht die sichere Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge, die Erkenntnis der Unmöglichkeit der Durchführung ihrer Idee hätte verlangen können. Aber auch hier wird der Stein der Verdammnis allzu leichtfertig geworfen. Weiß man doch, wie das Zünglein an der Wage der Entscheidung in dem Königsschloß zu Berlin geschwankt hat! Wie bänglich man am Hofe zu Dresden der Entscheidung harrte, um genau das zu thun, was Preußen thun würde! Und die achtundzwanzig deutschen Regierungen, die bereits am 14. April ihren Zutritt zu der Reichsverfassung erklärt, wenn

es auch sie kleinen waren und die in der Machtfrage nicht den Ausschlag geben konnten, — sollte das gläubige Volk ohne weiteres annehmen, daß sie ihm nur Sand in die Augen hätten streuen wollen? sich nicht vielmehr durch diese achtundzwanzig feierlichen Erklärungen in seinem guten Recht bestärkt fühlen? nicht versuchen, mit ihrer Hilfe sein Recht durchzudrücken gegen Preußen, das in dem schleswig-holsteinschen Handel seine undeutsche Gesinnung eben erst in so zweifellos kläglicher Weise bestätigt hatte? Träume und Schäume! Jawohl! Und die es nicht geblieben wären, wenn — es einen Träumer weniger in Deutschland gegeben, oder doch nicht in seiner schwankenden Hand die Entscheidung gelegen hätte!

Schurz würde nicht er selbst gewesen sein, wäre er in dieser Lage der Dinge vor der praktischen Konsequenz seiner Überzeugungen zurückgeschreckt. „Was nicht ist, kann ja noch werden!“ Jetzt war der Augenblick da, wo in feurigen Seelen, wie die seine, der Entschluß reifen mußte, den Versuch zu wagen, ob es nicht werden könne. Die Bewegung hatte sich nach Rheinland und Westfalen fortgepflanzt. In einigen Städten waren die Behörden selbst für die Reichsverfassung offiziell eingetreten; in anderen, wie Düsseldorf und Elberfeld, hatte das Volk die Sache in die Hand genommen. Man wünschte, hoffte, erwartete den Beistand und Zuzug der Gesinnungsgenossen von allen Seiten, um dem Aufstand in diesen Centren den nötigen Nachdruck geben zu können. In Bonn war die demokratische Partei in größter Aufregung. Zu schwach, um an Ort und Stelle

selbst die Fahne aufzuwerfen, glaubte man dem Rufe nach Elberfeld folgen zu müssen. Im Verzuge war Gefahr. Was geschehen sollte, mußte sofort geschehen. Auf den nächsten Tag war eine Volksversammlung zur Fassung eines definitiven Beschlusses anberaumt.

Am Abend ging ich mit Schurz durch die Straßen. Ich erinnere mich nicht genau, wie wir uns da getroffen hatten; ich muß annehmen: durch einen Zufall. Natürlich fiel das Gespräch sofort auf das große Thema. Schurz war, wie immer, heiter und gefaßt; ich war es umsoweniger. Mit Lebhaftigkeit entwickelte ich die Gründe, weshalb mir der Zukunftsplan eine Donquixoterie schien, die ein trauriges Ende nehmen müßte; beschwor ihn, sich nicht darauf einzulassen; warnte ihn vor den Gefahren, denen er sich so mutwillig aussetzen wollte. Er wehrte zuerst in seiner ironischen Weise ab und gebrauchte dabei das Wort Georgs in Götz von Berlichingen, das er auch sonst gern zitierte: „Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch." Als ich nicht abließ, wurde er plötzlich ernsthaft und sagte: Du meinst es gut. So will auch ich dir einen Rat geben. Hüte dich! Wenn wir siegen, und ich glaube, wir werden siegen — wer nicht für uns ist, der ist wider uns. In Revolutionen, weißt du, macht man kurzen Prozeß. Es sollte mir leid thun, wenn dir die Sache an den Kragen ginge. Aber davon sei überzeugt: ich würde eventuell so wenig dich schonen, wie einen anderen. — Er hatte mir bei den letzten Worten die Hand auf die Schulter gelegt. Auf seinem Gesicht, das ein Mon-

denstreif, der in die enge Gasse fiel, hell genug beleuchtete, lag ein Ausdruck von finsterer Entschlossenheit, den ich so noch nie an ihm beobachtet hatte, und der mir keinen Zweifel darüber ließ, daß es ihm mit dem, was er sagte, nichts weniger als Spaß sei.

Die Volksversammlung fand am folgenden Tage statt. Sie fiel kläglich genug aus. Von der ohnehin nicht zahlreichen Partei waren die Ängstlicheren jetzt, da es zum Handeln kommen sollte, von vornherein lieber zu Hause geblieben. Anderen wurde die Sache im Laufe der Debatten so unheimlich, daß sie still davonschlichen. Es blieb zuletzt nur eine Handvoll der zu allem Entschlossenen. Beschlossen aber war, daß man sich eine Stunde später an der Landungsbrücke der fliegenden Fähre versammeln wollte, um auf dieser nach Beuel überzusetzen. Von da sollte der Marsch nach dem eine Stunde weiter ins Land hinein gelegenen Siegburg gehen, wo sich ein Landwehrzeughaus befand, mit dessen Waffen man sich auszurüsten gedachte, um in Elberfeld mit dem nötigen Nachdruck auftreten zu können.

Von diesem Plane durfte man wohl mit Recht sagen, daß man ihn verflucht gescheidt hätte nennen müssen, wenn er nicht so herzlich dumm gewesen wäre. So dumm in der That, daß man schwer begreift, wie ein Mann wie Kinkel sich darauf einlassen konnte; es nur begreift, wenn man annimmt: er hat die Geister, die er gerufen, nicht mehr loszuwerden vermocht, und in der bösen Alternative, vor den Augen seiner Partei ein Feigling zu sein, wenn er

blieb, oder nach den Begriffen der Welt ein Narr, wenn er mitging, schweren Herzens das letztere gewählt. Was Schurz betrifft — ich hatte versucht, mich in das Versammlungslokal — im „Römer", einer obskuren Weinkneipe, — zu drängen — es war mir nicht gelungen, wenigstens nicht so weit, daß ich bis zu ihm gelangt wäre; und so sollten die Worte, die ich gestern Abend aus seinem Munde gehört, die letzten für volle vierzig Jahre bleiben. Wie ich ihn kannte, war er von vornherein entschlossen gewesen, va banque zu spielen, und wenn er keine Genossen gefunden hätte, er würde allein nach Elberfeld gegangen sein. So mochte er das bis zur Lächerlichkeit Kopflose des ganzen Anschlags auf die leichte Achsel nehmen. Man stelle sich vor: anstatt den einzig richtigen, durch die Lage der Dinge gebotenen Weg einzuschlagen, das heißt: die Sache im tiefsten Geheimnis vorzubereiten und ebenso auszuführen, hatte man sie an die große Glocke einer Volksversammlung gehängt; diese Volksversammlung so lange tagen lassen, bis sie nach stunden und stundenlangen unfruchtbaren Debatten schließlich zu einer intimen Kneiperei der wenigen Gesinnungsgenossen ausartete, und die Polizei durch gefällige Zwischenträger von allem und jedem, was da vorging und beschlossen wurde, gründlichst unterrichtet war. Es ist ein Beweis der unglaublichen Feigheit oder Hinterhaltigkeit der Behörde, daß sie die Handvoll Menschen, um die es sich handelte, nicht auf der Stelle dingfest und so dem Skandal ein Ende machte, sondern den kleinen Trupp am späten Abend richtig abziehen ließ, um ihn in

flagranti abzufassen. Der aber hätte nur, nachdem er drüben angekommen, die fliegende Fähre zurückzubehalten, respektive zu besetzen und gegen einen etwaigen Angriff (welcher aber gar nicht zu befürchten stand) zu verteidigen brauchen, und es hätte nicht geschehen können, was nun geschah. Nämlich daß, sobald das Fahrzeug wieder an der Bonner Seite gelandet war, eine halbe Schwadron Husaren eingeschifft wurde, die, drüben angelangt, sich in Trab setzte, den Zug der Aufständischen auf dem Wege nach Siegburg bald einholte, oder doch eingeholt haben würde, wenn die nächtlichen Wanderer, als sie das Pferdegetrappel hinter sich hörten, sich nicht rechts und links in die Felder geworfen hätten. Nur ein paar wurden eingebracht, unter ihnen ein immer halb betrunkener kleiner Gastwirt, der auf seinem Schimmel die gesamte Kavallerie des Korps bildete. Es wurde nachträglich viel über diesen Schimmel gespöttelt, dem ein tapferer Husar im Feuer der Attacke den Schweif abgehauen hatte. Nun, eine für die Aufständischen ruhmreiche Affaire war es nicht. Aber die Großmacht Preußen durfte über den Schimmel, der am 8. November des folgenden Jahres bei Bronzell das Opfer des „Mißverständnisses" wurde, auch nicht gerade Viktoria schießen.

Die Rädelsführer waren selbstverständlich der weisen Behörde entwischt. Kinkel hatte sich sofort nach der Pfalz gewandt; Schurz die Keckheit gehabt, auf einem Umwege nach Bonn zurückzukehren, wo er sich ein paar Tage verborgen hielt, um dann dem vorausgeeilten Freunde zu folgen. Seine weiteren Schicksale sind jedem bekannt.

War so in Karl Schurz der Wage- und Übermut und, ich scheue mich nicht zu sagen: das Heldenhafte der Revolution von Achtundvierzig gleichsam verkörpert, so darf Adolf Strodtmann als der Typ der Träumer und Schwärmer gelten, die sich um das alleinseligmachensollende Banner der Republik geschart hatten. Schon seine physische Natur bürgte dafür, daß ihm die Ausführung rascher Thaten nicht wohl gelingen konnte. Äußerst kurzsichtig, ja schon damals auf einem Auge halb blind, hörte er so schlecht, daß man schreien mußte, um sich ihm verständlich zu machen. Diese Gebrechen hatten die Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit seines Körpers nur noch vermehrt und gaben ihm ein komisches und zugleich rührendes Aussehen, wenn man sich erinnerte, ein wie guter und edler Kern in dieser wunderlichen Hülle steckte. Trotz seiner Gebrechen hatte sich der junge Kieler Student (er war, am 24. März 1829 geboren, genau um einen Monat jünger als ich), als die Unruhen in seinem Vaterlande ausbrachen, sofort einem der Freikorps angeschlossen. Gleich bei einem der ersten Gefechte war er verwundet und gefangen worden, und er erzählte in seiner monotonen Weise harmlos, wie es dabei zugegangen war. Er hatte zu einer ausgeschwärmten Tirailleurlinie gehört, die plötzlich auf einen überlegenen Feind stieß, so daß „Schützen zurück" geblasen wurde — ein Kommando, dem alle anderen gefolgt waren, außer ihm. Er hatte das Signal nicht gehört, hatte nicht gesehen, daß er schließlich mutterseelenallein auf weiter Flur stand, sondern

ruhig weiter geladen und geschossen, bis ihn eine feindliche Kugel aus nächster Nähe niederstreckte. Glücklicherweise war die Verwundung trotzdem nicht tötlich gewesen und konnte während einer längeren Gefangenschaft, die er auf einem abgetakelten dänischen Kriegsschiff im Hafen von Kopenhagen verbrachte, geheilt werden. Dann, ausgewechselt, war er im Sommer Achtundvierzig nach Bonn gekommen mit seiner ungeschwächten Begeisterung für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und die unteilbare deutsche Republik. Selbstverständlich hatte er sich sofort der demokratischen Partei angeschlossen, für die er eifrigst eine gutgemeinte, ungeschickte Propaganda machte. Nichts Wunderlicheres, als ihn so auf der Kneipe perorieren zu hören, ohne daß er sich jemals durch die Einwürfe der Gegner, die er nur halb hörte, hätte irre machen, durch die Neckereien der Spötter aus der Fassung bringen lassen, verwundert aufblickend, wenn er endlich fand, daß ihm keiner mehr zuhörte, und er mit seiner Begeisterung allein war, wie auf dem Plane von Bau, als ihn die Feinde beim Kragen nahmen.

Trotz seiner ehrlichen Begeisterung für des Vaterlands Größe und Glück, der Mitgliedschaft des demokratischen Vereins und allem, was dazu gehörte, hatte der gute Mensch doch auch immer Zeit für das, wovon der energische Schurz erklärte, es könne sich in solcher Zeit kein Vernünftiger damit beschäftigen. Man sah ihn dann und wann in einem Kolleg, zumal in dem, das Kinkel über Kunstgeschichte des Mittelalters hielt, wenn er gerade einmal eine Stunde erübrigen konnte. Außerdem gehörte er einem lyri-

schen Kränzchen an, in welchem die Mitglieder einander vorlasen, was ihnen die Muse im Laufe der Woche beschert hatte. Gegen die anderen mochte sie wohl einmal die milde Hand nicht aufgethan haben; Strodtmann war nie leer ausgegangen. Er dichtete, reimte wenigstens immerfort mit einer Ergiebigkeit, die ihn nicht verließ, wenn er auch ausnahmsweise eine andere als die lyrische Muse anrief. So waren kaum 14 Tage vergangen, daß Wien gefallen und der ehemalige Lieutenant und spätere Kommandant der Nationalgarde Messenhauser mit den vielen (zu denen auch Robert Blum gehörte), standrechtlich erschossen war, als er eine Tragödie in fünf Akten nebst einem Vorspiel fertig hatte, welche das tragische Ende des genannten Volksführers behandelte. Da der Dichter selbst mit einigem Rechte sich nicht getraute, sein Werk zum würdigen Vortrag zu bringen, hatte er mich, der ich mich auch bereits in Bonn unter den Befreundeten eines gewissen Rufes als Recitator erfreute, gebeten, an seine Stelle zu treten. Die Vorlesung fand auf meinem Zimmer in Gegenwart eines halben Dutzend Vertrauter statt. Es erregte unser aller Bedenken, als in dem Scenarium des Vorspiels, dessen Ort das Lager von Jellachich war, sich die Bestimmung fand: „Kanonenkugeln fliegen von links und rechts über die Bühne.“ Man behauptete, daß man Kanonenkugeln, möchten sie nun von rechts oder links kommen, nicht fliegen sehen könne. Ob er denn während seines Schleswig-Holstein'schen Feldzuges welche gesehen habe? Er dachte nach und erwiderte: Ich erinnere mich in

der That nicht. Übrigens, wißt ihr, daß ich sehr kurzsichtig bin. Wenn Ihr aber meint, so können wir ja die Kanonenkugeln weglassen. Die Lektüre nahm ihren Fortgang, kam aber, trotzdem ich mir die redlichste Mühe gab, meine Sache gut zu machen, nicht über den zweiten Akt hinaus. Die Zuhörerschaft erklärte mit mitleidsloser Einstimmigkeit, sie könne all das Geschieße und Gemetzle nicht länger aushalten, was den guten Strodtmann in große Verwunderung setzte, da die Sache ja erst eigentlich losgehen solle und noch nicht einmal der Minister Latour gehangen sei! Als auch das nicht verfing, klappte er ruhig das ungeheure Manuskript, das ich sacht vor ihn hingeschoben hatte, zu und erklärte sanftmütig: Er habe geglaubt, ein gutes Drama gemacht zu haben. Wenn wir aber dafür hielten, daß es schlecht sei, und er weder an unserm Wohlwollen noch unsrer ästhetischen Urteilskraft zweifle, so müsse er uns schon Glauben schenken. Das Merkwürdigste an der ganzen Sache sei ihm, daß ein Mensch, der doch an den Fehlern der Eitelkeit und Selbstüberschätzung nicht gerade in hervorragendem Maße laboriere, sich über die Tragweite seines Talentes so irren könne.

Nun, er hatte sich in diesem Falle geirrt; aber mit dem übrigen hatte es seine Richtigkeit. Er überschätzte sich nicht, er war nicht eitel: nicht auf seine ganz unzweifelhaft große lyrische Begabung, nicht auf seinen litterarischen Bienenfleiß, nicht auf den Opfermut, mit dem er, der halb Erblindete, auf die Gefahr hin, völlig blind zu werden, für die Herausgabe der „Letzten Gedichte“ seines geliebten Heine

die kreuz- und quer beschriebenen Blätter des Nachlasses entzifferte, ruhelos, bis er den letzten verlorenen matten Bleistiftzug richtig gestellt. Ein Mensch, der sich sein Kindergemüt bewahrte durch alle Wechselfälle seines bewegten Lebens; von allen Mitmenschen nur das Beste annahm; sich durch keine trübste Erfahrung in diesem frommen Glauben stören ließ; unentwegt seine politischen und litterarischen Ideale hochhaltend, mochte die Welt sie durch den tiefsten Staub schleifen; der treueste Freund seiner Freunde, der schon darum seine Feinde nicht hassen konnte, weil er keine zu haben glaubte; dankbar für das geringste Lob, durch den bittersten Tadel nicht gekränkt, da es ihm nie um seine Person, immer nur um die Sache zu thun war — so steht Adolf Strodtmann in meiner dankbaren Erinnerung; so möchte ich, daß sein freundliches Bild den Leser aus diesen Blättern anblicke.

Wir sind mit dem letztgenannten Freunde unvermerkt wieder aus dem politischen auf das litterarische Gebiet übergegangen, also auf dasjenige, welches denn doch das eigentliche Feld meiner Arbeit auch während dieser Zeit war und fortan immer geblieben ist. In der That verfolgen die obigen Abschnitte wesentlich den Zweck, Strodtmanns Behauptung, ich habe dem politischen Leben jener Tage ganz fern gestanden, auf ihr wirkliches Maß zurückzuführen. Es beschränkt sich darauf, daß allerdings von einer aktiven Teilnahme meinerseits an den

Welthändeln nicht wohl die Rede sein kann; meine teilnahmsvolle Betrachtung aber denn doch ein gut Teil intensiver auf diesen Dingen und den in sie verflochtenen Personen weilte, als der Freund ahnte oder mir selbst jener Zeit bewußt geworden ist. Dergleichen erfahren wir ja oft im Leben. Wir gehen, in schwere Gedanken verloren, oder in Träumereien eingesponnen, unsers Weges, ohne auf das, was uns begegnet, achthaben zu wollen; und haben doch acht darauf gehabt zu unserm eigensten Erstaunen, wenn nun die Bilder, die zu der Zeit höchstens flüchtige Schemen zu sein schienen, scharf umrissen, in aller Treue der Lokalfarben aus unserer Erinnerung auftauchen. Ein solches Resultat wird sich freilich wohl nur für den ergeben, der, wie ein Nachtwandler auf seinem gefährlichen Pfade seine Füße richtig setzt, trotzdem seine Sinne im Halbschlaf gebunden sind, so, was im Leben um ihn her sich umtreibt, bemerkt und beobachtet, obschon seine Seele in den Fesseln des eigenen Leids und der eigenen Lust sich windet.

Der Lust war freilich für mich so wenig, wie viel des Leides, wenn ich auch, indem ich diesen Ausspruch zum anderen Male thue, den freundlichen Leser in Verwunderung setzen mag. Da lebt ein junger Mensch in gesicherter äußerer Lage, Genosse einer immerhin hochinteressanten Zeit, an der er ja auch eingestandenermaßen wenigstens einen betrachtenden Anteil nimmt; nicht alltägliche Begebenheiten geschehen in seiner unmittelbaren Nähe; er hat das seltene Glück, unter seinen Alters- und Studiengenossen mehr oder weniger bedeutenden Menschen

zu begegnen, mit ihnen intim verkehren zu dürfen, — und er steift sich trotzalledem darauf, von seinem Unglück zu sprechen! Aber man bedenke: das etwa Interessante, welches ich hier auf wenige Blätter zusammendrängte, verteilte sich in Wirklichkeit auf eine lange Zeit und ließ zwischen sich ödeste Lücken. Jene bedeutenden Menschen, von denen ich gesprochen, und andere, von denen ich noch zu sprechen haben werde, sie gleichen den Leuten, die sich zeitweise zu dem Wanderer gesellen, durch ihre angenehme Gegenwart, ihr munteres Gespräch ihm den Weg verkürzend, um dann nach gemessener Frist, ihren eigenen Zielen nachstrebend, seitwärts abzubiegen und ihn nach dem vergnüglichen Intermezzo seine Einsamkeit erst recht bitter empfinden zu lassen.

Freilich „Einsamkeit" ist nicht das richtige Wort; es muß „Vereinsamung" heißen. Die Einsamkeit war mir ja von jeher eine Freundin gewesen und war es mir auch jetzt wieder, wie melancholisch sie mich auch oft genug aus ihren unergründlichen Augen anschauen mochte. Aber die Vereinsamung! Das trotz der jeweiligen Gesellen sich allein Fühlen, sich allein Wissen auf einem Wege, der nur uneigentlich so genannt werden kann, da man kaum eine Ahnung hat, wohin er führt; von dem steten Zweifel gefoltert wird, ob es nicht, alles in allem, ein Irrweg ist; ob das, was man da in der Ferne als stolze Burg zu erkennen glaubt, sich nicht, wenn man näher kommt, als klappernde Windmühle ausweist, oder, umgekehrt, was man für eine verächtliche Windmühle hält, in die heißerstrebte Burg verwandelt, wenn man längst vorüber und die Umkehr unmöglich.

Auch dieses unsichere Tappen auf einem dunklen Wege nach einem schwankenden, verschwommenen Ziele war mir ja nichts Neues. Ich kannte es sehr wohl schon von den letzten Schuljahren her und dem in Berlin verbrachten Semester. Es wurde mir nur hier in Bonn, je länger es währte, in je schrofferen Widerspruch es zu den Erwartungen trat, die man von meinem Fleiß und meiner Begabung hegte; zu den Anforderungen, die ich selber an mich stellte, immer unheimlicher bis zu schwerer Verdüsterung meines Gemütes, ja manchmal bis zu völliger Verzweiflung.

Der Leser erinnert sich, daß ich mich bereits in Berlin mit dem Entschlusse, die Juristerei fahren zu lassen und mich der Philologie zu widmen, getragen hatte. Darüber war dann die Revolution hereingebrochen, dem Unsicheren ein willkommener Vorwand, die Sache vorläufig in der Schwebe zu lassen. Die Gewißheit, die Eltern, mindestens den Vater durch einen abermaligen Wechsel in meinen Studienplänen ernsthaft zu betrüben, wird zweifellos mein Schwanken noch vermehrt haben. Genug, ich war hier in Bonn wieder in die juristische Fakultät getreten, hatte sogar einige Collegia belegt, ohne ihnen freilich mehr, aber auch nicht weniger Zeit und Mühe zu widmen, als es bei Studiosen der Jurisprudenz in dem zweiten Semester leider der Fall zu sein pflegt. Besaß ich doch für meine Lässigkeit eine Entschuldigung, welche die Commilitonen, die fast sämmtlich Juristen waren, nicht wohl für sich geltend machen konnten. Ich war anderweitig in meiner Weise nicht müßig, ja sogar fleißig. Ich hatte die Alten wieder vorgenommen:

Homer, Horaz, Sophokles; holte mir Bücher und Rat für diese meine Privatstudien von einem bereits älteren Studenten der Philologie, namens Kraus, einem tüchtigen, braven Menschen und begeisterten Schüler Friedrich Ritschls, über dessen klassisches Latein in der Vorrede zum Plautus er heiße Wonnethränen vergießen konnte. Neben seiner Begeisterung für das klassische Altertum strenggläubiger Katholik, mag er als Direktor eines Gymnasiums in Köln, wo er vor einigen Jahren gestorben ist, die beiden großen Ideale seines Lebens aufs beste haben vereinigen können. Zu den Frankonen, mit denen ich in Beziehung stand, gehörte er nicht. Wohl aber that das Johannes Overbeck, der Leipziger Archäologe, an den ich mich ebenfalls anschloß. Er war ein Lieblingsschüler des zweiten, vielmehr: des ersten, vornehmsten Philologen der Universität, Friedrich Gottlieb Welckers; hatte bereits ausstudiert und schrieb eben an seiner Doktordissertation. Von jemand, den ich mit der Cereviskappe auf dem Kopfe in der Kneipe gesehen, und der die Fährlichkeiten des Examens noch vor sich hatte, war oder erschien der Abstand nicht so groß, als noch vor einem halben Jahre der zwischen mir und dem approbierten Ludwig Ziemssen; oder es waren auch inzwischen die Wasser der Zweifelsorge um so viel höher gestiegen — genug: ich vertraute mich dem neuen Freunde rückhaltslos an. Als ein demnächstiger Priester seiner Wissenschaft mochte er dem Neophyten nicht abraten; als ein kluger Mann, der sich der Tragweite eines solchen Entschlusses wohl bewußt ist, konnte er nicht wohl zureden. So kam es zu keiner Entscheidung und ich

verlor darüber abermals ein Semester für ein regelrechtes Studium. Denn das war meine dilettantische Beschäftigung mit philologischen Dingen um so weniger, als ich sie noch oft genug bei Seite legte, um anderen, die mich ebenfalls interessierten, nachzugehen. Fehlte doch nicht viel, und ich hätte aus der Notiz auf meinem Abiturientenzeugnisse, daß ich nach Bonn gehe, um Medizin zu studieren, Ernst gemacht. Unter meinen neuen Freunden befanden sich mehrere, die zu dieser Wissenschaft geschworen hatten. Man weiß, wie mächtig gerade sie ihre Jünger gleich zu Anfang fesselt; wie die jungen Leute, die sich ihr gewidmet, schier taumelig werden von all den Offenbarungen, welche sich ihnen enthüllen; wie fest sie sofort, da scheinbar alles mit Händen zu greifen ist, in ihren Schuhen zu stehen wähnen; wie ihr Mund von Lob und Preis der Göttin überfließt, an deren Kleidersaum sie kaum gerührt haben. Ich erfuhr das an unserem Mittagstische, wo ich in einem Kreise dieser jungen Helden saß und ihrer Unterhaltung lauschte, die sich unweigerlich um medizinische Dinge, oft der bedenklichsten Art, drehte. Ihr Eifer, ihre Siegesgewißheit imponierten mir umsomehr, je trüber und verworrener es in meiner Seele aussah. So ist es erklärlich, daß ich mich gerade an sie williger anschloß, besonders an einen von ihnen, dessen hervorragende Begabung auch von seinen speciellen „Kollegen", wie sie mit Vorliebe einander nannten, neidlos anerkannt wurde. Es war dies Otto Weber, der dann nach einer kurzen, glänzenden Laufbahn als Professor der Chirurgie in Heidelberg infolge einer diphteritischen Infektion, die er sich bei einer Opera-

tion zugezogen, allzufrüh für die Wissenschaft gestorben ist. An ihm konnte ich heimlich seufzend das Glück ermessen, das dem zu teil wird, der sich einer Wissenschaft hingiebt, für die er geboren ist. Mit einer Leichtigkeit, die an das Fabelhafte grenzte, bemächtigte er sich eines unermeßlichen Materials, da er nicht, wie es der Fall zu sein pflegt, einer besonderen Disciplin den Vorzug gab, sondern alle mit gleicher Liebe umfaßte, für alle das gleiche schier instinktive Verständnis hatte. Und es waren nicht blos die specifisch medizinischen Provinzen, die sich der junge Eroberer eine nach der anderen, man konnte sagen: alle zu gleicher Zeit, unterwarf. Jene Nachbargebiete, in welche der Durchschnittsmediziner nur einen zagenden Fuß setzt, den er eilig zurückzieht, sobald er das „Philosophicum“ (jetzt, glaube ich, „Physicum“ genannt) glücklich hinter sich hat: die weiten Reiche der Chemie, Physik, der Botanik, der Mineralogie — er war in jedem einzelnen derselben zu Hause, als hätte er ihm ausschließlich seine Kraft gewidmet. Da mochte die Fakultät eine naturwissenschaftliche Preisaufgabe stellen, aus welchem Fach sie wollte, es war sicher, daß Otto Weber sich unter den Konkurrenten befand und den Preis davontrug. So bargen denn auch die beiden kleinen Zimmer, die er an dem (jetzt verschwundenen) „Pförtchen“, durch das man aus der Stadt in die Poppelsdorfer Allee gelangte, im Hause des Domküsters bewohnte, ein ganzes Museum an Pflanzen, Mineralien, anatomischen und sonstigen Präparaten. Dazwischen Gläser, Flaschen, Büchsen, Lampen, Retorten, Instrumente aller Art in einem Durcheinander, das nur

für ihn keines war, der blindlings hätte zugreifen können, um das Gewünschte sicher in der Hand zu haben. Zum Überfluß wußte der Wundermensch sogar in dem Fache, das ich gewohnt war, als mein specielles zu betrachten: in der Litteratur viel besser Bescheid als ich. Ein vortrefflicher Grieche und Lateiner, kannte er auch die modernen, zum mindesten die deutschen Schriftsteller, viele durch eigene Lektüre, die anderen wenigstens nach der Stellung, die sie in der Geschichte unserer geistigen Entwickelung einnehmen. Diese seine Extrawissenschaft erklärte sich mir allerdings durch den Umstand, daß er, als Sohn eines (Bremer) Gymnasialprofessors, in einer litterarischen Atmosphäre aufgewachsen war und nur die Ohren hatte aufzumachen brauchen, um tausend Dinge zu lernen, die ich mir alle mühsam zusammensuchen mußte — meine Beschämung war deshalb um nichts geringer. Zuletzt — was aber für mich gar kein Letztes war — hatte die Natur diesen ihren Liebling auch noch mit dem Vorzuge einer angenehmsten äußeren Erscheinung ausgestattet: einem nicht großen, aber wohlgefügten Körper mit zierlichsten Händen und Füßen, einem Kopf, dessen scharfe Umrisse sich in das Gesicht fortsetzten, das mit seiner festen, eher breiten als hohen Stirn, den lebhaften dunklen Augen, der feingeschnittenen Nase mit den vibrierenden Nüstern, dem kleinen Mund mit den zierlichen, wie Schlänglein beweglichen Lippen, der wahre Spiegel einer energischen, ruhelos strebenden Seele war.

Einen so zielbewußten Menschen mit dieser beneidenswerten Sicherheit seinen Weg verfolgen zu

sehen und den Wunsch zu empfinden, es ihm wo möglich gleich zu thun, liegt in der Natur eines jeden von uns. Dazu kam, daß er mich — nicht sowohl an seinen Studien teilnehmen ließ, wozu mir ja auch die nötigen Vorkenntnisse gefehlt hätten, — aber mir aus denselben alles mögliche Interessante, das meine Fassungskraft nicht überstieg, bereitwillig mitteilte. Er lehrte mich Pflanzen und Gesteine kennen, während wir mit Botanisiertrommel und Hammer selbander das Siebengebirge bis in die fernsten Schluchten des Ölberges durchschweiften; er ließ sich von mir auf seinem Zimmer bei chemischen Experimenten, deren Verlauf und Resultate er mir erklärte, Handlangerdienste leisten; demonstrierte mir an lebenden Fröschen unter dem Mikroskop den Lauf des Blutes; erläuterte mir den Organismus des menschlichen Körpers aus Abbildungen in den Atlanten und am Skelett; ja, ich durfte ihn wiederholt in die Säle der Anatomie begleiten, wo ich mich überzeugte, daß mir zu einem Mediziner wenigstens die nötige Kraft der Nerven nicht fehlte. Ich darf sagen, daß ich dem allen nicht nur mit reger Aufmerksamkeit und Wißbegier folgte, sondern dafür auch ein schnelles Verständnis an Tag legte, welches mir Lob und Anerkennung meines jungen Lehrers eintrug, auch wohl die gelegentliche Aufforderung, aus den Spielereien, wie er es nannte, Ernst zu machen und mich jetzt, da es noch Zeit sei, einem Studium zu widmen, für das ich ein ganz offenbares Talent mitbringe. Wenn ich nun doch einer so schmeichelhaften Lockung nicht folgte, so geschah es, glaube ich, aus zwei Gründen. Den einen sage ich gern. Es war die klare Einsicht

in die herrliche Begabung des Freundes für sein Fach, in welchem ich es beim besten Willen nie zu etwas bringen würde, das den Vergleich mit seinen Leistungen aushielte. Den zweiten nenne ich weniger gern, weil er nicht aus der Einsicht hervorging, sondern aus einem dunklen Gefühl und das keineswegs den Vorzug der Bescheidenheit hatte. Aus dem Gefühl, daß es ein anderes Gebiet gäbe, ein Gebiet, um das ich freilich noch vor der Hand mit scheuer Ehrfurcht herumschlich, auf dem ich aber, wenn ich einmal erst die Kraft und den Mut in mir fühlte, es zu betreten, doch wohl dieselben Erfolge erringen möchte, die dem Freunde auf dem seinen sicher waren.

So in Zweifelsqualen, dilettantischen Beschäftigungen mit heterogenen Dingen, in denen ich schließlich meine Kraft nur verzettelte; in jenen Zerstreuungen, nach denen der am gierigsten greift, der am meisten Ursache hätte, sich zu konzentrieren, war das Semester beinahe dahingegangen, als ich mich endlich zu einem Entschluß aufraffte, der doch im Grunde nur ein Kompromiß zwischen den Anforderungen, welche die Gewohnheit des bürgerlichen Lebens an mich stellte, und meinen heimlichen Wünschen und Aspirationen war: ich ließ mich aus der juristischen Fakultät in die philosophische überschreiben.

Viertes Buch.

Nun war der Würfel gefallen. Es war entschieden, daß mein Leben außerhalb des streng abgegrenzten Gebietes der Staatsbeamtenexistenz verlaufen, daß ich Lebenszweck und Lebensunterhalt würde verfolgen und erjagen müssen auf jenen weiten Bereichen, die den freien Künsten zum Tummelplatz überlassen sind.

Denn, wohlgemerkt, ich war bei mir selbst darüber keinen Augenblick im Unklaren, daß aus mir niemals ein tüchtiger Gymnasiallehrer oder Universitätsprofessor werden würde, ja, daß ich es nicht einmal werden möchte, hätte ich es gekonnt, hätte dies Resultat bei der Weise, in der ich das Studium zu treiben gedachte, herausspringen können.

Ich wollte es aber treiben, als stände ein Vermögen hinter mir, das die bange Brot- und Existenzfrage niemals an mich herantreten ließe. Wollte es treiben als Vorübung und Vorbereitung, die man durchmachen müsse, um zur Ausübung einer freien Kunst geschickt zu sein, unter der ich natürlich die Poesie verstand.

Denn ich hielt noch an dem alten, uns von unsern Klassikern überkommenen, bekanntlich heutigen Tages völlig veralteten Glauben, daß der Dichter der Kenntnis alter und neuer Sprachen und ihrer Litteraturen, der Vertrautheit mit den philosophischen Systemen, mit der Welt- und Staatengeschichte und einer Reihe anderer schöner Dinge zu seinem Geschäft gar nicht entraten könne. Von dem allen wollte ich, solange ich noch auf der Universität sei, soviel als irgend möglich einheimsen zu künftigem Gebrauch.

Die Begründung meines Entschlusses dem Vater gegenüber lautete wesentlich anders; und ich denke, man wird das nicht nur begreiflich, sondern auch verzeihlich finden. Gewisse Dinge lassen sich bei der größten Wahrheitsliebe nicht sagen. Hätte ich gesprochen, wie ich dachte, es würde mich der gute Vater für verrückt haben halten müssen. So kam ich doch mit dem Vorwurf des bei mir unbegreiflichen und auf alle Fälle unverantwortlichen Leichtsinns davon, mit dem ich ein volles Jahr für mein Studium verzettelt und vergeudet habe.

Dennoch konnte kein Vorwurf ungerechter sein: von Leichtsinn war in meiner Handlungsweise nicht ein winzigstes Körnchen. Wäre ich leichtsinnig gewesen, ich hätte es einfacher haben können; just so, wie die Dutzende junger Juristen um mich her, die, ohne sich um ihr sogenanntes Studium im mindesten zu bekümmern, zwei, drei, vier Semester lustig in den Tag hinein lebten, um sich im fünften oder sechsten von dem Repetitor zu dem leidigen Examen „einpauken“ zu lassen. Was diese jungen Leute fertig brachten, nun, das hätte ich wahrhaftig auch gekonnt.

Und das Examen, das für mich sicherlich nicht einmal ein Schreckgespenst gewesen sein würde, stand ja noch so fern! Wieviel Wasser würde bis dahin den Rhein hinabfließen! wieviel Stunden ließen sich bis dahin verbringen, wie einem eben der Sinn stand! Weshalb also nicht auch verträumen, wenn der Hans nun einmal das Träumen nicht lassen konnte!

Was hatte ich mir für dies dolce far niente eingetauscht? Das Bewußtsein, dem geliebten Vater einen schweren Kummer bereitet zu haben; die Gewißheit, ihm diesen Kummer auch fernerhin in voraussichtlich noch höherem Grade bereiten zu müssen; den Druck der schweren Verantwortung, die ich nun unwiderruflich auf mich genommen; den Zweifel, der mich denn doch von Zeit zu Zeit beschleichen wollte, ob ich nicht einen Narrenstreich begangen; endlich Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit; Arbeit soviel, daß sich aus ihr, anders verwandt, das Material für ein halbes Dutzend Examina leicht hätte herausschneiden lassen.

Es hat gewiß um mich herum in jener Zeit fleißige Studenten in Bonn gegeben. Daß einer von ihnen viel fleißiger gewesen sein sollte als ich, kann ich mir nicht wohl denken. Ich wüßte nicht, wie er es hätte anfangen sollen. Auch er konnte nicht mehr als vom Morgen bis zum Abend und wie so oft halbe Nächte lang über seinen Büchern sitzen; auf einsamen Spaziergängen die zu Hause zurückgelassene Arbeit im Kopf weiter mit sich tragen. Meine nächste Sorge war, mich in den klassischen Sprachen und Litteraturen heimisch zu machen. Es gab der Zeit in Deutschland schwerlich eine zweite Universität, auf der man diesem

Ziel mit mehr Aussicht auf Erfolg hätte nachstreben können als in Bonn, wo zwei Großmeister ihrer Wissenschaft, die bereits genannten Friedrich Gottlieb Welcker und Friedrich Wilhelm Ritschl wirkten, denen, um von den kleineren, immerhin noch kräftigen Lichtern zu schweigen, sich Jakob Bernays würdig anschloß. Ich habe, was diese Männer in den vier folgenden Semestern, die ich noch in Bonn zubrachte, lasen, wohl so ziemlich alles gehört, und eine kleine Bibliothek ihrer Vorträge, die ich zu Hause auf das sorgfältigste ausarbeitete, zu stande gebracht. Mein Lieblingslehrer war und blieb Welcker. Siebzehnhundertvierundachtzig geboren, stand er damals bereits in der Mitte der sechziger, und das seßhafte Leben hatte die körperliche Frische und Rüstigkeit des kleinen zarten Mannes stärker beeinträchtigt, als es die Jahre zu erheischen schienen. Verglichen zum Beispiel mit meinem so ziemlich gleichaltrigen Vater, machte er auf mich einen fast greisenhaften Eindruck, wenn ich ihn vom „Goldenen Stern", wo er, der Junggeselle, seine Mittagsmahlzeiten einnahm, über den Markt gehen sah, unsicheren Schrittes, daß man auf den Verdacht hätte kommen können, er habe den köstlichen Gaben, welche der berühmte Weinkeller des Hauses spendete, zu stark zugesprochen, was sicherlich nicht der Fall war. Auch konnte es ihm wohl begegnen, daß er im Vortrage den Faden des Gedankens momentan verlor, oder sich in der Konstruktion des Satzes scheinbar rettungslos verwirrte. Es entstand dann eine bängliche Pause, während eine beängstigende Röte sich auf seiner von einer blondbraunen Perrücke bedeckten Stirn lagerte, bis es ihm dann

doch jedesmal gelang, den flatternden Faden zu erhaschen, den verwirrten Satz auf schickliche Weise zu Ende zu bringen. Ich bemerkte dann wohl, wie meine Nachbarn spöttliche Blicke austauschten, während ich wie auf glühenden Kohlen saß und aufatmete, wenn der Vortrag seinen geregelten Fortgang nahm, der durch nichts unterbrochen und geschädigt war, als durch die Überfülle des Stoffes, die sich dem geist- und phantasievollen Manne zudrängte. Und eben dies im schönsten Sinne Geist- und Phantasiereiche war es, was mir seine Vorträge zu einem immer neuen Genuß machte. Er trat selbst da hervor, wo der Meister einen so trockenen Stoff, wie die Encyklopädie der Philologie behandelte, und offenbarte sich in herrlicher Weise, wenn er, wie in der griechischen Mythologie, vor einer Schöpfung stand, die, wie sie selbst das Produkt höchster Geistreichigkeit und reinster, jetzt erhabener, jetzt anmutig spielender Phantasie ist, nur einem congenialen Geiste, einer ebenbürtigen Phantasie sich erschließt. Mag immerhin Welckers Auffassung, die zu sehr auf eine autochthone Genesis der griechischen Götterwelt drängte, durch die vergleichende Kunde der Völker und ihrer Sprachen und Religionen überholt worden sein, das Glück, zu des Meisters Füßen gesessen und seiner begeisterten, begeisterungausströmenden Lehre gelauscht zu haben, rechne ich zu den großen Glücksfällen meines Lebens. Wenn er in der Erklärung dieses oder jenes schmückenden Epithetons oder bezeichnenden Beinamens eines der Götter, wie „Hyperion", oder „Anadyomene" aus den Erinnerungen seiner Reisen schöpfte und den griechischen Tag schil-

derte, an dem die Sonne strahlend aufgeht, um, an einem wolkenlosen Himmel über den Häuptern der Sterblichen hochherrlich dahinwandelnd, glorreich am Abend zu versinken; oder das griechische Meer, aus dessen tiefer Bläue dem Heransegelnden die erstrebte Insel auftaucht, schimmernd in Schönheit wie ein Götterbild — da schlug mir das Herz, und es überrieselte mich wie der Anhauch aus dem Geisterreich, in das nur ein einzig Mal einen vollen Blick zu thun, die Sehnsucht meines Lebens war. Ich meine, wer diesen Schauer der Ahnung höchster Schönheit je empfunden, er wird das Häßliche immer noch sehen, aber sich von ihm so überwältigen lassen, daß er zu seinem Verkünder und Propheten wird, ist für ihn ausgeschlossen. Verkündet es sich doch wahrlich, Nacht und Grauen um sich breitend, nur allzu aufdringlich, als daß es noch des Propheten bedürfte. Aber die Schönheit ist scheu wie eine nackte Nymphe. Sie zeigt und entschleiert sich nur den Begnadeten, die dann, was sie geschaut, nachzuzeichnen und nachzustammeln suchen, Wohlthäter sie und Erlöser der Menschheit von dem Joche des Gemeinen, mit dem uns jene Maler und Schilderer des Häßlichen nur noch schwerer zu belasten suchen.

Welcker ist für mich ein solcher Wohlthäter gewesen; sein Andenken ist mir heilig.

Aus den letzten Jahren des einzigen Mannes — er starb 1868 — ist mir später in Bonn ein Zug erzählt, der so charakteristisch für ihn ist, daß ich meine, ihn hier mitteilen zu sollen.

In seinem hohen Alter fast erblindet, mußte der Unermüdliche die Hilfe anderer in Anspruch nehmen

und sich während der Stunden, die er früher schöpferisch-thätig verarbeitet hatte, vorlesen lassen. Da wollte er denn, bevor es zu Ende ging, auch noch einmal sich in seinen geliebten Goethe so recht versenken. Man hatte mit dem ersten Bande beginnen müssen und so die Reihe der Bände weiter, ohne daß eine Seite überschlagen werden durfte. War aber ein Band zu Ende, ließ er ihn sich reichen und küßte ihn, wie einen Freund, von dem man weiß, daß man ihn in diesem Leben nicht wiedersehen wird. Dann mochte man das Buch in das Repositorium zurücktragen.

Ein völlig anderes, sowohl äußerlich als innerlich vielfach gegensätzliches Bild bot Friedrich Ritschl. In der Vollkraft der Jahre — im Anfang der vierziger — groß, schlank, elastisch in seinen Bewegungen, war alles bei ihm Spannkraft und Energie. Schnellen Schrittes das Auditorium betretend, begann er zu sprechen, während er die Stufen zum Katheder mehr hinaufsprang als hinaufstieg. Seine Rede fließend und krystallklar wie ein schnellströmender Bach; nie fehlte ihm ein Wort; man hätte, was er sprach, sofort drucken lassen können. Auch er ein im höchsten Grade anregender Lehrer, aber wie in so ganz anderer Weise! Mahnte Welcker mich oft an Goethe, so mochte einem bei Ritschl wohl Lessing in den Sinn kommen, wenn man nur an des letzteren durchdringende Verstandesschärfe dachte. In ihr, die sich auch in den gespannten Zügen des mageren, nicht unschönen Gesichtes aussprach, schien sich das ganze Wesen des Mannes zusammengefaßt zu haben. Auf eine jener köstlichen Parabasen, in denen sich die schönheits-

trunkene Seele Welckers ein Genüge thun mußte, auf die Gefahr hin, darüber aus dem Text des Vortrages zu kommen, durfte man bei diesem nicht rechnen. Ich erinnere mich nicht, je ein gemütvolles Wort aus seinem Munde gehört zu haben. Nur ein einziges Mal geriet er in eine beinahe feurige Stimmung, und das war, als er gelegentlich auf den moralischen Einfluß zu sprechen kam, welchen die Philologie auf ihre Jünger übe, indem sie, sie von vornherein an die sauberste Behandlung des Wortes gewöhnend, ja, zu derselben zwingend, ihnen allmählich und immer mehr eine Begeisterung, schließlich einen Fanatismus der geistigen Reinlichkeit einflöße, die dann identisch mit der Liebe der Wahrheit und Wahrhaftigkeit sei. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß andere Wissenschaften, falls sie nur ehrlich betrieben würden, diese sittigende Wirkung in einem geringeren Grade haben sollten. Bei dem Meister selbst freilich war die gerühmte Wahrheitsliebe des Philologen keine Phrase; sie war ihm zu Fleisch und Blut geworden. Er lieferte uns dafür, ohne es zu wollen, einen artigen Beweis, der nebenbei auch noch für seine ungeheure Arbeitskraft ein glänzendes Zeugnis ablegte. In dem Kolleg, das er über Homer las, erklärte er eines Tages ein Wort für ein ἅπαξ λεγόμενον: für eines, das nur einmal bei Homer vorkomme. Plötzlich stutzte er — etwas, was ihm sonst nie begegnete — und gestand dann mit einer gewissen Verlegenheit, die den stets Sicheren seltsam kleidete: er sei seiner Sache nicht ganz gewiß; er werde genauer nachsehen und uns dann bestimmte Auskunft geben. Die Vorlesung

fand von elf bis zwölf Uhr ſtatt. Am nächſten Tage, kaum daß das akademiſche Viertel beendet war, riß er die Thür auf, ſtand im nächſten Moment auf dem Katheder und ſeine erſten Worte waren: „Meine Herren, ich habe mich doch nicht geirrt: es iſt ein ἅπαξ λεγόμενον. Ich kann es jetzt verſichern, nachdem ich zu dieſem Zweck den Homer noch einmal durchgeleſen habe.“ Man bedenke, was das ſagen will! den Homer — Ilias und Odyſſee — binnen 24 Stunden durchzuleſen! Angenommen auch, daß er eine und die andere Seite, von der er mit Sicherheit wußte, es könne ſich das betreffende Wort auf ihr nicht finden, überſchlagen hatte — welch' gewaltige Leiſtung! Der Mann mußte außer dem Tage auch noch die Sommernacht daauf verwandt haben. Und das, um den leiſeſten Zweifel an der Genauigkeit ſeines Wiſſens, den kein anderer als er ſelbſt aufgeworfen, ſo ſchnell als möglich zu tilgen!

Auf Ritſchl's Homer-Kolleg hatte ich mich ganz beſonders gefreut. Getreu der Mahnung, die ich von allen Seiten zu hören bekam: der Philolog müſſe, während er ſich bei der übrigen Litteratur mit kurſoriſcher Lektüre begnügen könne, mindeſtens einen Schriftſteller haben, dem er, ſo zu ſagen, in ganz beſonders liebevoller Behandlung ſein Leben weihe, hatte ich mir zu dieſem großen Zweck den Homer ausgeſucht, alſo den Autor, der bekanntlich von allen griechiſchen „am leichteſten und zugleich am ſchwerſten zu leſen iſt“. Die Leichtigkeit, mit der ich ihn mitt-

lerweile zu lesen gelernt hatte, ließ nichts zu wünschen; ich sollte jetzt erfahren, welche Bewandtnis es mit der Schwierigkeit habe. Ich hatte dabei zunächst an die gedacht, in den Geist des Dichters einzudringen, seiner Würde und Hoheit, seiner Schönheit und Anmut sich voll bewußt zu werden, daß von der Sonne, die ihm geschienen, auch in unser Herz ein Strahl falle. Wie sollte ich enttäuscht werden! Das, was ich da zu hören bekam, war dieselbe, nur unendlich potenzierte leidige Manier, die mir von der Schule her noch in schreckhaftem Andenken war; dasselbe Kleben am Worte, dieselbe Splitterrichterei, derselbe Hexentanz mit den Partikeln und den anderen grammatikalischen Kobolden. Ich klagte Freund Kraus die Verzweiflung, in die mich dies unheimliche Treiben versetzte. Er suchte mich damit zu trösten, daß das im Anfang nicht anders sei; auch so bleibe, bis man, weiter in die Geheimnisse kritisch-philologischer Methode eindringend, die Wonnen derselben zu schmecken beginne. Dann aber entstehe ein Hunger nach ihnen, der kaum noch zu sättigen. Er selbst könne mir dafür ein lebendiges Beispiel liefern. Da habe er jetzt drei Wochen an einem Plautus-Verse gearbeitet, dessen Text selbst Ritschl festzustellen sich nicht getraut. Er werde wohl noch weitere drei Wochen damit zu thun haben. Komme er zu dem erwünschten Ziel, so sei es ein Triumph. Erreiche er es nicht, nun — Großes gewollt haben, sei auch groß. — Ich machte ein verdutztes Gesicht zu dieser Erklärung: — das zu erstrebende Große hatte ich mir ganz anders vorgestellt — ging still nach Hause, schleppte einen ansehnlichen Berg von Homer-Kommentaren

und anderen wissenschaftlichen Hilfsmitteln zusammen und begann meine „statarische" Lektüre des Dichters, der in einer Sommernacht, wenn nicht durch, so doch zu einem respektablen Teil zu lesen, ich mich im übrigen anheischig machen durfte. Ich hielt es wirklich ein paar Wochen aus. Dann packte ich die Folianten zusammen, trug sie auf die Universitätsbibliothek zurück, und verschwor mich, nie wieder eine Stunde meines Lebens auf eine Arbeit zu verwenden, die nur geeignet sei, mich von meinem Ziele, wie ich es erkannt, weit ab in eine unfruchtbare Wüste zu führen.

Froh, der trostlosen Öde bei Zeiten entronnen zu sein, stürmte ich jauchzend in die blühenden Gefilde, durch welche die griechischen Dichter uns die hochherrlichen Führer sind, wenn man sie liest, wie — so meinte ich — Goethe und Schiller sie gelesen haben müßten. Es würde wie Ruhmredigkeit klingen, wollte ich im einzelnen die Autoren aufzählen, die ich nun — kursorisch freilich — aber wahrlich nicht leichtfertig, sondern mit gewissenhafter Sorgfalt und selbstverständlich stetig wachsender Einsicht in die Intimitäten der Sprache im Urtext durchlas. Aber so sehr mich auch die Tragiker begeisterten, wie innig ich auch die Dichtergröße des schwermütig-übermütigen Aristophanes empfand, welchen Respekt mir der tiefsinnige Thucydides einflößte, mit welchem Behagen mich die treuherzigen Berichte des naiven und doch so klarblickenden Herodot erfüllten — es ist bezeichnend, daß ich immer wieder zu Homer zurückkehrte, um den sich für meine Empfindung die anderen Gestirne des griechischen Himmels, wie um ihre Central-

sonne bewegten. Ich hatte ihn mir soweit zu eigen gemacht, daß ich die Voß'sche Übersetzung, welche in früheren Jahren meine Hauspostille gewesen war, nicht mehr aufschlagen mochte. Dafür hatte ich mich gewöhnt, ihn mir während der Lektüre zu übersetzen, wie ich meinte, daß er übersetzt werden müßte, sollte die Stimmung, aus der heraus, der Schwung, mit dem er gedichtet, zur wirklichen Geltung kommen und zugleich die Lokalfarbe frisch hervortreten, welche die Übertragung Vers für Vers mit einer allgemeinen Sauce, die für alles und für nichts paßt, mitleidlos überdeckt. Selbstverständlich war es also eine Übersetzung in Prosa, die nur je zuweilen unabsichtlich rhythmisch anklang. Ich habe wiederholt vor meinen Freunden ausgiebige Proben dieser meiner Fertigkeit geliefert und darf sagen, daß ich stets ein eben so aufmerksames wie dankbares Publikum hatte.

So zufrieden ich nun im ganzen mit dem Erfolge meiner Bemühungen, mich in die griechische Litteratur hineinzuarbeiten, sein durfte, so wenig wollte es mir mit der lateinischen glücken. Die Prosaisten hatte ich überhaupt vorläufig bei Seite gelassen mit Ausnahme etwa Ciceros, von dem ich eine schöne Ausgabe besaß und für den ein Kolleg bei Jakob Bernays über „die Briefe" von neuem ein gewisses Interesse erweckte. Aber auch für die Dichter konnte ich mich in keiner Weise erwärmen. Virgil erschien mir im Vergleich zu Homer eine hölzerne Gliederpuppe neben einem lebendigen Menschen; eine vertrautere Bekanntschaft mit den Komödiendichtern verhinderte die Schwierigkeit, die mir die volle Bewältigung der ungewohnten Sprache machte, und ich

vertröstete mich auf eine spätere Zeit, die leider niemals gekommen ist. Unter den Lyrikern war es immer noch Horaz, der mich am meisten anzog, aber ich glaubte und glaube, es war damals und später nur das gute kameradschaftliche Verhältnis, zu dem man mit ihm bereits auf der Schule den Grund gelegt hat, und das, wie es ja zu gehen pflegt, sehr merkliche und auch wohl bemerkte Mängel und Schwächen mit dem Mantel der Liebe zudeckt.

Dafür sollte mir ein reicher Zuwachs meiner ästhetischen Welt von einer anderen Seite kommen.

So lange ich auf der Schule war, hatte ich nur eine dunkelste Vorstellung von der Kunst der Plastik gehabt. Wie wäre das auch anders möglich gewesen, da sich in der guten Stadt, ich glaube, keine einzige leidliche Kopie irgend eines jener Wunderwerke des griechischen oder auch nur römischen Meißels befand, ohne deren täglichen Anblick wir uns unser Leben schwer vorstellen können. Als mir dann in Berlin Gelegenheit ward, diese Lücke auszufüllen, war sie seltsamerweise von mir nicht benutzt worden. In dem alten Museum — das neue existierte ja noch nicht — hatten mich die bunten Schildereien in den oberen Räumen weit mehr angezogen als in den unteren die verschabten und bestäubten Marmore, wobei zu meiner Entschuldigung dienen mag, daß sich unter ihnen keines jener Werke befand, deren Herrlichkeit sich selbst blöden Augen offenbart. So war ich nach Bonn gekommen; so hatte ich das bedeutende, von

Welcker wenn nicht gestiftete, so doch wesentlich erweiterte und wohlgeordnete „akademische Kunstmuseum“ betreten. Nun weiß ich nicht, ob der schlummernde Schönheitssinn inzwischen, mir selbst unbewußt, seine Hülle so weit gelockert hatte; ob die Übersetzung in Gyps mir verständlicher war als der Marmor; ob die hier aufgestellten Werke ersten Ranges doch mit ganz anderer Macht auf mich wirkten als die minderen Wertes — es war mir, als ob ein dichter Schleier vor meinen Augen weggezogen würde. Einen Blinden, der sehend geworden ist, kann kaum anders zu Mute sein. Denn diese Begeisterung kam nicht allmählich über mich, wie ich das wohl bei anderen beobachtet habe, sondern so urplötzlich und gewaltig, daß ich es nur durch jene obigen Bilder ausdrücken kann. Es gehört das eben auch in das Gebiet der psychologischen Phänomene, bei deren Konstatierung und Schilderung man es bewenden lassen soll, da die Erklärung doch eine unzulängliche bleibt. Wie ich die Schönheit des einen Werkes gierig in mich sog, um zu einem zweiten zu eilen, das mich noch schöner dünkte, und so zu einem dritten, um mich wieder dem ersten zuzuwenden, das ich doch noch nicht ausgekostet hatte — so mag der Schmetterling schwelgen, wenn er in einem Frühlingsgarten von Blume zu Blume flattert. Ich konnte die Mittagsstunde des Tages nicht erwarten, in welcher die Thür sich öffnete zu dem Raume, der mir köstlichere Schätze zu bergen schien, als je eine arabische Zauberhöhle in sich geschlossen. Bald hatte ich mich mit dem Kustos auf einen guten Fuß gestellt, so daß er mir erlaubte, zu bleiben, wenn die anderen

Besucher sich entfernten. Er brauchte mir nicht einmal den Schlüssel anzuvertrauen, da die Thür sich von innen an einem Riegel öffnete, der, wenn man sie hinter sich zumachte, in das Schloß zurücksprang. Nun war ich mit meinen geliebten Bildern allein, welche mir gar keine Bilder waren, sondern belebte, herrliche Wesen, die ich liebte, die ich anbetete. Eine der Musen hatte es mir besonders angethan. Sie war züchtig verhüllt bis an den Hals; selbst über die Hand, auf die sie das reizende Kinn sinnend stützte, floß das Gewand. So war die Leidenschaft, die mich für sie erfaßte, rein von aller Sinnlichkeit, man müßte denn darunter jene ätherischen Empfindungen verstehen, mit denen eine erste Liebe das Herz eines Jünglings füllt. Und eines Tages, als ich wieder in ihrem Anschauen verloren stand, zog es mich näher und hinauf zu ihr wie mit Geistergewalt. Ich schwang mich auf das Piedestal und drückte einen innigsten Kuß auf ihre keuschen Lippen. Ich hätte es in der Folge noch oft thun können; ich that es nicht. Es würde für mich eine Entweihung dieses einzigen seligen Augenblickes gewesen sein.

Mir war in dieser Zeit noch eine zweite Wonne beschieden: die, mich zum erstenmale wahrhaft in Goethe hineinleben zu dürfen.

Ich erwähnte bereits früher, daß ich auf der Schule nur den ersten Teil des Faust und Hermann und Dorothea kennen gelernt hatte. Alles übrige hatte ich im besten Falle nur eben angeblättert,

merkwürdigerweise selbst die Gedichte. Mit ihnen machte ich jetzt den Anfang, nachdem ich mich, wie immer, wenn ich einen Schriftsteller studieren wollte, in Besitz der Werke gesetzt. Es war freilich nur die 1819 bei Goeschen erschienene, auf Konzeptpapier in groß Oktav gedruckte Ausgabe. Auch waren die in ein unscheinbares graues Papier gehüllten Einbände von Pappe zum Teil an den Ecken grausam durchgestoßen. Das alles störte mich in keiner Weise, und ich kann nur den Jünglingen von heute aus ganzer Seele wünschen, sie möchten aus den Prachtausgaben, die sie in Händen haben, denselben Genuß schöpfen, wie ich aus meinem grauen Exemplar. „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ — „Wie Feld und Au so blinkend im Thau“ — „Angedenken du verklungner Freude“ — diese und die anderen unsterblichen Lieder, ich las sie nicht — ich trank sie, wie man köstlichen Wein trinkt; ich atmete sie wie balsamische Frühlingsluft; ich hörte sie wie süße Melodien, die man nicht wieder los werden kann, die in uns summen und singen, wo wir gehen und stehen; mit denen wir des Abends entschlafen, des Morgens erwachen. Noch heute, so oft ich sie mir still recitiere, durchschauern sie mich mit unaussprechlicher Rührung. Die Jahre fallen von mir wie eine Hülle, die man mit leichter Hand abstreift. Ich bin wieder jung, kann wieder weinen, jauchzen; ich glaube wieder an eine Zukunft, die kommen und mir die Erfüllung meiner Hoffnungen, die Stillung meines Sehnens bringen wird — trotz alledem. Und dann, aus diesem holden Traum erwachend, frage ich mich, ob die Jünglinge von heute, wenn sie einmal alt sind,

auch so süß werden träumen können; denke, wie grau und trostlos ein Alter sein muß, das nicht aus so holden Erinnerungen Labung schöpfen kann; dessen Erinnerungen aus der Zeit der Begeisterungsfähigkeit an den Gebilden einer Poesie haften, die uns die Welt noch grauer und trostloser malt als sie es leider Gottes schon in Wirklichkeit ist. Wahrscheinlich freilich werden sie die Labung gar nicht vermissen; gar nicht wissen, wenn ihr Auge zufällig auf diese Zeilen fällt, was der Mann, der sie schrieb, damit gemeint haben kann. Ich möchte sagen: wohl ihnen! wenn ich nicht sagen müßte: um so schlimmer für sie!

Von den metrischen Werken Goethes den Übergang zu denen in Prosa zu finden, war mir nicht leicht. Wohl infolge meiner andauernden Beschäftigung mit den griechischen Dichtern, hatte ich Lust, mich auf den ästhetischen Standpunkt des Schillers der letzten Jahre zu stellen und nichts als Poesie gelten zu lassen, was nicht in metrischem Gewande auftrat. Nur Götz von Berlichingen mochte als Ausnahme passieren. Wie hätte auch ein junger Mensch, der doch nicht ohne jeglichen poetischen Sinn war, dem frischen Waldesatem goldechter Poesie, der uns aus dem wunderbaren Drama entgegenhaucht, Sinn und Gemüt verschließen sollen! Auch hatte ein glücklicher Zufall gewollt, daß ich bei einem Antiquar jene älteste Ausgabe der Lebensbeschreibung des Helden aufstöbern konnte, welche, im Jahre 1731 von Frank von Steigerwald besorgt, den Originaltext mit einem reichen Anhang instruktiver Noten enthält. Ich durfte so, indem ich die Lebensbeschreibung mit Goethes Dichtung verglich, wieder ein-

mal einen Blick in die Werkstätte des Dramatikers thun, und schon damals regte sich in mir die Betrachtung, der ich später in meinen Vorlesungen über Goethe einen bestimmten Ausdruck gegeben habe: wie leicht der Dichter es doch gehabt hätte, aus seinem „Schauspiel“ eine wirkliche Tragödie zu machen; und wie bezeichnend es für seine Natur ist, daß er einem Gedanken, der so nahe zu liegen, vielmehr: sich aufzudrängen scheint, und an den er in der ersten Bearbeitung, in welcher er die grimme Not der armen gehudelten Bauern und ihre durch so viel erduldete Unbilden herausgeforderte Rachewut gegen die adligen Dränger mit so grellen Farben schildert, so nahe heranstreift — daß er, sage ich, diesem Gedanken keine Folge geben, ja ihn — zumal in der dritten Bearbeitung — in sein vollständiges Gegenteil verkehren konnte.

Sonst aber galten mir nur die metrischen Stücke: Iphigenie, Tasso u. s. w. als wirkliche Poesie. Es mußten wieder einige Jahre dahinschwinden, bis mir für den Werther, für Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften das rechte Verständnis aufging. Eine Erklärung für diese Halsstarrigkeit, die mir jetzt wunderlich genug vorkommt, habe ich nachträglich freilich gefunden. Ich hatte mich in meiner Gymnasialzeit an Romanen übersatt gelesen und schämte mich jetzt, da ich in höhere Regionen der Poesie aufzudringen strebte, der früheren Vorliebe für eine Gattung, die mir — mit Schiller zu reden — dem „Halbbruder des Dichters“ als sein Erbe zugeteilt schien. Seitdem war kein Roman von mir auch nur angeblättert worden, und es ist gewiß bezeichnend

für meine damalige Seelenstimmung, daß die litterarisch so instruktiven satirischen Partien in Immermanns Münchhausen mich weit mehr interessierten als die berühmte Dorfgeschichte, deren Wert mir nebenbei auch jetzt ein wenig überschätzt scheint. Wunderbar gelungen freilich ist der „Oberhof" selbst — ich meine: die Schilderung des Lokals mit allem, was dazu gehört. Die Gestalt des „Hofschulzen" ist übertrieben, wie Größe und Bewegungen eines Menschen, den man im Nebel über einen Heidehügel wandern sieht, doch wäre ich der letzte, der dem Dichter daraus einen Vorwurf machte. Aber völlig mißlungen und im schlechtesten romantischen Geschmack finde ich das Liebespaar: Oswald, den „wilden Jäger" und Lisbeth, „die Blume, die in Duft und Moder erblüht ist." — Wenn mich aber jene Partien, die ich heute überschlage, jener Zeit so anzogen, so war es, weil mich nicht die Unterhaltungssucht zu Immermann und ebenso weiter zu seinem Antipoden Platen, zu Heine, Börne geführt hatte, sondern der Wunsch und Drang, die ungeheuren Lücken meiner Kenntnis der deutschen Litteratur so schnell wie möglich auszufüllen.

Ich nahm es auch mit diesem Teil meiner Aufgabe nicht leicht. Wie ich für meine Skulptur-Studien Lessings antiquarische Schriften wieder hervorgesucht, mich in Winkelmanns Werken fleißig umgethan, und besonders an Anselm von Feuerbachs „Der vatikanische Apollo" begeistert hatte, so holte ich mir jetzt von Vilmar und Gervinus Rat und war ein eifriger Hörer der Vorlesungen, welche Joh. Wilh. Loebell der Zeit über „die Entwickelung der deutschen Poesie

von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode" hielt, und die auch später mit einigen Erweiterungen im Druck erschienen sind. Aber schon damals, wie jetzt, deuchte mir die Kenntnis der Litteratur, die man aus den sogenannten „Geschichten" und sonstigen Darstellungen gewinnt, von einem untergeordneten Wert, ja völlig wertlos, wenn sie nicht Hand in Hand geht, kontrolliert und berichtigt wird durch die, welche man aus dem Studium der Autoren selbst schöpft. Dieses Studium nun scheint mir so schwierig, so viel Zeit in Anspruch nehmend, daß ich, in Erwägung, wie gering, trotz aller von mir aufgewandten Mühen, der Umfang meines litterarhistorischen Wissens ist, noch heutigen Tages nicht begreife, auf welche Weise nur diese bändereichen Geschichten ganzer Litteraturen zu stande kommen. Die würdigen Männer, die sie schaffen, von denen man doch nicht annehmen kann, daß sie einer den anderen ausschreiben, und ebensowenig, daß sie von Werken berichten und über Werke ein Urteil abgeben, die sie gar nicht gelesen haben, müssen mit Fähigkeiten ausgestattet sein, welche mir inkommensurabel sind. Ahnungsvoll schon damals daran verzweifelnd, es je zu einer derartigen Polyhistorie zu bringen, begnügte ich mich damit, nach Kräften in den Geist der wenigen Schriftsteller, die ich in meinen Bereich zog, einzudringen; mir darüber klar zu werden, wie ihre Einbildungskraft wirkte; ein so deutliches Bild von ihrer Art und Weise zu machen, daß ich sie womöglich an dem Gehalt und der Tendenz jeder ihrer Äußerungen, an der Form selbst, in welche sie diese Äußerungen prägten, er-

kennen möchte, wie man einen Menschen schon an dem Ton seiner Stimme erkennt. Ich hatte denn auch durch Aufmerksamkeit und Fleiß mein kritisches Unterscheidungsvermögen so weit geschärft, daß ich es auf eine Probe ankommen lassen durfte, zu der ich gelegentlich meine Freunde herausforderte und die ich fast jedesmal bestand, nämlich: mir aus einem Dutzend von Autoren in meiner Bücherei irgend einen beliebigen Prosasatz vorlesen zu lassen und unverzüglich zu wissen, wer ihn geschrieben. Warum sollte auch freilich der Schriftsteller, der Dichter seinen Berufsgenossen gegenüber nicht denselben Spürsinn bei sich ausbilden, wie der Maler, der Bildhauer, die vor einem ihnen unbekannten Werke, ja, der flüchtigsten Skizze sich nicht lange zu besinnen brauchen, um an der Pinsel- oder Bleistift-, der Meißel- oder Modellierholzführung alsbald den Meister, der sie geschaffen, zu erkennen? Ich spreche von den Fachleuten. Daß Litterarhistoriker und Kunstgelehrte, ohne sich, wie jene, tagtäglich im Handwerk selbst zu üben, aus der vergleichenden Betrachtung heraus ebenfalls jenen Scharf- und Spürsinn bei sich bis zu einem oft bewundernswerten Grade auszubilden vermögen, ist mir immer erstaunlich gewesen.

Selbstverständlich durfte ich es bei dem Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen und der Bekanntschaft mit der modernen deutschen Littera-

tur nicht bewenden lassen. Aber ein Versuch, in die altdeutsche Sprache und Poesie einzudringen, fiel übel aus. Gewöhnt an die Anmut, Lebendigkeit, die durchsichtige Klarheit und das sichere Formgefühl der griechischen Phantasie, machten mir selbst die Nibelungen (in Simrocks Übertragung) einen Eindruck, der weit hinter den Erwartungen zurückblieb, die besonders durch Vilmars enthusiastischen Preis unseres großen Heldenliedes in mir erweckt waren. Die Gudrun nun gar fand ich bis auf Einzelnheiten unschmackhaft und einfach langweilig. Das war ja nun ein ganz schülerhaftes Urteil. Aber zu jener innigen Liebe und Verehrung, die mich mit der Poesie und Kunst des klassischen Altertums verbinden, habe ich es unserer altdeutschen Dichtung gegenüber auch später nicht annähernd bringen können. Das Verhältnis würde sich kaum günstiger gestaltet haben, wäre ich in der Lage gewesen, mehr Zeit und Mühe auf das Studium derselben zu verwenden. Ich zweifle keinen Augenblick, daß diese meine Unfähigkeit, dem Mittelalter gerecht zu werden, die Folge einer gewissen Einseitigkeit meiner geistigen Organisation ist, die es mir schwer macht, in einen Stoff einzudringen, wenn die Phantasie entweder der Natur der Sache nach keine Hilfe leisten kann, oder, weil die Sache nicht in ihrer Richtung liegt, diese Hilfe nur widerwillig leistet. Man muß eben, wenn man bei sich auf solche Mängel stößt, wie drückend ihr Gefühl auch sein mag, sich bescheiden lernen und die Nachsicht, die man anderen gern gewährt, gegen sich selbst nicht ganz außer Augen setzen. Das braucht noch lange

nicht zur Selbstverhätschelung zu führen. Ich meine nur, es würde mehr Glück in der Welt sein, wenn die Menschen weniger an den Schranken ihrer Natur herummäkelten, sondern das bittere Gefühl der wohlerkannten Mängel durch die Dankbarkeit für die Tugenden, die ihnen etwa innewohnen, kompensieren lernten. Wenn jemand dafürhalten sollte, daß diese Betrachtung wenig zeitgemäß sei, jedenfalls unserer Jugend der Mangel an Selbstgefühl sicher nicht zur Last gelegt werden könne, so mag er recht haben. Aber die Zeiten wandeln sich; es können solche kommen, die uns minder gefallen. Und da haben andere längst vor mir gefunden, daß diejenigen, welche sich im Glück vor dem Übermut nicht zu wahren wußten, die ersten waren, die im Unmut dem tiefsten Kleinmut verfielen.

Ich hatte mich durch die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen, unserer ersten klassischen Litteraturperiode das rechte Verständnis abzugewinnen, nicht entmutigen lassen. Es war da noch ein anderes Gebiet, das mir näher lag, und das in den Bereich meiner Kenntnis zu ziehen, ich nicht erst seit jetzt für unumgänglich gehalten: das Gebiet der anderen modernen Kultursprachen und ihrer Litteraturen. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nach dieser Richtung so gut wie nichts gethan. Ohne meine Schuld. Ich habe bereits erwähnt, daß dem Französischen auf unserem Gymnasium kaum ein kümmerlicher Pflichtteil der Pflege ausgeworfen war. Bis zur stümperhaften Lektüre von Fragmenten der Dichter und Prosaisten in einem Sammelwerk — weiter kam es nicht. Das Englische existierte für uns so wenig,

wie das Griechische im frühen Mittelalter. Es ging eine dunkle Sage, daß der Ordinarius der Quinta vor grauen Jahren einmal einen Kursus in dieser Sprache angekündigt und sogar einige Teilnehmer gefunden haben solle. Wie es sich auch damit verhalten haben mag: die kühne That war ohne Nachfolge geblieben. Was das Italienische betrifft, so gehört es ja noch heute weder obligatorisch noch fakultativ zu den Gymnasial-Disciplinen.

Am liebsten hätte ich alle drei Sprachen auf einmal in Angriff genommen. Da das nun nicht wohl anging, entschied ich mich für die englische, die ich für die leichteste hielt, und mit der ich ohne Lehrer fertig zu werden hoffte, was, wenn es gelang, auch in Anbetracht meiner Kasse recht wünschenswert war. Aber bereits nach einigen Wochen überzeugte ich mich, daß, eine lebende Sprache wie eine tote behandeln wollen, nichts anderes heiße, als zu den alten eingestäubten Herbarien ein neues anlegen. Aus dieser Verlegenheit half mir einer jener glücklichen Zufälle, von denen ich nicht weiß, ob sie in dem Leben anderer Menschen eine ebenso große Rolle spielen, wie in dem meinigen, und die ich, wenn ich an gute Genien glauben könnte, als das Werk mir besonders wohlwollender ansehen müßte. Sollte es sich doch fügen, daß ich später den Unterhalt des Lebens jahrelang aus den Erträgen bestritt, die ich meiner Kenntnis der englischen Sprache verdankte!

In demselben Hause, in welchem ich meine bescheidene Wohnung hatte, waren zwei Engländer mir nachbarlich einlogiert: ein Knabe von etwa sechzehn ?

Jahren mit seinem „Tutor", einem ebenfalls noch jungen Manne. Wir waren uns wiederholt begegnet, hatten uns gegrüßt, ohne uns näher zu kennen, bis mir der Tutor eines Tages einen Besuch machte, um mir in einem fürchterlichen Deutsch, dem ich mit einem nicht minder schauderhaften Englisch vergebens nachzuhelfen suchte, den Antrag zu machen: ich solle ihn und seinen Zögling als Schüler im Deutschen annehmen. Man kann sich denken, daß ich mit Freuden auf den Vorschlag einging unter der Bedingung, die Vorteile, welche mir aus diesem Unterricht zweifellos für meine englischen Studien erwachsen würden, als Honorar betrachten zu dürfen. Das wurde bewilligt, und der Unterricht begann. Ich weiß nicht, ob es an der Mangelhaftigkeit meiner Methode oder des Sprachentalentes der Schüler lag, ich kam, wie sehr ich mich auch abmühte, mit ihnen nicht aus der Stelle, was mich manchmal in helle Verzweiflung brachte, sie aber nicht im mindesten alterierte. Im Gegenteil: sie machten tagein, tagaus dieselben tausendmal gerügten Fehler, ohne eine Miene zu verziehen, gerade so, wie sie am Abend nach gethaner Arbeit ihre Instrumente: der Zögling eine Violine, der Tutor eine Flöte hervorholten, eine Stunde lang ohne Takt und Tempo die falschesten Töne kratzten und bliesen und die Jammerhölzer dann wieder in die Kasten thaten, seelenvergnügt, als hätten sie die himmlischste Musik gemacht. Nach einem halben Jahre brach das seltsame Paar wieder nach der Heimat auf, zweifellos in der festen Überzeugung, den Zweck, der sie nach Deutschland geführt: die

gründliche Erlernung unserer Sprache vollständig erreicht zu haben.

Ich wünschte ihnen glückliche Reise. Was ich für mich aus dem Verkehr erhofft, war in Erfüllung gegangen; ich hatte im Englischen einen Grund gelegt, auf dem ich mit Sicherheit weiter bauen konnte. Nachdem ich, wie sich gebührt, mit dem „Vicar of Wakefield" begonnen, durfte ich mich jetzt bereits an Dickens wagen. Um in einsamen Studien die gute Aussprache, die ich meinen Londoner Freunden abgelauscht, nicht wieder einzubüßen, suchte ich die Bekanntschaft anderer junger Engländer, an denen ja Bonn nimmer Mangel hat. Da war einer, der ein Lexikon in fünfundzwanzig Sprachen edieren wollte, von denen er, außer etwa seiner eigenen, nicht eine einzige ordentlich kannte; ein anderer, der sich ebenfalls für einen Philologen von Fach gab und dabei noch keine Zeile von Shakespeare gelesen hatte. Es gingen mir noch mehrere solcher seltsamen Käuze durch die Hände: alle in ihrer Art brave Leute, die mir in ihrer Schrullenhaftigkeit den Eindruck machten, als seien sie geraden Weges aus den Pickwickiern oder sonst einem Dickens'schen Roman ins wirkliche Leben getreten, und so meine Kenntnis englischer Menschen zugleich mit meiner Kenntnis ihrer Sprache erweitern halfen. Es verstand sich von selbst, daß ich nun auch die Collegia des Großmeisters der Shakespeare-Philologie, Nic. Delius, besuchte. Der trockene Vortrag des schon damals tauben Gelehrten zog mich nicht eben an; aber ich lernte doch den Dichter in seiner Sprache lesen, ja, lernte ihn überhaupt jetzt erst kennen. Es war mir bis dahin mit ihm er-

gangen, wie so vielen, die als Jünglinge an ihn herantreten und von seiner Größe viel mehr abgeschreckt als angezogen werden, bis sie hinreichend herangereift sind, um zu begreifen, daß hinter dieser Wunderwelt ein Mensch steht, der sie geschaffen. Denn das will der Jüngling doch vor allem: den Meister in seinen Werken lieben, und wer machte ihm diese Liebe so schwer, als gerade Shakespeare? Es gehört eben Manneskraft dazu, den Proteus zu fassen und zu halten. So gelang es mir auch jetzt noch keineswegs, in alle Stücke gleichmäßig einzudringen, ganz abgesehen von gewissen ketzerischen Zweifeln, die ich selbst bei meinen Lieblingsdramen: „Hamlet" an der Spitze, nicht los werden konnte, und mit denen ich mich gequält habe, bis sie mir — viel später — Rümelins „Shakespeare-Studien" schlichteten. Ich muß es wieder und immer wieder bedauern, daß dies aus dem tiefsten Verständnis des großen Briten und der gesamten Dichtkunst geschöpfte Buch verhältnismäßig so wenig bekannt ist. Es wiegt, so klein es ist, in meinen Augen sämtliche voluminöse Kommentare von Gervinus, Ulrici und den anderen auf.

Wie sehr ich mich auch in den obigen Abschnitten bemüht habe, den Überblick über meine Studien, welche ich dem Leser schuldig zu sein glaubte, möglichst zusammenzudrängen, ich darf ihn nicht weiter damit behelligen. Hätte ich ihn doch wohl ganz damit verschont, wäre ich in der Lage gewesen,

ihn anstatt dessen von einer eigenen ersprießlichen dichterischen Thätigkeit zu unterhalten. Aber das Charakteristische für mich in jener Zeit ist gerade, daß ich mit vollem Bedacht poetische Regungen, wenn sie mir kamen, zurückdrängte in der klaren Erkenntnis meiner wissenschaftlichen Unreife, der unter allen Umständen, so weit es in meinen Kräften stand, erst einmal abgeholfen werden müsse. Bei dem heißen Drange, der mich nach dieser Seite erfüllte, war die Überhast unvermeidlich, mit der ich zu viel auf einmal in Angriff nahm nnd so in ein Irrlichterieren verfiel, das der Gründlichkeit meiner Studien nicht anders als schädlich sein konnte. Indessen, ich hatte doch den guten Willen, und der beste Beweis dafür ist eben die Strenge, mit der ich mich der eigenen Produktion enthielt. Selten, sehr selten, daß auch nur ein kleines Gedicht, ich möchte fast sagen: gegen meinen Willen zu stande kam; und so blieb ich auch einem lyrischen Kränzchen fern, welches sich um Strodtmann gruppiert hatte. War mir doch mein Kränzchen von der Schule her noch in schaudervoller Erinnerung, die in fast burlesker Weise aufgefrischt wurde, als ich denn doch einmal ausnahmsweise einer Sitzung der überaus rührigen Gesellschaft beiwohnte. Es kam an dem Abend eine längere Reihe von Oden zur Vorlesung, die einer der Mitglieder in der Goetheschen Weise des „Prometheus“, „An Schwager Kronos“ u. s. w. verfaßt hatte. Die Gedichte waren in der That nichts weniger als schlecht. Darüber waren alle einig. Nun aber fing das Elend an. So gut wie die Goethe'schen Gedichte selbst konnten und durften doch diese nicht sein. Es mußte

also zwischen jenen und ihnen ein Unterschied existieren, der sie, wüßte man nicht, daß der Betreffende sie verfaßt habe, und wären sie etwa ohne Namen des Autors aufgefunden, als nicht von Goethe herrührend kenntlich gemacht haben würde. Man versuchte bis tief in die Nacht hinein, diesem Unterschied einen bestimmten Ausdruck zu geben. Endlich mußte man sich unverrichteter Sache trennen.

Nur ein einziges Mal hatte ich einen novellistischen Versuch gewagt, der wunderlich genug, wenn auch keineswegs für mich erfreulich ausfiel.

Es war auf einer einsamen Fußwanderung gegen das Ende meines ersten Sommers in Bonn. Ich hatte das Siebengebirge durchstrichen, war dann nach Remagen übergesetzt und die Ahr hinaufgewandert bis Altenahr. Daß mir in solchen Stunden alles Mögliche einfiel, was mir hätte begegnen können und leider nicht begegnete, daran war ich nun freilich gewöhnt. Diesmal hatte es sich doch mit ganz besonderer Gewalt herzugedrängt: während ich noch auf den pittoresken Felsen um Altenahr herumkletterte, war die Novelle fertig. Nach Hause, in meine einsame Klause zurückgekehrt, schrieb ich sie mit fliegender Feder in wenigen Tagen nieder. Nun kam der dem Erzähler unabweisbare Wunsch nach Mitteilung. Mein Bekanntenkreis war schon ziemlich groß — gehörte doch die ganze Frankonia dazu — aber ich bedurfte nur eines Zuhörers und wählte zu demselben Otto Weber, als den mir zunächststehenden, und der mir auch sonst für meinen Zweck der Geeignetste schien. Aber kaum hatte ich eine Viertelstunde gelesen, als mich der Freund an ein-

zelnen Stellen mit Ausrufen, wie: So was begegnet unsereinem nun nie! — Nein, bist du aber ein Glückskerl! und ähnlichen unterbrach. Ich verstand erst gar nicht, was er meinte, bis sich herausstellte, daß er das Ganze für die Schilderung eines wirklich von mir erlebten Abenteuers hielt. Vergebens, daß ich ihn, fast mit Thränen in den Augen, versicherte: es sei, mit Ausnahme etwa der eingestreuten Naturschilderungen, alles pure Erfindung. Er blieb dabei, ich wolle ihm das weiß machen; so etwas erfinde man nicht. Endlich gab er mehr aus Höflichkeit als Überzeugung nach und bat mich, weiter zu lesen. Ich aber hatte die Lust dazu verloren; entschuldigte mich, daß wir beide nicht mehr in der rechten Stimmung seien, und versprach die Fortsetzung auf ein anderes Mal. Aber er war kaum zur Thür hinaus, als ich das Manuskript wütend in Fetzen riß. Jene Äußerungen, die einen modernen Realisten stolz gemacht haben würden, mir waren sie wie ein bitterer Hohn erschienen. Wie denn? Das hatte doch Poesie sein sollen! das hatte ich doch mit heißer Stirn, mit einem Lächeln auf den Lippen hier, mit klopfendem Herzen da geschrieben! Es war eine Ich-Novelle freilich, deren Held ich selbst. Aber diese Einkleidung konnte doch nicht den Ausschlag geben, den poetischen Schimmer nicht auslöschen, war er überhaupt vorhanden gewesen. So war er eben nicht vorhanden, war es eben keine Poesie, die sich doch als solche von der gemeinen Erfahrung des Tages unterscheidet, unterscheiden muß; oder welche Berechtigung hätte sie sonst? doch nicht die einer zweiten Wirklichkeit hinter der ersten? die

überflüssige Mühe, eine solche schaffen zu wollen, sollte man sich wahrlich ersparen, um so mehr, als, was zu da stande kommt, den wahren Kenner der Wirklichkeit niemals befriedigen wird.

So war ich denn auf einem ganz anderen Wege zu demselben negativen Resultat gelangt, wie mit meinen früheren novellistischen Versuchen. Damals hatte ich, indem ich der Phantasie voll den Zügel schießen ließ, mich in ein Wolkenkuckucksheim verstiegen und aus ihm Gebilde genommen, die mit der Wirklichkeit nichts gemein hatten; jetzt, indem ich meine Phantasie in Schranken hielt, die Eindrücke der Natur um mich her und die Beobachtungen, welche ich an den Menschen gemacht, sorgfältig verwertete, war ich bis zur gemeinen Wirklichkeit herabgesunken. Wo lag das Richtige? In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen? Würde ich es jemals finden, gestalten können? Daß ich es jetzt nicht vermochte, war mir gewiß. Aber es kamen schlimme Stunden, wo ich daran verzweifelte, es jemals zu vermögen; und das Dunkel aus diesen Stunden war es, das seine Schatten auch in die sonnigen Tage warf, und mir jetzt in der Erinnerung diese ganze Bonner Zeit wie von einem trüben Schleier verdeckt zeigt.

Und gerade in dieser Zeit schwerster Verdüsterung, aus der ich mich, ratlos für mich selbst und von niemand sonst wohlberaten, nicht zu lösen vermochte, mußte ich die Mutter verlieren an derselben tückischen Krankheit, der Cholera, der auch mein Vater in der ungesunden Stadt der Kellerwasser einige Jahre später zum Opfer fiel. Es war der härteste Schlag, der mich treffen konnte, und niemals hätte er mich

härter treffen können, als gerade jetzt. Man weiß, wie innig ich meine Mutter geliebt hatte. Das ist nichts Besonderes: welcher nicht schlechte Sohn liebte seine gute Mutter nicht auf das innigste? Aber zwischen ihr und mir war das Band, das sich zwischen Sohn und Mutter schlingt, noch ganz besonders zart und fest gewesen. Mein Geistesleben, soweit es in meinem Bewußtsein lag, leitete ich ganz auf sie zurück. Ob sich das psycho-physiologisch so verhielt und verhalten kann, ist gleichgültig. Für mich war es eine Überzeugung. Oft hatte ich mir gesagt, daß meine Mutter in denselben Bahnen, wie ich, gewandelt sein würde, hätte sie die Natur zu einem Manne gemacht, nur daß sie dann auch noch dieselbe geistreiche Leichtigkeit und heitere Sicherstelligkeit entwickelt hätte, mit der sie nun, als Frau, durch das Leben gegangen war. Da sie in den letzten Jahren kaum jemals eine Feder zur Hand nahm, hatte ich nur hin und wieder eine kurze Zeile von ihr gehabt. Ich meinerseits trug gerechte Scheu, sie, die den Frieden suchte, mit den Bekenntnissen meiner Unraft und Verworrenheit zu behelligen. So war der lebhafte Austausch der Gedanken und Empfindungen, der, solange ich zu Hause war, zwischen uns bestanden, auf ein Geringstes zurückgeführt worden. Dennoch hatte ich sicher sein dürfen, sie zu meiner Fürsprecherin zu haben bei der Auseinandersetzung, die früher oder später zwischen mir und dem Vater über meine Lebensführung stattfinden mußte. Nun war auch dieser Trost dahin. Ich schämte mich, in meinem Schmerz daran nur zu denken und konnte mich, egoistisch, wie wir Menschen nun einmal sind, dessen doch nicht erwehren.

So wuchs, wenn nicht mein Kummer, doch die Verstimmung meines Gemütes, das in dem beständigen Wechsel zwischen banger Verzagtheit und finsterem Trotz selten eine ruhige und kaum jemals eine glückliche Stunde fand.

Die letztere vielleicht noch am ehesten, wenn ich, von der Arbeit ermüdet, an meinem Fenster sitzen und träumen durfte. Meine Wohnung war längst nicht mehr die erste, dem großen Kirchhof gegenüber, sondern in einem Hause der Straße, welche gerade auf das Koblenzer Thor zuführt. Das einzige Fenster ging nach hinten heraus auf Gärten, in welchen ein paar Villen lagen, zwischen denen und einem nach rechts sich heranschiebenden Flügel des Universitätsgebäudes, dem katholischen Konvikt, man gerade noch ein Stückchen des Stromes und des jenseitigen Ufers sehen konnte. Es war eine klösterlich stille Wohnung. In den Villengärten sangen im Frühling die Nachtigallen gar herrlich. Das Liebste aber war mir ein einsamer Baum auf dem jenseitigen Ufer. Ein geheimnisvoller Baum. So oft ich auch drüben nach ihm suchte, ich konnte ihn nicht finden. Andere gleich hohe Bäume wuchsen da herum und ließen mich im Ungewissen, welches denn mein Baum sei, der, von meinem Fenster aus gesehen, dort stand, als gebe es nur ihn auf der Welt. Im Licht der Morgensonne, die hinter ihm aufging, grüßte er besonders freundlich zu mir herüber und des Abends hüllte er sich oft, von mir Abschied zu nehmen, in ein Purpurkleid. Bei trübem Wetter war er unwirsch und nahm keine Notiz von mir, oder verschwand gar völlig in den Nebeln, die über dem Strom wallten. Den ganzen

Winter hindurch hoffte er mit mir auf den Frühling, und daß sich dann alles, alles wenden werde. Stundenlang konnte ich so angesichts des lieben Baumes träumen, mich mit ihm unterhalten, ihm meine Wünsche, meine Hoffnungen anvertrauen. Ich glaube fast, ich habe ihm meine sämtlichen Romane bereits damals erzählt.

Wenn Menschen, noch dazu junge Menschen, Bäume zu ihren Freunden machen, kann man wohl mit Sicherheit daraus den Schluß ziehen, daß sie an menschlicher Freundschaft gerade keinen Überfluß haben. Dennoch hatte ich einen Freund, der sogar einer der liebenswürdigsten Menschen war, die mir in meinem Leben je begegnet sind, und dem ich mit einer Neigung zugethan war, welche sich hinsichtlich der Innigkeit von wirklicher Liebe kaum unterschied. Nur daß meine Neigung nicht in demselben Maße erwidert wurde, und ich zuletzt, trotz aller Intimität unsers Verkehrs, trotz aller Zeichen und Beweise der Freundschaft, die wir untereinander ausgetauscht, zweifeln mußte, ob es jemals wirkliche Freundschaft gewesen war, was er für mich empfunden hatte.

Ich war mit Bernhard Schallehn auf einem weiteren Ausflug bekannt geworden, den ich mit fünf oder sechs anderen, von denen er einer war, in den Pfingsttagen achtzehnhundertneunundvierzig machte: den Rhein aufwärts bis Koblenz, dann zu Fuß die Mosel hinauf bis Trier, von dort ebenso bis Oberstein an der Nahe und die Nahe wieder hinab bis

Bingen, um dann noch ein paar schöne Tage in St. Goarshausen zu verleben. Die übrigen Reisegefährten waren Frankonen, zu denen ja auch ich damals gehörte. Er war erst in diesem Frühling nach Bonn gekommen, direkt vom Gymnasium, und bei den Frankonen, die mehrere Landsleute von ihm unter sich zählten, eingeführt, ohne damals oder auch später in die Verbindung zu treten. Der schlanke, kaum achtzehnjährige Jüngling mit dem geistvollen Gesicht, das seltsamerweise bereits mit einem dunklen seidenweichen Bart umrahmt war, der lebhaften Rede, die ihm leicht von den schönen Lippen quoll, der vornehm-anmutigen Haltung, die ihm so bequem war, wie ein vielgetragenes Kleid, hatte sofort meine Aufmerksamkeit erweckt. Ihm näher zu treten, wozu ich den lebhaftesten Wunsch verspürte, wollte sich während der ersten Wochen keine Gelegenheit finden. Sie wurde mir jetzt in der ausgiebigsten Weise. Giebt es doch kaum eine günstigere, als die, welche eine Fußwanderung bietet, zumal in größerer Gesellschaft, wo man nicht Gefahr läuft, sich gegenseitig völlig auszugeben; die übrigen Gefährten, auch wenn zwei sich zueinander besonders hingezogen fühlen, immer wieder dazwischen fahren; das anmutige Spiel des gegenseitigen sich Suchens und Findens immer wieder von neuem beginnt. In diesem Falle war ich freilich der allein Suchende, aber mein neuer Bekannter, wenn er auch seine formvolle Zurückhaltung nicht völlig ablegte, wich mir zum wenigsten nicht aus. Ich wußte bald, daß er, das einzige Kind seiner Eltern, in behaglichen Verhältnissen und einem großen Familienkreise aufgewachsen sei. Die Frauen hatten

bei seiner Erziehung und späteren Ausbildung eine hervorragende Rolle gespielt. Er räumte das letztere selbst ein. Wer Menschenkenntnis genug besaß, hätte es auch aus seiner ganzen Weise schließen müssen, die, ohne ins Weichliche oder gar Weibische zu verfallen, doch von einem Ebenmaß war, wie man es fast nur bei edlen Frauen findet. Nie entschlüpfte ihm ein häßliches Wort, nie ließ er sich, selbst im lebhaftesten Disput, zu einem schreienden Ton, einer heftigen Gebärde verleiten. Wie er an sich und in sich ein Häßliches nicht duldete, wich er ihm auch, wo es ihm begegnete, aus, ohne daraus viel Wesens zu machen, gerade wie man sich selbstverständlich auf der Straße den reinlichsten Weg sucht und dem Schmutz ausweicht. Alles in allem: eine schöne Seele — ein Begriff, den wir ja nur deshalb mit dem weiblichen Geschlecht zu verknüpfen gewohnt sind, weil uns die Verwirklichung in der Männerwelt so selten begegnet.

Für empfängliche Gemüter war dies sein Wesen so ausgeprägt, daß es keiner langen Zeit bedurfte, darüber klar zu werden. Es erkannt, seinen Vollwert empfunden und für mich: für meine innere Welt die Anschauung, Vorstellung und den Begriff einer so ausnahmsweisen Natur ein für alle Mal erobert zu haben, war für mich der Hochgewinn der kleinen Reise.

Das wonnige Gefühl dieses Gewinnes, dessen ich mir bereits voll bewußt war, oder doch mit jedem Schritte, möchte ich sagen, den ich an der Seite des herrlichen geliebten Menschen zurücklegte, mehr bewußt wurde, ist es zweifellos, was mir diese Reise in der Erinnerung von einem Lichte umflossen sein läßt, das sie aus der Wirklichkeit in die Welt

der Poesie entrückt. Wenn ich Eichendorff verstehe, ich glaube, ich danke es dieser Fahrt, während der mir das Herz ganz so selig trunken war, wie das eines regelrechten Eichendorff'schen Helden sein muß. Wirkt doch in einem jungen, nicht unedlen Gemüt die junge Freundschaft mit der Magie der neuen Liebe! Und während mein Herz in Entzücken jauchzte, war nicht alles um mich her, als hätte es ein romantischer Zauberer gedichtet? diese munteren Gesellen, die im Staub der heißen Landstraße erst recht frisch ihre Wanderlieder singen; diese weinlaubumrankten schattigen Dorflauben, in denen man, hat man das mittägliche Ziel erreicht, sich am kühlen Naß gütlich thut; diese wundersamen Städtchen, in denen man Rast für die Nacht sucht, mit ihren mittelalterlich crenellierten Thoren, den engen Gäßchen, wo auf den Trittstufen der Hausthüren die Mädchen singend sitzen, dem liliputanischen Marktplatz, in dessen Mitte der Brunnen verschlafen in der prächtigen Sommernacht rauscht; diese verfallenen Burgen im düsteren Thalkessel, wie das wundersame Schloß Elz, oder andere auf lichter Felsenhöhe, von der man weit hineinschaut in Thal und Gebirge; dieser Sonnenschein, den man trinkt wie den goldenen Wein, der rings auf den Hügeln reift; dieser Gewitterregen selbst, der „auf die Blätter klatscht" und den Übermut der wandernden Gesellen nur erhöht!

Sie hätte bald für uns alle, wenn nicht einen schlimmen, so doch recht unbehaglichen Ausgang nehmen können, diese köstliche Fahrt.

Am linken Ufer der Nahe herabwandernd, waren wir, bereits in der Nähe von Kreuznach, bis dahin

gelangt, wo drüben in einiger Entfernung von dem Flüßchen Franz von Sickingens Ebernburg liegt. Ein Besuch derselben hatte auf unserm Reiseprogramm gestanden. Schon am Morgen des Tages hatte man uns gesagt, das werde sich schwerlich ausführen lassen, weil die Burg von den Freischärlern besetzt sei, und die Preußen ihre Vorposten bis an das Ufer vorgeschoben hätten. Wir waren noch keinem Soldaten begegnet. Jetzt, als es schon auf den Mittag ging, stießen wir auf einen, der am Ufer schilderte. Wir ließen uns mit dem Burschen in eine Unterhaltung ein, sagten ihm von unsrer Absicht. Er gab uns gutmütig Bescheid und riet uns bis zu dem nächsten größeren Dorfe zu gehen, wo man, da es der Ebernburg näher lag, schon eher wissen werde, wie es dort stehe. Wir dankten ihm und wanderten weiter. Der Tag war entsetzlich heiß; das nächste Dorf, trotzdem wir es immer vor uns liegen sahen, wollte nicht kommen. Endlich hatten wir es doch erreicht und thaten uns fürs erste einmal in der schattigen, niederen Stube des hart am Ufer gelegenen Wirtshauses wohl am kühlen Wein. Der Wirt, auf unser Befragen, erklärte unser Unternehmen als unausführbar. Das Ufer sei scharf bewacht, es werde keiner herübergelassen; er wundere sich, daß wir ohne weiteres den Posten im Nachbardorf hätten passieren können, da sonst jeder angehalten werde. Er sprach noch so, als plötzlich vor den offenen Fenstern auf der Dorfstraße Waffen klirrten, Soldaten sichtbar wurden und in der aufgerissenen Thür ein Unteroffizier stand, mit anderen Soldaten hinter sich, der nun, hereinstürmend, im barschesten Tone nach unseren

Legitimationen fragte. Wir präsentierten ihm unsre Studentenkarten, die glücklicherweise jeder bei sich führte. Der Kriegsmann hatte von Studentenkarten nie gehört. Er verlangte Pässe. Solche seien das Mindeste, was man von Leuten fordern müsse, die sich so eifrig nach den feindlichen Stellungen erkundigt und ihren Wunsch, möglichst schnell hinüberzukommen, so deutlich an Tag gelegt hätten. Unser Einwand, daß, wenn wir wirklich Freischärler oder Zuzügler zu den Freischärlern, für die er uns hielt, wären, wir uns doch schwerlich an eine Schildwache um Auskunft gewandt haben würden, verfing bei ihm nichts. Er erklärte uns zu Gefangenen, bis der Offizier, der die größere Wache im nächsten Dorfe kommandiere, über uns entschieden haben würde. Damit verließ er das Zimmer, eine Aufforderung, sich zu uns zu setzen und sich mit einem Glase Wein zu erquicken, unwillig abweisend.

Wir waren also Gefangene hinter der verschlossenen Thür und den leider nun auch geschlossenen Fenstern, vor deren jedem ein Posten stand. Die Leute thaten uns leid. Sie mußten den weiten Weg, da wir sie nicht hinter uns her bemerkt hatten, in vollem Trabe gerannt sein. Ihre rotglühenden Gesichter troffen von Schweiß. Aber noch mehr leid schienen wir den Dorfbewohnern zu thun, welche in hellen Haufen herbeigelaufen kamen, die jungen Leute zu sehen, die nun sämmtlich „erschosse werde sollte". So verging eine geraume Zeit, die unsern Humor denn doch auf eine ziemlich harte Probe stellte. Endlich kam der erwartete Offizier, ein baumlanger Premierlieutenant mit einem bärtigen, von

der Sonne rotbraungebrannten, bärbeißigen Gesicht. Auch er schien nicht abgeneigt, die Sache von der ernsten Seite zu nehmen. Indessen hatte er doch von Studentenkarten gehört, und überdies war die Situation so durchsichtig, daß sie wohl nur einem braven Unteroffizier dunkel bleiben konnte. Wir durften unsern Weg fortsetzen. Der Offizier hatte sogar die Liebenswürdigkeit, uns einen Geleitschein mitzugeben, der uns auf den folgenden Vorposten, deren wir noch einige zu passieren hatten, vor unteroffizierlichen Mißgriffen schützen sollte.

Seit dieser kleinen Reise galt die Freundschaft zwischen Bernhard und mir in unserem Kreise als eine ausgemachte Thatsache, die vielfach kommentiert wurde und nicht selten den Spott der anderen herausforderte oder doch herauszufordern schien. Denn, was sonst nur unter eigentlichen Liebesleuten vorzukommen pflegt: daß sie mit einander schmollen aus Gründen, die für andere unerfindlich sind, man müßte denn die Lust der Versöhnung, nachdem man sich ausgeschmollt, als einen Grund gelten lassen, — wir gaben in der That wiederholt das wunderliche Schauspiel, wenn es auch freilich immer nur von mir insceniert war. Denn, umgekehrt wie in meiner ersten Freundschaft, war in dieser zweiten ich es, der weitaus am meisten liebte. So sollte denn die Kälte, durch die ich oft den guten Adalbert gekränkt hatte, an mir gerächt werden. Und doch war dieser, verglichen mit dem neuen Freunde, wenn man den Wert des Menschen nur auf seine geistige Begabung hin taxiert, der entschieden bedeutendere. Von Genialität — auch nur von der sprungweisen Adalberts — war

bei Bernhard keine Spur. Ich möchte fast sagen: nicht einmal von einem vorragenden Talent, es wäre denn etwa für die Musik gewesen, die er mit Eifer pflegte und einem Erfolg, der sich meiner Beurteilung entzog. Sonst in der Formation seines Geistes dasselbe schöne Gleichmaß, das die Signatur seines Betragens war: heller Verstand, der schnell und sicher faßte; Phantasie genug, um an dem Schönen innige Freude haben zu können, ohne das Vermögen, es zu schaffen. Auch kannte er merkwürdig genau die Tragweite seiner Fähigkeiten und war sich besonders über den letzteren Punkt völlig klar. Jede Zumutung, sich dichterisch zu versuchen, wies er mit Entschiedenheit zurück. Es genügte ihm, die Kunst lieben zu dürfen, seinen Kunstgeschmack, sein Kunstverständnis zu verfeinern, zu vertiefen, einem eifrigen, sinnigen Theaterbesucher vergleichbar, den es keineswegs danach gelüstet, selber Komödie zu spielen. Das mochten andere thun, denen es in der Gas- und Staubatmosphäre da oben behaglich ist, die ohne seelenerschütternde Aufregungen nicht leben können, es sich gefallen lassen, die paar glänzenden Stunden mit so vielen dunkeln zu bezahlen. Nun stand ich ja längst noch nicht auf der Bühne, — will sagen: hatte es noch weit bis dahin, als Autor hervorzutreten; stellte wohl gar in Abrede, es jemals zu wollen. Er aber wußte, daß das eine Selbsttäuschung oder bewußte Unwahrheit sei; ich früher oder später den Schritt wagen würde; alle meine Studien darauf richtete, ihn mit Ehren wagen zu können; eher vom Leben selbst lassen würde, als es so führen, wie es ihm für seine Person einzig

wünschenswert erschien. Dessen hatte er denn auch kein Hehl. Sie irren sich, sagte er: ich bin nicht der Gefährte, den Sie brauchen. Der Freund, von dem Sie mir erzählt haben, möchte es sein. Von ihm, der selbst ein Dichter, können Sie lernen, wie man es machen, oder auch: wie man es nicht machen muß. Von mir können Sie gar nichts lernen. — Wie Sie nicht von mir; erwiderte ich dann wohl. — Sie irren sich abermals, war seine Antwort. In dem Verkehr mit Ihnen lerne ich mit jedem Tage besser die Grenze erkennen und respektieren, die mir in meinem Streben und Leben ein für allemal gezogen ist. — Und von der Sie überzeugt sind, daß auch ich für mein Teil sie respektieren sollte. — Ich sage nicht ja und nicht nein. Ich weiß, daß Sie mich lieb haben und viel auf mein Urteil geben. Ich mag mein Gewissen nicht damit belasten, Ihnen ein Sporn gewesen zu sein auf einer Bahn, die zu durchmessen, Ihnen schließlich doch der Atem ausgehen würde, oder Sie in einem Lauf, zu dem Sie die Kraft besitzen, durch meine Abmahnung auch nur um einen Schritt zurückgehalten zu haben.

Die skeptische Kühle, mit der er so meinem heißen Drange begegnete, hätte mich zurückschrecken können. Sie that es nicht. Im Gegenteil. Ich fühlte mich nur immer inniger zu einem Menschen hingezogen, dessen schöne Seele vor mir lag wie ein Teich, von dessen stiller Fläche Gras und Busch und Baum am Uferrande und der hohe Himmel droben mit seinen weißen Wölkchen wie von einem blankgeschliffenen Spiegel reflektiert werden. Aber freilich, indem nun dieser Spiegel, so oft ich in ihn schaute,

mir unweigerlich, wie er nicht anders konnte, mein von der inneren Unraft entstelltes Gesicht zeigte, trug auch er sein Teil bei zu der Verdüsterung meines Gemütes. Diese meine zweite Freundschaft beglückte mich, wenn auch aus ganz anderen Gründen, so wenig wie die erste. Den Freund, auf dessen „elend-tragenden Arm" sich nicht zu lehnen, der junge Goethe seinem Behrisch nur deshalb rät, weil, ihn zu missen, allzu schmerzlich ist — ihn sollte ich erst Jahre später finden; und mein Gebet ist, daß, so lange ich lebe, ich ihn nimmer missen möge.

Ich war jetzt volle zwei und ein halbes Jahr in Bonn gewesen; das Semester in Berlin mitgerechnet, war mein akademisches Triennium zu Ende. Mir war es recht. Was sollte ich länger auf dieser oder einer anderen Universität? Noch dies oder jenes Kolleg hören? Es verlohnte sich nicht der Mühe. Ich hatte gelernt, zu studieren und das vielleicht besser als mancher, der die streng vorgeschriebene Studienbahn unentwegt durchlaufen war. Ich hatte auch manche positive Kenntnisse eingesammelt, die ich zu vermehren trachten würde. Damit war vorderhand mein Programm abgeschlossen.

Man kann sich denken, daß es meinem Vater nicht genügte. Und welchem Vater hätte es genügen sollen? Er drang, er bestand darauf: ich müsse das über der Juristerei verlorene Jahr nachholen, mithin noch ein viertes Jahr auf der Universität bleiben. Dies vierte Jahr solle und könne mir nicht ange-

rechnet werden, da das Familienstipendium, welches ich während des Triennіums bezogen, die Kosten eines Jahres vollständig gedeckt habe und dies Geld mein durch das Abiturientenexamen wohlerworbenes Eigentum sei. Ich bat um die Erlaubnis, während dieses vierten Jahres dann wenigstens meinen Militärdienst, der noch ausstand, ableisten zu dürfen. Auch davon wollte der Vater nichts wissen: während des Dienstes sehe es mit dem Studieren übel aus, und er müsse sich sehr irren, oder es fehle mir doch wohl noch so manches, um ein Examen mit Ehren bestehen zu können.

Nun durfte ich mit dem Bekenntnis, vor dem ich mich so lange gesträubt, nicht mehr zurückhalten. Ich schrieb zurück: daß es nicht in meiner Absicht liege, die Gymnasiallehrer- oder Universitätsdocenten Carriere einzuschlagen, und zu dem einem oder anderen Zwecke mich diesem oder jenem Examen zu unterwerfen. Daß ich meine Studien nun schon seit zwei Jahren gar nicht auf ein solches Ziel gerichtet habe. Daß ich kein Gelehrter werden könne, weil es schlechterdings gegen meine Natur sei. Daß ich entschlossen sei, dem Beruf zu folgen, welchen ich mir von der Natur vorgezeichnet glaube: der Schriftstellerei. Daß ich endlich in dem Umstande, daß dieser Beruf in den Augen vieler, und wohl auch in den seinen, nicht als ein legitimer gelte, keinen Grund sehe, mich ihm nicht zu widmen, wie andere sich der Musik, der Malerei, der Bildhauerkunst u. s. w. widmeten.

Es war für mich eine bänglich lange Pause, bis die Antwort kam. Der Vater schrieb: er habe, als ich damals zur Universität ging und von heute auf

morgen meine ursprüngliche Absicht, Medizin zu studieren, in den Entschluß, Jurist zu werden, umwandelte, keinen Einspruch erhoben; er habe mich, als ich dann wieder nach einem Jahre die Juristerei mit der Philologie vertauschte, mich gewähren lassen, wie unerfreulich ihm diese neue Änderung gewesen sei. Denn von der Philologie habe er zwar auch nur eine dunkle Vorstellung; was ich aber jetzt wolle und beabsichtige, verstehe er ganz und gar nicht. Vielmehr, es sei ihm unbegreiflich, wie jemand, der kein Vermögen hinter sich habe, seine Zeit mit Dingen vergeuden könne, die im besten Falle brotlose Künste seien. Ob ich denn gar nicht an meine Zukunft denke? Ob mich denn nicht vor einer Zukunft schaudere, die er in dem dunkelsten Lichte sehe, jeder verständige Mensch so sehen müsse? Stehe es nicht in seiner Macht, mich vor einer solchen Zukunft zu bewahren, so wolle er doch, was an ihm sei, gethan haben, mir eine andere erfreulichere und wünschenswertere offen zu halten. Dazu gehöre, daß mir wenigstens die Möglichkeit bleibe, einzulenken, umzukehren, wieder gut zu machen, was ich seither schlecht gemacht. Wenn mir also seine väterliche Autorität noch etwas gelte, müsse ich seinen Willen erfüllen. Im übrigen stelle er mir frei, in Bonn zu bleiben, oder, wenn das, wie es scheine, nicht mein Wunsch sei, eine andere Universität zu beziehen.

Das stand in den Zeilen. Zwischen den Zeilen war, für mich deutlich genug, die Sorge, die Angst, der Schmerz eines Vaterherzens zu lesen, das einen Sohn verloren geben soll, auf den es große Hoffnungen gesetzt hat, und sich noch an die letzte

Möglichkeit klammert, ihn vielleicht doch noch zu retten.

Was sollte ich thun? Was der Vater von mir erwartete? Noch konnte es sein. Noch konnte ich unschwer nachholen, was ich versäumt, mir jenes Quantum eigentlich philologischen Wissens aneignen, das in dem Examen gefordert wird. Ich hatte noch ein volles Jahr vor mir. Ich brauchte mich nur zu konzentrieren, in einer bestimmten Richtung so weiter fleißig zu sein, und es war geschehen. Und dann? Dann lebt wohl, ihr Träume von einer Zukunft, wo die kleine Welt, von der mir so oft eine gute Stunde sagte, daß ich sie brütend in meinem Gehirne halte, künstlerische Wirklichkeit werden mußte — trotz alledem. Es war unmöglich, von dieser Hoffnung zu scheiden. Und den guten Vater so tief zu betrüben durch eine offene Weigerung, auf seine innigen Wünsche einzugehen, war nicht minder unmöglich. Trübste Stunden des Zweifels, der Ratlosigkeit, der Selbstanklagen! Wohl euch anderen, die ihr die gebahnten Wege des Lebens geht! die Schrecken nicht kennt, welche auf den lauern, dessen Pfad sich abseits in die Wildernis schlägt, hinter der vielleicht das erhoffte Eldorado liegt, vielleicht aber auch nichts seiner harrt als Elend und Schande!

Indeß der väterliche Brief mußte beantwortet werden. Wer je, ein junger Mensch, in meiner, oder einer der meinigen ähnlichen Lage war, wird begreifen, daß meine Antwort nicht streng loyal ausfiel; ich kein ehrliches Ja und ebensowenig ein ehrliches Nein sagte; mich darauf berief, daß ich nach zwei Studienjahren eine so weitschichtige Wissen-

schaft, wie die Philologie, nicht vollständig übersehen könne, und, wenn auch die Wahrscheinlichkeit, in ihr meine Befriedigung zu finden, nicht eben groß, so doch die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen sei. Ein kläglicher Brief, dessen ich mich aus Seelengrunde schämte, als ich ihn abgesandt, und mit dem mir doch ein schwerer Stein vom Herzen gefallen war. Wenn man einundzwanzig Jahr ist, glaubt man mit jedem aus dem Wege geräumten momentanen Hindernis freie Bahn für eine lange Zukunft, vielleicht für immer gewonnen zu haben.

Mit der Unlust, länger in Bonn zu bleiben, die der Vater aus meinem Brief herausgelesen, hatte es seine Richtigkeit. Der Ort war mir nie sympathisch gewesen; er war mir mittlerweile vollends widerwärtig geworden. Von den jungen Leuten, mit denen ich vor zwei und einem halben Jahre auf der Frankonenkneipe Bekanntschaft gemacht, hatten die meisten längst sich nach anderen Universitäten gewandt; nicht wenige auch inzwischen ihre Studien beendet. So Johannes Overbeck, der bereits als Privatdocent aufgetreten war; so Otto Weber, der eben die letzte Station des Staatsexamens glänzend absolvierte. Sie waren freilich beide wieder oder noch in Bonn; aber der frühere harmlose Verkehr wollte sich nicht aufrecht erhalten oder erneuern. Wesentlich freilich durch meine Schuld. Besonders Overbeck nahm sich meiner mit liebevoller Güte an; zog mich in das archäologische Kränzchen, das er wöchentlich einmal um sich versammelte, und war nicht verletzt, aber betrübt, als ich es so lässig be-

suchte, wie das Privatissimum, das er über die griechischen Heroenbilder in einem Nebensaale der Universitätsbibliothek las. Otto Weber freilich dachte längst nicht mehr an das „Kosmos-Kränzchen", das uns vor zwei Jahren soviel köstlichste Stunden gewährt hatte, wenn er und Julius Schmidt uns Laien die Mysterien von Humboldts großem Werke auslegten.

Indem ich Julius Schmidt nenne, bemerke ich, daß ich einer der merkwürdigsten Charakterfiguren meines Bonner Bekanntenkreises jetzt, da es zum Schluß geht, zum ersten Male Erwähnung thue. Ich habe ja so manche interessante Begegnung nur im Vorübergehen streifen, manche ganz außer acht lassen müssen. Julius Schmidt darf in meiner kleinen Galerie nicht fehlen.

Er stammte von armen Bauerleuten in Holstein. Fast ohne Unterricht aufgewachsen, hatte ihn, die Künste des Lesens und Schreibens zu erlernen, eine Welt von Mühe gekostet. Wozu brauchte der Gänsejunge, der dann zum Schaf- und Kuhjungen avancierte, auch lesen und schreiben zu können? Aber der Mond und die Sterne hatten es dem Jungen angethan. Er beobachtete ihre Konstellation, ihr Kommen und Gehen und wußte so merkwürdige Dinge von ihnen zu berichten, daß sich endlich ein mildthätiger Geistlicher des kleinen Astronomen annahm und ihn weiter unterrichten ließ. Notdürftig freilich nur: in eine ordentliche Schule, auf ein Gymnasium gar war er nie gekommen. Das dürfte in Amerika seiner späteren Laufbahn nicht geschadet haben; in Deutschland wurde es ihm ein unübersteigliches Hin-

dernis. Er mußte sich die Wissenschaft, für die er geboren war, unter tausend Schwierigkeiten erkämpfen auf kleinen Privat-Observatorien, so auf einem, das sich ein reicher Geistlicher, ich glaube, in Düsseldorf, errichtet hatte Da war er ein paar Jahre; aber er konnte hier nichts mehr lernen; er mußte weiter. „Wo wollen Sie nun bleiben?“ fragte der alte Herr, der ihn gern länger behalten hätte. — „Wo der Astronom hingehört: unter dem Himmel,“ war Schmidts Antwort. — Wie er dann an die Bonner Sternwarte gekommen ist, weiß ich nicht. Ich fand ihn dort als „Kustos“. Er war Argelanders rechte Hand; hatte inzwischen die wertvollsten Mondbeobachtungen gemacht; wurde in den Journalen seiner Wissenschaft mit Ehren genannt; aber bei dem einfachen Kustos mußte es sein Bewenden haben: Leuten, die das Abiturientenexamen nicht absolviert, öffnet sich die Docentencarriere nicht. Alexander von Humboldt, für dessen astronomische Kapitel im Kosmos er die schätzenswertesten Beiträge geliefert, und der ihn persönlich sehr wohl kannte, hatte ihm fest versprochen, seinen ganzen Einfluß daranzusetzen, die Schwierigkeiten, welche ihm in seiner Laufbahn entgegenstanden, aus dem Wege zu räumen. Schmidt rechnete fest darauf. Eines Tages machte er in dieser Angelegenheit dem großen Manne in Berlin einen Besuch. Der Besuch zog sich in die Länge, da der große Mann ihn durchaus nicht fortlassen wollte, immer von neuem etwas zu fragen, zu sagen hatte. Endlich, als ein neuer Besucher angemeldet wurde, empfahl sich Schmidt und hörte durch die nicht ganz geschlossene Thür deutlich, wie der

große Mann diesen mit den Worten empfing: Gott sei Dank, daß sie mich von dem langweiligen Schwätzer erlöst haben!

Als ich Schmidt kennen lernte, hatte er wohl kaum die Mitte der Zwanziger überschritten; man hätte ihm aber ebensowohl dreißig und noch mehr geben können. Von kleiner Statur, in jeder Bewegung von putziger Gravität, meistens in einen schwarzen Radmantel gehüllt, dessen einen Zipfel er über die rechte Schulter zu schlagen pflegte, glich er mit dem großen Schädel, von dem ein dünnes, mißfarbenes Haar herabhing, dem altklugen Gesicht, das ein seltsamer dünner Spitzbart nicht verschönte und der tiefen Falte, die von der Nasenwurzel in die Stirn hinaufstieg, völlig dem Bilde, welches man sich von einem mittelalterlichen Astrologen zu machen geneigt ist. Wunderlich, wie seine äußere Erscheinung, war auch seine Redeweise, die er mit Vorliebe in Wendungen kleidete, welche er sich aus den Übersetzungen des Homer, der Tragiker und besonders des Aristophanes, den er fast auswendig kannte, zusammengelesen. Er selbst machte vortreffliche Hexameter meistens humoristischen Inhalts, wie er denn auch ein sinnvoller Karikaturenzeichner war. Dabei glaubte er inniglich an die Möglichkeit des Verkehrs zwischen auserwählten Menschen und einer Geisterwelt. Wie sollte er auch nicht, da er selbst zu diesen Auserwählten gehörte und von seinen Erlebnissen aus der vierten Dimension mit der größten Ruhe Dinge zu berichten wußte, die uns anderen das Haar sträuben machten? Dann wieder konnte er aus seinem Leben, besonders seiner armseligen

Jugend, so köstliche Geschichten mit so liebenswürdiger Schalkhaftigkeit erzählen, daß wir stundenlang, wie gebannt, lauschend saßen, und ich aufs innigste bedaure, von den Perlen, die er so verschwenderisch ausstreute, nicht wenigstens ein paar gesammelt zu haben.

Julius Schmidt ist vor einigen Jahren als Direktor der Sternwarte zu Athen gestorben. Daß Deutschland sich einen solchen Mann entgehen lassen konnte, ist für uns nicht rühmlich. Er ist wohl, immer gefaßten Herzens, so auch in die Fremde gezogen. „Unter dem Himmel, wo die Astronomen hingehören", war er ja dort, wie hier. Und ich sollte mich sehr wundern, oder er ist in den Ruinen der Akropolis ein und das andere Mal dem Schemen seines geliebten Aristophanes begegnet und hat mit ihm geisterhafte Zwiesprach gehalten.

Es drängt mich, meine Bonner Akten zu schließen, aber ich weiß, der Leser wird es in der Ordnung finden, daß ich ihm ein letztes Blatt nicht unterschlage. Steht doch auf demselben kein geringeres Bild als das des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, unsers nachmaligen Kaisers Friedrich. Episodisch und außer allem Konnex mit meinem sonstigen Leben und Treiben jener Zeit, wie meine Begegnung mit dem Prinzen ist, konnte ich sie, ohne den Zusammenhang zu zerreißen, nicht wohl an die chrono-

logisch richtige Stelle bringen. So möge sie denn hier am Schluß ihren Platz finden.

Es war im Herbst neunundvierzig. Deutschland war aus der republikanisch-anarchischen Bewegung „gerettet". Ruhig floß der Rhein. Seine quecksilbrigen Anwohner sorgten sich nicht mehr um die Republik, sondern um ihre Weinernte. In Köln gab es keinen „roten" Becker und keinen Freiligrath mehr; in Bonn keinen Schurz und keinen Kinkel. Da hatte man denn auch den Prinzen getrost zur hohen Schule in die Rheinstadt ziehen lassen können, wo ihm mit seiner Begleitung, zu der auch Professor Curtius gehörte, eine Partie des Universitätsgebäudes (bekanntlich eines ehemaligen kurfürstlichen Palastes) eingeräumt war.

Einige Wochen nach seiner Ankunft saß ich eines Abends in meinem Zimmer, mit einem Kommilitonen eifrig die Niederschriften vergleichend, die wir in Ritschl's Kolleg über „Griechische Metrik" gemacht hatten. Da wurde plötzlich von der buckligen Wirtin ein Mann in grauem Mantel eingeführt, der sich als ein prinzlicher Diener zu erkennen gab und mir von Seiten des Professor Curtius die Aufforderung brachte, mich morgen Vormittag elf Uhr zu diesem verfügen zu wollen, der den Auftrag habe, mich seiner königlichen Hoheit vorzustellen. Der Herr Professor lasse um pünktliche Innehaltung der bezeichneten Stunde noch besonders bitten. Damit entfernte sich der Mann, den Kommilitonen und mich vor einem Rätsel zurücklassend, das schwieriger zu lösen schien, als die metrischen Geheimnisse des Amphimakros und Amphibrachys. Wie um alles in der Welt kam ich obskures

Studentlein zu der Ehre? Wäre ich noch ein Mitglied der schwarzweißen „Borussia“ gewesen! Es war unerfindlich.

Und doch lag die Erklärung recht nahe. Ich hatte während meines Berliner Semesters in dem Hause einer alten Dame verkehrt, an die mich mein Vater, dessen Jugendfreundin sie war, empfohlen. Die alte Dame, eine Frau Rösner, hatte in der Kinderstube des Prinzen irgend eine Rolle gespielt. Eine hohe kann es nicht gewesen sein, da sie nicht von Adel war; eine niedere ebensowenig. Dazu lebte die Dame in zu günstigen Verhältnissen, und ihre Wirksamkeit mußte doch wohl noch in die Knabenjahre des Prinzen übergegriffen haben, oder der Jüngling hätte sich schwerlich „seiner guten, lieben Rösner“ bei ihren Geburtstagen und sonstigen Gelegenheiten in Form freundlicher Zuschriften und allerhand liebenswürdiger Aufmerksamkeiten stets erinnert. Mich hatte, offen gestanden, ihre höfische Beziehung, auf welche die alte Dame selbstverständlich den höchsten Wert legte, wenig interessiert. Da auch sonst bei ihren kleinen Abendgesellschaften und ihren Diners en petit comité die ausgesprochenste ehrbare Langeweile herrschte, war ich schließlich nur noch selten in ihr Haus gekommen und hatte sie inzwischen völlig vergessen, wie das meine leidige Gewohnheit mit Personen ist, die meine Teilnahme so oder so zu erregen nicht im stande gewesen sind. Kein Wunder also, daß ich auch jetzt von der griechischen Metrik einen Übergang zu der guten prosaischen alten Dame nicht fand.

Es war deshalb geboten, den Herrn Professor, als ich am nächsten Vormittage Schlag elf Uhr in

sein Zimmer trat, zu versichern, daß ich keine Ahnung habe, wie Seiner Königlichen Hoheit der Wunsch gekommen sein möchte, mich vor sich zu sehen. Mit jenem in ungemessene Fernen schweifenden Blick, der unserm großen Gelehrten so prächtig zu dem geistreichen Gesicht steht, über mich hinstreifend, erwiderte er mir, daß er sich in der identischen Lage befinde. Ich erlaubte mir, die Pause, die in dem kaum begonnenen Gespräch eingetreten war, unterbrechend, zu bemerken, daß es dann wohl das Geratenste sei, aus dem Munde Seiner Königlichen Hoheit selbst des Problemes Aufschluß zu erfahren. Der nachdenkliche Mann konnte sich der Anerkennung des Zweckentsprechenden dieses Vorschlages nicht verschließen; verließ mit mir das Zimmer und führte schweigend den Schweigenden die steinerne, teppichbelegte Treppe hinauf über Korridore bis an die Thür eines Gemaches, aus dem auf sein Klopfen ein freundliches Herein erschallte. Wir traten ein.

Ein hoher, nichts weniger als reich ausgestatteter Raum mit zwei Fenstern, durch die ein klarstes Vormittagslicht fiel, und an deren einem der Prinz stand, über ein einfachstes Stehpult gebeugt, von dem er sich bei unserm Eintritt aufrichtete, seinem Mentor freundlich zunickend und mir nicht minder freundlich die Hand reichend. „Er freue sich, dem Sohne eines Jugendfreundes seiner lieben, alten, guten Rösner“ —. Der Zusammenhang war also genau der selbstverständliche, den ich oben angedeutet und auf den ich trotzdem nicht verfallen war. Die alte Dame hatte bei seinem Fortgange von Berlin dem Prinzen den Wunsch geäußert, mir gelegentlich eine Audienz

zu verstatten; er hatte zugesagt; und daß man sich auf sein gegebenes Wort auch in den gleichgültigsten Dingen verlassen durfte, dafür war meine Anwesenheit in seinem Zimmer der Beweis. Selbstverständlich, da er von seiner „lieben, alten, guten Rösner" in so warmen Worten sprach, beeilte auch ich mich, an der Dame ein Interesse an Tag zu legen, das ich nie empfunden. Nun erkundigte er sich nach meinen Verhältnissen, kam auf Pommern, speciell auf Rügen zu sprechen, von dem ich eine extemporierte begeisterte Schilderung entwarf, in der er mich gelegentlich mit den Worten: „Ja, ja, das hat mein Onkel, der König, auch gesagt," unterbrach. Dann aber hatte er selbst die Rede ergriffen, die er auch bis zum Schluß der Audienz kaum wieder fallen ließ, sodaß ich Muße genug fand, ihn genau zu beobachten und mir sein Bild einzuprägen.

Es gleicht dem, welches der spätere Kronprinz, der Sieger von Wörth, „unser Fritz" bot, und wie es unsrer aller Erinnerung unverlöschlich eingeprägt ist, so wenig, daß ich selbst immer Mühe gehabt habe, es mir, als ein doch wirklich einmal vorhanden gewesenes zu vergegenwärtigen. Freilich muß man bedenken, daß der Prinz eben erst sein achtzehntes Jahr vollendet hatte, und gerade die gewaltigsten Bäume die meiste Zeit brauchen, sich zu ihrer ganzen Schönheit zu entwickeln. So war denn der nachmals so schöne, so gewaltige Mann zur Zeit weder das eine noch das andere. Das selbstverständlich bartlose, bleiche Gesicht zeigte eher unregelmäßige Züge, die einen keineswegs unerfreulichen Zusammenhang, aber auch kein Ganzes bildeten, das den Betrachter hätte fesseln

können. Selbst die großen blauen Augen schienen mir — an jenem Morgen — wenig belebt, trotzdem sie gut und treuherzig genug blickten, wie denn auch sonst diese treuherzige Güte über das ganze Gesicht gebreitet war und es dem Beschauer mit jeder Minute anmutiger erscheinen ließ. Auch die Heldengestalt, die uns allen später mit Fug imponiert hat, war kaum angedeutet in der Körperlänge, die allerdings etwas über das Durchschnittsmaß hinaus reichte. Aber die Gliedmaßen schienen mir nicht kräftig, die Schultern eher schmal als breit, die Brust eher eingesunken als gewölbt. Alles in allem: ein Jüngling, dem wohl auch ein kundigster Physiologe die reckenhafte Mannheit nicht hätte verbürgen mögen.

Nach einer kleinen halben Stunde wurde ich freundlich, wie ich empfangen war, entlassen; der große Gelehrte geleitete wieder schweigend den Schweigenden die teppichbelegte steinerne Treppe hinab, und ich durfte meinen schwarzen Frack in den Schrank zurückthun, aus dem ich ihn während meines Bonner Aufenthaltes zu dieser für mich denkwürdigen Begegnung zum ersten und zum letztenmale genommen hatte.

Was ich nun erzählen will, gehört nicht eigentlich in den Rahmen, den ich mir für diese Mitteilungen vorläufig gespannt habe. Aber meine demnächstige Begegnung mit dem hohen Herrn bildet in meiner Erinnerung ein so genaues Gegenstück zu jener ersten, daß ich der einen ohne die andere kaum gedenken kann. Besteht doch auch zwischen beiden, wie sich zeigen wird, ein Kausalnexus soweit, daß

diese zweite ohne jene erste freilich nicht unmöglich, aber auch nicht wahrscheinlich gewesen wäre.

Es war im Januar 1867. In Berlin hatten gegen das Ende des vergangenen Jahres Bevollmächtigte der einzelnen Regierungen getagt, um den von Preußen aufgestellten Verfassungsentwurf des „Norddeutschen Bundesstaates" zu beraten. Die aus diesen Beratungen hervorgegangene Verfassungsurkunde sollte demnächst einem Reichstag vorgelegt werden, dessen Eröffnungstag — es war der 24. Februar, mein Geburtstag — bereits angekündigt war. Ich glaube nicht, daß ein Besuch des Kronprinzen mit seiner erlauchten Gemahlin am Koburgschen Hofe, der etwas früher — eben Ende Januar — stattfand, und zu dem auch die Prinzessin Alice von Hessen und ihr Gemahl ihre Gegenwart zugesagt hatten, mit diesen politisch so wichtigen Ereignissen in einem direkten Zusammenhang stand. Jedenfalls that dies die Einladung nicht, mit der ich zu der fürstlichen Zusammenkunft in Gotha beehrt wurde. Sie lautete einfach auf einen zweitägigen Besuch, bei dem auch eine Hofjagd in Aussicht genommen war. Ich hatte mich bei einem Besuch im Dezember des vorigen Jahres in Koburg dem Herzog auf einer Saujagd als ein nicht unerfahrener Schütze ausweisen dürfen; und so war ich dem gütigen Herrn dankbar, daß er mir eine Gelegenheit gab, auch auf der Hasenjagd, um die es sich diesmal handelte, meine Geschicklichkeit möglicherweise an Tag zu legen. Am Abend meiner Ankunft in Gotha hatte ich meinen erlauchten Wirt und seine hohen Gäste nicht mehr zu sehen bekommen. Auch am nächsten

Morgen, wo bald nach dem Frühstück zur Jagd gefahren wurde, mußte ich auf das Vergnügen verzichten, da die Abteilung, zu der ich und einige Koburger Herren — unter anderen der Minister von Seebach — gehörten, nach einer anderen Gegend des Terrains — nebenbei der Hügel um Langensalza — instradiert waren. Nach Beendigung der Jagd konnten die Herren meiner Abteilung sich nur noch eben vor ihnen in dem Augenblicke verbeugen, als der Wagen, den sie bestiegen hatten, sich bereits in Bewegung setzte. So fand denn die Vorstellung erst unmittelbar vor dem Diner in dem schönen Empfangssaale des Schlosses statt. Die Gesellschaft war wenig zahlreich; in der That niemand außer mir, einigen Herren und Damen vom Hofe, einer englischen Familie und Gustav Freytag, den ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmale sah. Ich wäre der Begegnung mit dem Letztgenannten gern überhoben gewesen. Vor mehreren Jahren hatte ich in Kolatschecks Wiener Monatsschrift „Stimmen der Zeit" einen längeren Aufsatz über die damals gerade erschienenen „Fabier" veröffentlicht, der allerdings für das Werk recht ungünstig lautete, und in welchem ich auch sonst kein Hehl daraus gemacht, daß meine Ansicht über den Autor im allgemeinen seiner schriftstellerischen Wirksamkeit mit der der Grenzboten sich nicht in allen Punkten deckte. So fiel mir denn ordentlich ein Stein vom Herzen, als Herr Freytag bei der Vorstellung durch sein sehr reserviertes Betragen deutlich zu erkennen gab, wie auf seiner Seite der Wunsch einer persönlichen Annäherung genau so gering war wie auf der meinen. Doch da wurde,

Gott sei dank, auch schon die Flügelthür aufgethan, und unter dem Vortritt des Oberhofmarschalls von Wangenheim betraten die Herrschaften den Saal. Es wird „Circle" gemacht. Der Herzog stellt seine übrigen Gäste den Herrschaften vor. Als an mich die Reihe kommt, ruft der Kronprinz, mir die Hand entgegenstreckend: „Den brauchst Du mir nicht vorzustellen; er und ich, wir sind ja Kommilitonen von Bonn her." Einige Minuten später hatte er mich zu sich gewinkt und unterhielt sich mit mir, bis der Oberhofmarschall das Zeichen zum Beginn des Diner gab. Es mögen zehn Minuten gewesen sein, während ich so, mitten im Saal, abseits von der übrigen Gesellschaft, mit ihm sprechen durfte, obgleich mir in Anbetracht des vielen, das zur Sprache kam, die Zeit länger bedünken will. Aber was läßt sich in zehn Minuten nicht alles sagen, wenn man die Gabe des Schnellsprechens hat, die der Kronprinz in hohem Grade besaß, und von der mir auch ein ausreichendes Teil geworden ist! Die Unterredung begann mit einer abermaligen Erinnerung an jene unsre erste Begegnung in Bonn, die ihm zu meinem wahrhaften Erstaunen — waren doch volle achtzehn Jahre seitdem vergangen! — bis auf die geringfügigste Einzelheit im Gedächtnis geblieben war. Dann kam die Frage nach meinem heutigen Jagdglück, von dem ich — ich fürchte, nicht ohne einiges Selbstgefühl — der Wahrheit gemäß berichten durfte, daß ich fünfundzwanzig Stück auf der Strecke gehabt. Der Kronprinz lachte und sagte: „Ich, glaube ich, nur drei oder vier. Ehrlich gestanden: dieser Massenmord macht mir keinen Spaß. Ich habe nach den ersten Minuten mein Gewehr ab-

gegeben, mir einen Stock vom Zaun gebrochen und bin so neben den Herren hergewandert.“ — Dann kam meine schriftstellerische Thätigkeit aufs Tapet. Er hatte die „Problematischen Naturen“ gelesen und spottete in liebenswürdiger Weise darüber, daß „seine guten Rügenschen Freunde so schlecht in dem Buche wegkämen; auch, ‚seine Frau‘ habe das Buch mit Interesse gelesen. Er sei jetzt bei ‚In Reih’ und Glied‘; aber vorläufig nur erst bis — er nannte die Seitenzahl — gediehen.“ — Ich muß hier einschalten, daß es eben dieser Roman gewesen war, der das Interesse des Herzogs für mich erweckt hatte. Es war mir kein Zweifel: die Empfehlung des Buches an den Kronprinzen war von ihm ausgegangen. Wer den Roman kennt, wird wissen, was das heißen will! Ich meine damit: von welchem vorurteilsfreien Standpunkt — wenigstens in jenen Tagen — die zeitgenössische Litteratur in diesen hohen Kreisen angesehen und beurteilt wurde. — Nun war der Übergang zur Politik gebahnt. „Er habe von dem Herzog gehört, daß ich mit den Führern der liberalen Partei eng liiert sei. Er werde jetzt mehr als früher mit diesen Herren sich beschäftigen müssen. Es interessiere ihn, von mir einiges über sie zu hören.“ Er nannte unter anderen: Virchow, Twesten, Lasker, Löwe-Calbe, Duncker. Ich entgegnete, daß ich auf eine enge Verbindung mit diesen Herren, wie er sie meine, schon um deswillen keinen Anspruch erheben könne, weil ich nicht fachmäßiger Politiker; meine Beziehung zu denselben also auch wesentlich freundschaftlicher Natur sei, wohlverstanden: zu einigen derselben, während ich mich mit anderen nur gesellschaftlich gelegentlich

berühre. — „Gleichviel," sagte der Kronprinz, „so sagen Sie, was Sie wissen. Es interessiert mich alles. Fangen Sie mit Löwe-Calbe an!" Nun konnte mir nichts gelegener sein, da ich von den Genannten gerade meinen lieben Freund und Hausarzt weitaus am besten kannte. So gab ich denn von ihm eine kurze und, ich durfte mir heimlich eingestehen, zutreffende Schilderung. Sie mußte auch dem Kronprinzen gefallen haben. Ich solle jetzt weiter von anderen berichten. Ich versuchte nach besten Kräften der schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Der Kronprinz hatte mich nur von Zeit zu Zeit durch klug gestellte Fragen eher angeeifert als unterbrochen, bis er eine Äußerung that, aus der, wenn er auch das Wort selbst nicht nannte, doch klar hervorging, daß er jene Männer insgesamt, ihrer wahren Gesinnung nach, für Republikaner halte. Ich hatte vom ersten Momente der Unterredung dem so gütigen, so freundlichen Herrn gegenüber nicht eine Spur von Scheu empfunden. So scheute ich mich denn jetzt nicht, zu erwidern, daß diese seine Ansicht auf einem Irrtum beruhe. Daß, so viel ich wisse, — und ich glaubte, in diesem Punkte meiner Sache absolut sicher zu sein — jener Verdacht auch nicht auf einen einzigen der in Rede Stehenden zutreffe. Daß sie ohne Ausnahme selbstverständlich freisinnige, aber durchaus loyale Männer seien, vielleicht nicht in dem Sinne einer ausgesprochenen persönlichen Anhänglichkeit an das Königshaus, — die ja auch wohl immer zu ihrem Gedeihen einer besonderen Pflege und specieller treibender Umstände und günstiger Verhältnisse bedürfe, — wohl aber in dem der festen Überzeugung

von der Notwendigkeit eines starken Königtums für die Wohlfahrt Deutschlands im allgemeinen und Preußens im besonderen. — Einmal in die Posastimmung hineingeraten, wagte ich hinzuzufügen: Die Loyalität des deutschen Volkes hat sich doch auch in den Wirren von 48 mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen aufs klarste bewährt. Sie wird sich, angesichts so ungeheurer Güter, die auf dem Spiel stehen, abermals ebenso bewähren. An dieser Loyalität zweifeln, heißt: sich Schwierigkeiten schaffen, wo keine sind. Dahingegen die Regierenden, wenn sie, wie sie dürfen, von dem festen Glauben an dieselbe ausgehen, in ihrer Berechnung der Konzessionen, die sie darauf hin dem Volke machen können, und dessen, was sie von ihrem Standpunkt ihm vorenthalten zu müssen glauben, kaum jemals irren werden. Oder, hätte ein Irrtum stattgefunden, so dürfte derselbe ohne große Schwierigkeit zu reparieren sein. — „Sie vergessen, unterbrach mich der Kronprinz lebhaft, ein Moment, bei dem der gute Wille hinüber und herüber, den Sie vorauszusetzen scheinen, denn doch nicht zutreffen dürfte: die Social-Demokratie. Das wundert mich bei dem Verfasser von ‚In Reih' und Glied'." — Ich war von dem so wichtigen Einwand betroffen; faßte mich aber alsbald und erwiderte: Königliche Hoheit, es steht geschrieben: es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe. In meinem bescheidenen Wirkungskreise habe ich immer gefunden, daß, wenn man sich den einen Tag redlich geplagt hat, die Aufgabe, die der nächste Tag stellt, uns immer bereit findet. — Der Kronprinz stand einen Moment nachdenklich. Dann reichte

er mir mit dem gütigsten Lächeln nochmals die Hand. Ich verbeugte mich; die Unterredung war zu Ende und der Zweck, um dessenwillen ich wohl diesmal zum Koburger Hofe befohlen war, erreicht. Es hätte denn zur Komplettierung desselben auch die längere Unterredung gehört, mit der mich nach dem Diner die Kronprinzessin beehrte, und in welcher abermals von den „Problematischen Naturen“ und meinen sonstigen litterarischen Bestrebungen die Rede war, zuletzt von dem Lyceum, welches die hohe Frau — ich erinnere mich nicht mehr genau, ob zu gründen in Begriff war, oder eben begründet hatte.

Es ist begreiflich, daß mir, als ich mich nach diesem für mich immerhin merkwürdigen Abend zu Bett legte, der Wunsch kam, es hätte mir, als ich damals vor achtzehn Jahren in Bonn mit quälenden Zweifelssorgen in meine Zukunft starrte, ein freundlicher Genius die eben durchlebten Stunden im Traume gezeigt mit der Versicherung, es werde das Traumbild einmal Wirklichkeit werden. Wie so viel lichter wäre der dunkle, rauhe Pfad gewesen, den ich mich bis hierher durchzuringen hatte! Aber freilich, wo bliebe dann das bischen Verdienst, das sich der Mensch, wenn überhaupt, so doch nur durch die Zähigkeit erringt, mit der er seinem Ziele nachstrebt, ohne sich durch die Abgründe, die rechts und links klaffen, und durch die Warnungsrufe der besorgten Freunde schrecken zu lassen?

Den geistigen Gehalt des vierten Jahres, das ich so notgedrungen auf der Universität zubrachte, kann ich für mich mit wenigen Worten bezeichnen. Er bestand in einem nicht durchweg, aber doch im ganzen konsequenten nnd logischen Fortbau meiner Studien auf dem Fundamente, das ich in Bonn gelegt hatte. Soll ich wiederum dies Fundament bestimmen, so möchte ich sagen: es war die Liebe und Verehrung der (speciell griechischen) klassischen Kunst und Poesie, mit der ich mein Gemüt erfüllt. Ich war mir bereits damals klar bewußt, daß, was ich auch erstreben und erringen möchte, aus diesem Bann nicht herausfallen dürfe; daß ich allem, was ich einmal schaffen möchte, dieses Geistes einen Hauch einzuflößen suchen würde. Dazu die Erkenntnis, daß das zu Erstrebende und womöglich zu Erringende ein Gewaltiges sei, da ich nicht mehr und nicht weniger darunter verstand als das ganze moderne Leben, welches ich erfaßt und begriffen haben müsse, bevor ich an die poetische Wiedergabe denken dürfe, die ich in keinem anderen Lichte sah, als in dem für unsere modernen Zwecke modifizierten der klassischen Dichtung.

Hier nun muß ich es abermals als einen jener ganz besonderen Glücksfälle, an denen mein Leben nicht arm ist, betrachten, daß, während ich mich fortwährend mit diesen Gedanken trug, ich am schwarzen Brett im Vestibule der Universität Wilhelm von Humboldts „Ästhetische Versuche" als verkäuflich angezeigt fand, die ich sofort erstand. Dem kundigen Leser brauche ich den ungeheuren Eindruck nicht zu

schildern, den das herrliche Werk gerade in dieser Periode meines Bildungsprozesses auf mich machen mußte. Hier fand ich das von einem feinsten Geiste in seiner höchsten Reinheit erfaßte Schema der griechischen Poesie angewandt auf ein modernes Poem, das heißt also: an einem bestimmten Fall die Möglichkeit dessen nachgewiesen, was ich als Postulat in Zukunft für mich selbst erstrebte: als ein Bürger unserer Zeit dichten zu können, ohne der Sonne Homers den Rücken zu kehren. Nachdem ich einmal diesen Grundgedanken des genialen Werkes mir zu eigen gemacht, wurde mir das andere — auch die schwierigeren Partien — spielend leicht. Ja, ich durfte mir eingestehen, daß ich so manches von dem reichen Inhalt nicht bloß geahnt, sondern mir bereits vorher zu begrifflicher Klarheit gebracht hatte. Auf die neue mächtige Anregung hin revidierte ich nun sorgfältig die ästhetischen Schriften Lessings, Schillers, Goethes, die ich sämtlich bereits gelesen. Leider blieb auch diesmal Herder aus, den ich erst viel später kennen lernte, wie denn dergleichen wunderliche Sprünge und Risse bei einem Studium, das doch wesentlich autodidaktisch war, leider nicht wohl vermieden werden konnten. Aber auch so öffnete sich dem Prüfenden, Ansicht gegen Ansicht seiner Autoritäten Abwägenden ein reiches Feld der Belehrung und Erkenntnis, wobei ich dann zu meinem Schrecken zum erstenmale in meinem Leben in eine starke Differenz mit meinem geliebten, hochverehrten Schiller geriet. Es handelte sich aber um folgendes. Wenn nach Humboldts Ansicht, die ich für absolut richtig halten mußte, die Kunst kein anderes

Organon hat als die Phantasie, die eine besondere Potenz des menschlichen Geistes ist, wie Verstand und Vernunft, und, wie jene, sich nur nach dem ihr immanenten Gesetz offenbaren kann, wie war denn der Dualismus der naiven und sentimentalischen Poesie, den Schiller statuierte, möglich? Daß die Kunst sich in den verschiedenen Künsten auseinanderlegen müsse, um sich voll objektivieren zu können; daß weiter die Dichtkunst in sich wieder aus demselben Grunde die Teilung in Lyrik, Epos und Drama einzugehen habe, leuchtete mir durchaus ein, ebenso wie das specielle Gepräge, welches jedes dichterische Werk durch den individuellen Genius seines Schöpfers, durch den Geist der Zeit, in welcher der Genius schafft und wirkt, schließlich durch die Art des Volkes, dem er angehört, empfängt. Doch dies waren nur Modifikationen und Submodifikationen der einen identischen Substanz. Die Aufgabe blieb immer dieselbe: dem Objekt gerecht zu werden; es vollkommen, d. h. künstlerisch darzustellen. Was Schiller aber wollte, schien mir darauf hinauszulaufen, daß dem Subjekt dem Objekt gegenüber ein souveränes Recht einzuräumen sei, kraft dessen es mit dem Objekt im Grunde machen könne, was ihm beliebe. Dann war nach meiner Ansicht nicht bloß von naiver und sentimentalischer Dichtungsart zu reden, sondern von so vielen Dichtungsarten, als es dichtende Individuen giebt. Das mochte man ja auch als einen Standpunkt gelten lassen. Der meine war es nicht, und ich hielt dafür, es könne auch der Schillers nicht in Wirklichkeit, sondern nur mißverständlich in einem übel geratenen Essay gewesen sein. Denn

weshalb sonst sein unabläſſiges Streben, sich über die fundamentalen Gesetze der Dichtkunst in ihren verschiedenen Modifikationen klar zu machen? Wo sich die souveräne Willkür des Subjekts auf den Thron setzt, wie kann da noch von Gesetzen die Rede sein? Nein! es gab nicht eine naive und sentimentalische Dichtkunst; es gab nur eine gute und eine schlechte Art zu dichten, oder, es anders auszudrücken: eine, die dem Objekt gerecht wird, und eine, die es nicht wird und nicht werden kann, weil sie es nicht liebevoll erfaßt, sondern dies und das und alles mögliche in dasselbe hineinlegt, vielmehr hineinzulegen versucht, was, da es nichts mit ihm zu thun hat und also auch nicht hineingeht, nun als subjektive Fetzen und Lappen um das Objekt herumhängt.

Daß dies nicht posthume Gedanken sind, die ich dem jungen Studenten andichte, sondern er sie wirklich gehabt und auch formuliert hat, dafür ist mir der vollgültige Beweis ein Aufsatz, den ich in jenen Tagen über „Objektivität in der Dichtkunst" schrieb, und den ich nachträglich, als ich mich bereits wiederholt im Roman versucht, einer Umarbeitung in besonderer Beziehung zu diesem unterwarf. Nicht zu seinem Vorteil. Der erste Entwurf war umfassender, gründlicher und philosophischer als die zweite Redaktion, die jetzt in meinen „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Objektivität im Roman" figuriert.

Noch ein zweiter Aufsatz ebenda verdankt dieser Zeit seine Entstehung. Es ist der über den „Humor". Damit verhielt es sich nun folgendermaßen.

Ich glaubte in der Darstellung der Theorie der Dichtkunst, wie sie Humboldt in den „Versuchen" giebt,

eine Lücke entdeckt zu haben, die eben den Humor betraf. Nicht, daß er diesen Begriff nicht hin und wieder streifte; aber gerade, daß er ihn nur streifte; nicht sich mit ihm auseinandersetzte, den Leser im Dunkel ließ, was er sich eigentlich unter Humor, und wie er sich Stellung und Bedeutung desselben in der Poesie zu denken habe, hatte mich stutzig gemacht. Und doch hätte ich mich darüber so gern belehrt gesehen. Ich war bei meinen englischen Studien ein eifriger Leser und enthusiastischer Bewunderer von Dickens geworden. Eben war sein wundervoller Copperfield erschienen, den ich verschlang. Auch an Thackeray war ich geraten und weiter zurück an die sogenannten englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts: Fielding, Smollet, Sterne; in Lichtenberg und Rabener, in Jean Paul und Thümmel hatte ich mich hineinzulesen bemüht. Hier war doch zweifellos etwas, das aus dem poetischen Schema, wie es unsere Klassiker festgestellt und praktisch geübt hatten, wenn nicht völlig herausfiel, so doch ganz gewiß in demselben nicht so ohne weiteres unterzubringen war. Wie verhielt es sich damit? War es Poesie, was diese Schriftsteller boten, so mußte das Schema erweitert werden. Aber vielleicht war es keine; oder doch nur soweit, als es in das Schema paßte, d. h. sich noch als vollgültige Darstellung des Objektes auswies. Und wo es das nicht that, hatten jene eben nicht als Dichter gearbeitet, sondern etwas geliefert, das höchst geistreich, höchst ergötzlich sein mochte, aber darum noch keine Poesie zu sein brauchte, vielmehr etwas anderes war, das begriffen, definiert, seine Stelle, wenn nicht im Kanon

der Poesie, so doch in dem Ganzen des menschlichen Geistes- und Gemütslebens angewiesen haben wollte.

Das ging mir fortwährend im Kopf herum. Da ich mit der schwierigen Sache für mein Teil nicht zu stande kommen konnte, suchte ich Rat bei anderen und las nun zum erstenmale Vischers Ästhetik, so weit sie damals erschienen war; geriet dann an Weiße, an Solger, an Arnold Ruge, ich weiß nicht, an wen noch alles. Es war eine saure Arbeit, die nur langsam aus der Stelle rückte. Denn wenn ich kaum ein paar Seiten gelesen, hatte sich in meinem Geiste schon so viel aufgehäuft, was den Behauptungen der Herren teilweise, oder größtenteils, oder völlig widersprach, daß ich zur Feder griff, um zu Papier zu bringen, wie ich die Sachen ansah und meinte, daß sie angesehen werden müßten. Trotzdem, oder vielleicht gerade weil ich mich in fortwährendem Kampfe mit meinen Lehrern befand, lernte ich mancherlei, wurde mir über vieles klar, nur leider nicht über das, was ich eigentlich allein suchte. Im Gegenteil. Je mehr dieser gewichtigen Zeugen ich über Natur, Wesen, Bedeutung jenes wunderlichen Wesens abhörte, das alle gleicherweise Humor nannten, um unter dem gleichen Namen jeder etwas anderes zu verstehen, desto dunkler und geheimnisvoller wurde mir die ganze Angelegenheit, ja, schien sich mir zuletzt in einen dialektischen Hexensabbat aufzulösen, in welchem die gelehrten Herren herumtaumelten, von dem Kobold, den sie zu haschen hofften, an der Nase geführt. Da machte ich denn die Bücher zu, entschlossen, dem Dinge auf meine Weise beizukommen. So entstand der obengenannte Aufsatz, wiederum nicht in der

Gestalt, in welcher er jetzt vorliegt, sondern in einer weit umfangreicheren, von der ich lebhaft bedauere, daß sie sich unter meinen Papieren nicht mehr vorfindet. Ich erinnere mich aber, daß ich, auf die bekannte Ben Jonsonsche Definition des Humors: „As when some one peculiar quality“ u. s. w. zurückgreifend, erst einmal eine Psychologie desselben zu geben und klar zu legen versuchte, welche Stellung er im Total der menschlichen Seele einnimmt. Ob er ein einfaches oder zusammengesetztes sei, und wenn das letztere, woraus er sich zusammensetze? Weiter: ob er jeder menschlichen Seele als solcher eigen, oder sich nur bei besonders qualifizierten Individuen, wenn auch in sehr verschiedener Gradation, finde? Wobei ferner zu erwägen, ob für die Entfesselung des latenten oder Steigerung des bereits aktuellen Humors gewisse Bedingungen notwendig und welches dieselben sein möchten? Weiter: ob diese Bedingungen, wie für die Individuen, so für ganze Völker mutatis mutandis dieselben seien? Aus welcher letzteren Erkenntnis, wenn sie sich erlangen ließe, zu erklären wäre, weshalb manche Völker vor anderen mit der Gabe des Humors ausgestattet sind, und wiederum in diesen Völkern der Humor in gewissen Perioden sich mächtiger äußert als in anderen, wo er in geringerer Stärke und Fülle auftritt, vielleicht wohl ganz zu verschwinden scheint. In Summa: der Humor ist eine besondere Stimmung des menschlichen Gemütes, wie die Liebe, die religiöse Andacht und andere mehr, die, wie diese auch, in ihrem ersten natürlichen physiologisch-psychologischen Stande mit der Poesie, als solcher, nichts zu schaffen hat; wohl

aber, wie jene auch, in dieselbe eingehen kann. Fragt sich: wie weit vermag das die specifische, Humor genannte Stimmung?

Dies war der erste Teil des Aufsatzes, der bereits eine ganze Anzahl Bogen füllte. Der zweite Teil war nur skizziert. Er handelte eben über die Fähigkeit des Humors, sich mit der Kunst überhaupt und speciell der Poesie zu verbinden, wobei dann der Nachweis geliefert werden sollte, daß diese Verbindung nur zu einem gewissen, noch dazu ziemlich beschränkten Grade möglich sei. Der Nachweis stützte sich einmal auf Gründe, die aus der Natur der Sache a priori resultierten; sodann auf die Autorität unserer Klassiker, besonders Goethes, und seinen Ausspruch, daß der Humor zuletzt die Kunst zerstöre; schließlich auf eine Analyse einiger hervorragender Werke der sogenannten Humoristen. Diese Partie hielt ich wohl mit Recht für besonders schwierig. Sollte doch hier eine strenge Scheidung vorgenommen werden zwischen dem, was noch poetisch, d. h. durch Darstellung zu stande gekommen, und dem anderen, was nicht mehr in die dichterische Form geflossen war, weil es der Phantasie einen Stoff geboten, den diese in ihrem Feuer nicht hatte schmelzen und bewältigen können, und sich eben dadurch als humoristisches Produkt auswies. Es war dies mithin eine Probe auf die Richtigkeit und praktische Anwendbarkeit der in den vorhergehenden Abschnitten aufgestellten theoretischen Sätze. — Schließlich war noch ein dritter Teil in Aussicht genommen, in welchem ich die Herren Ästhetiker, die einen solchen Unfug mit dem Begriff Humor getrieben, feierlich ad absurdum führen wollte.

Ich weiß sehr wohl, daß, was ich hier eben klar zu legen versucht, wenig oder gar nicht geeignet ist, den zu interessieren, der nur die fertigen Gemälde sehen will und nicht darnach fragt, wie viele und welche Stadien sie bis dahin durchlaufen mußten. Dem wißbegierigen Laien aber, der sich über das Werden eines Schriftstellers und das Zustandekommen seiner Werke unterrichten möchte, konnte ich die obigen Auseinandersetzungen nicht ersparen. Hatte ich mir doch durch diese jugendlichen Forschungen, so unvollständig und dilettantenhaft sie waren, immerhin den Standpunkt erobert, von dem sich mir die weitesten Blicke in die Gebiete der Kunst nach allen Seiten öffneten! Darf ich doch ohne Übertreibung sagen: das Mal, das ich mir auf diesem Standpunkte errichtet, ist mir das Wahrzeichen gewesen, an welchem ich mich, wohin ich auch in dem weiten Bezirke schweifte, immer wieder zurecht fand! Der Kenner wiederum wird ohne weiteres wissen, wie ich das verstehe, und in meinen Werken unschwer die Partien bezeichnen, wo ich den richtigen Kurs streng eingehalten habe, und die anderen, wo ich von ihm mehr oder weniger weit abgeirrt bin.

Und nun bemerke ich zu meiner Beschämung, daß ich in ganz unepischer Weise verabsäumt habe, zu berichten, wo der Leser das Atelier zu suchen hat, in welchem der junge Mensch, der gern Künstler geworden wäre, so eifrig die Farben rieb, die Pinsel spitzte und die alten Schulgelehrten abkanzelte. Es befand sich aber in Berlins damaligem (und, ich glaube, auch jetzigen) quartier latin, zu dem doch wohl

unzweifelhaft die Marienstraße gehörte und gehört. Berlin als zeitweiligen Aufenthaltsort hatte ich nicht sowohl gewählt, sondern war einfach meinem Bernhard, der mit mir zugleich Bonn verlassen, gefolgt. Nicht bloß nach Berlin, sondern auch in die genannte Straße und dasselbe Haus, in welchem wir, drei Treppen hoch, er auf der einen, ich auf der anderen Seite, bei verschiedenen Wirtsleuten unsere Wohnungen hatten. Diese Trennung in der Vereinigung ist für unser Verhältnis so bezeichnend, wie, daß wir fortfuhren und bis zum Ende seines Lebens*) fortgefahren haben, uns mündlich und schriftlich das feierliche „Sie" zu geben.

Meine wenig zahlreichen früheren gesellschaftlichen Beziehungen hatte ich nicht wieder aufgenommen. Sie waren nicht eben fesselnd gewesen; überdies wußte ich, daß in Berlin meines Bleibens doch nicht sein würde. Es befanden sich auch noch einige Bonner Bekannte zur Zeit in Berlin; aber wir sahen einander kaum. Sie standen jetzt alle mehr oder weniger nahe vor dem ersten Examen. Wenn das auch kein unüberwindliches Hindernis gemeinschaftlichen Verkehrs gewesen wäre, so war es umsomehr die Bemerkung, welche ich zu meiner Verwunderung machen mußte, daß sie sich — zweifellos auf Rechnung des bevorstehenden kritischen Augenblickes — im Handumdrehen, so zu sagen, aus den freisinnigen Jünglingen von damals in überaus loyale, höchst

---

*) Bernhard Schallehn starb in verhältnismäßig noch jungen Jahren als Preußischer Geheimer Ober-Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium.

konservative Staatsbürger verwandelt hatten, die es sehr übel vermerkten, wenn man sie an ihre einstige Schwärmerei für Max Stirner's: „Der Einzige und sein Eigentum" und ähnliche Jugendthorheiten erinnerte. Nur einer machte insofern eine rühmliche Ausnahme, als er der nötigen Veränderung mit seinem inneren Menschen doch eine humoristische Seite abzugewinnen wußte; aber auch mit ihm kam ich wenig zusammen. Meine ganze Zeit gehörte meinen Studien und meiner Freundschaft.

Sie stand, soweit sie mich betraf und von mir abhing, auf ihrem Höhepunkt. Ich durfte mit dieser meiner schwärmerischen Neigung Don Carlos und jedes Dichtergebilde enthusiastischer Freundschaft kühn in die Schranken fordern. Ich dachte beständig an ihn und niemals inniger, als wenn ich mich am tiefsten in meine Studien vergraben hatte. Denn dann durchglühte mich völlig die Gier nach Schätzen, die ich nur finden wollte, sie ihm darzubieten, damit er seine Freude daran habe, damit der glückliche Finder ein Wort des Lobes aus seinem lieben Munde höre. Ihm trug ich alles zu; ihm legte ich alles zur Prüfung vor; für ihn war mir keine Mühe zu schwer. Als er zu Weihnachten auf vierzehn Tage nach Haus reiste, saß ich Tag und Nacht, um ihn bei seiner Rückkehr mit einem mächtigen Stück Übersetzung des Copperfield überraschen zu können, da er kein Englisch verstand, eine gedruckte Übertragung noch nicht erschienen war, und er doch auch das köstliche Buch, soweit in meinen Kräften lag, genießen sollte. Es waren meine glücklichsten Stunden, wenn er des Abends — meistens spät — zu mir herüberkam, und

ich mit ihm bis tief in die Nacht hinein — zur häufigen Verzweiflung, fürchte ich, meines bedauernswerten Stubennachbars, — was ich tagsüber gearbeitet durchsprechen durfte. Ein feinsinnigerer, verständnisvollerer Zuhörer als er, mochte nicht leicht gefunden werden. Und beschränkte er sich doch wahrlich nicht auf das Zuhören! Da er sich mit Leichtigkeit auch in eine fremde Materie hineinzuleben verstand, erwuchs mir nicht selten in ihm ein furchtbarer Widersacher, der mitleidlos die Unsicherheit des Fundamentes, auf dem ich baute, bloßlegte, oder die Verstiegenheit der Schlüsse, zu denen ich mich berechtigt glaubte, verspottete. Eine besondere Lust gewährte es mir, wenn ich ihn in diesen Disputen soweit gebracht hatte, daß er beinahe heftig wurde. Ich fühlte mich ihm dann um so näher. Es war die Wonne jener Stunden, die ich einst mit Adalbert genossen hatte, nur, wie mir deuchte, so viel reiner, ätherischerer.

Und Adalbert? Er war gewiß fern. Wie würde ich sonst wohl den alten Freund über dem neuen soweit vergessen, nicht wenigstens versucht haben, ihn den dritten in unserm Bunde sein zu lassen!

Ich schäme mich, es zu sagen: er war in Berlin, wenige Straßen von mir entfernt. Wir hatten uns in den ersten Tagen meiner neuen Anwesenheit ein paarmal gesehen und — sahen uns nicht mehr.

Ein Autobiograph kann nicht den Sonnenuhren gleichen, die bekanntlich nur die heiteren Stunden anzeigen. Es war aber eine dunkelste Stunde in meinem Leben, als ich den Brief schrieb, der mich auf Jahre von dem herrlichen Menschen trennte.

Verzeihen kann und werde ich mir diese Grausamkeit nie. Aber an Entschuldigungsgründen fehlt es ja dem Übelthäter selten, und so glaubte ich auch damals, die verschiedensten und triftigsten auf meiner Seite zu haben.

Eines war unabweislich und hätte von einem unbefangenen objektiven Prüfer des Falles anerkannt werden müssen: wir hatten uns während der Zeit von zwei und einem halben Jahre, die wir getrennt gewesen, trotz des lebhaften Briefwechsels, weit von einander entfernt. Von Haus aus menschenscheu, durch seine ökonomischen Verhältnisse eingezwängt, in seine Studien vergraben, war er derselbe geblieben; vielmehr: er hatte die Ecken und Schroffen seines Wesens nur noch schärfer und rauher ausgestaltet. Seine Anschauung von Welt und Menschen war dieselbe durch und durch originelle, aber auch trostlos einseitig-pessimistische, wie immer. In Hinsicht der litterarischen Dinge war es nicht anders: was er bewundernswert gefunden, war noch bewundernswert; was er verachtet hatte, verachtete er noch. Nach keiner Seite hatte er seine ästhetischen Einsichten erweitert; in keiner Weise seinen Standpunkt erhöht. Nun mag man von meinen Studien und ihren Resultaten denken wie man will — man wird mir das Zeugnis nicht verweigern können, daß ich mich redlich bemüht hatte, vorwärts zu kommen, tiefer in die Tiefe zu steigen, weiter in die Breite das Gebiet meiner Erkenntnis zu entfalten. Daran hatte ich zwei Jahre rastloser Arbeit gesetzt; ich wußte, daß mein Leben nicht ausreichen würde, auszugestalten, was ich so in meinem Geiste wälzte. Wer mir bei

der ungeheuren Arbeit helfen wollte, konnte und half — er war mir ein Gottgesandter. Wer es nicht wollte und nicht konnte — ich brauchte in ihm noch nicht einen Feind zu sehen; aber mein Freund — nein, das konnte er auch nicht mehr sein. Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, das allein ist wahre Freundschaft, hatte Sallust gesagt. Und er hatte nach meiner Ansicht recht. Und ich hatte recht, wenn ich jemand, mochte er mir früher noch so wert gewesen sein, ich ihm noch soviel zu verdanken haben, seinen Weg gehen ließ und den meinigen ging, jetzt, da unsre Wege nicht mehr dieselben waren.

Und so, als Antwort auf ein rührend schönes Gedicht, in welchem er an die Erinnerung der Stralsunder Tage appelliert hatte und sich beklagt, daß, die einst unzertrennlich gewesen, jetzt aneinander vorüberhuschten, scheuen Gespenstern gleich, schrieb ich jenen Brief. Es war keine Absage. Gott bewahre! Es sollte nur für unser Verhältnis, wie es sich im Laufe der Jahre verändert, eine neue Basis gefunden werden. Es war ein feiner, diplomatischer, gut stilisierter, von anmaßlicher Lebens- und Menschenkenntnis triefender — mit einem Worte: ein abscheulicher Brief. Die Antwort faßte in wenige Zeilen die Empörung eines stolzen, tief gekränkten Herzens. Die letzte lautete: „Ich muß Dir schließlich ein aufrichtiges Kompliment machen, das Dich vielleicht über das andere, das ich Dir habe sagen müssen, tröstet: Deinen Brief könnte Goethe geschrieben haben". — Was das in seinem Munde sagen wollte, wußte ich nur zu gut. Es war das Härteste,

Bitterſte. Selbſt Poet genug, um Goethes Dichtergröße bis zu einem gewiſſen Punkte zu würdigen, war ſeine rauhe Al-Hafi-Seele von jeher mit Grimm gegen den Menſchen Goethe erfüllt geweſen, den er einen Weichling und Schwächling nannte. Es hatte das oft einen Gegenſtand des Streites zwiſchen uns abgegeben. Jetzt hielt ich mich vollends für gerechtfertigt. Wie er Goethe nie verſtanden hat, und verſtehen wird, ſo hat er dich nie verſtanden und wird dich nie verſtehen, ſprach ich bei mir.

Was war das Wahre von der Sache? Einfach dies: ich hatte den alten Freund dem neuen geopfert, wie ein flatterhafter Mann der ſchöneren und jüngeren Geliebten die ältere zum Opfer bringt. Nun hat ja freilich die Freundſchaft vor der Liebe den großen Vorzug, daß ſie viel weniger einſeitig, ausſchließlich iſt, ihr gleichmäßigerer Pulsſchlag das Herz nicht ſo leicht den Sieg über den Kopf davon tragen läßt. Aber wohlgemerkt: die Freundſchaft, wie wir ſie in ſpäteren Jahren kennen, ſchätzen und pflegen. Bei jungen Leuten, zumal wenn ſie von einer wahren großen Liebesleidenſchaft noch nicht erfaßt geweſen ſind, ſieht die Freundſchaftsempfindung der der Liebe oft zum Verwechſeln ähnlich und partizipiert, wie an der Glut, ſo auch an den Tollheiten und dem Frevelmut der Liebe. Das iſt die pſychologiſche Erklärung meines damaligen Betragens, welches freilich, weil es erklärt, noch lange nicht entſchuldigt iſt. So bin ich denn dem Schickſal dankbar, daß es mir Zeit gewährte, den begangenen Frevel einzuſehen, zu bereuen und wieder gut zu machen, ſoweit dergleichen wieder gut zu machen iſt. —

Als nun der Frühling kam, und das Semester zu Ende ging, geschah, was ich vorausgesehen: der Vater wünschte meine Übersiedelung nach Greifswald. Was ihn dazu veranlaßte, hat er weder damals noch später ausgesprochen; es war auch für mich nicht nötig. Ich kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, worauf dies hinaussollte. Es mit einem Worte zu sagen: er setzte auf diesen abermaligen und letzten Universitätswechsel seine letzte Hoffnung. Wie kurz und wenig ausgiebig auch meine paar Briefe aus Berlin gewesen, soviel hatte er doch herausgelesen, daß ich mich mit allem möglichen beschäftigen mochte, aber gewiß nicht mit dem, was zu einem Examen nötig war. Und doch sah er und konnte auch von seinem Standpunkte nur in der Absolvierung eines Examens für mich ein Heil, vielmehr: das Heil sehen. Wenn er auch nicht gerade fürchtete, daß ich in Berlin Geld und Zeit in thörichten Zerstreuungen zersplittere, so fürchtete er doch desto mehr die zerstreuende Atmosphäre der Großstadt für jemand, der, wie ich, nach seiner Ansicht nur zu geneigt war, allen möglichen Hirngespinnsten nachzujagen, und darüber nicht zu der Konzentration zu kommen, ohne die man ja denn freilich auf Erden nichts zu stande bringt, unter anderem: auch kein Examen. Diese Konzentration, hoffte er, solle mir das stille Greifswald gewähren. Und dann lebten ihm dort so viele wackere Leute, in deren Häusern ich verkehren, mich wieder in das Familien-, das bürgerliche Leben eingewöhnen, mit Schrecken erkennen würde, wie weit ich von demselben abgeirrt, und daß es die höchste Zeit, umzukehren, einzulenken, kurz: ein vernünftiger Mensch zu werden.

So mußte denn also von Berlin geschieden sein, an das mich in der That nichts fesselte als meine Freundschaft. Und sonst vielleicht noch das Theater, dessen häufiger Besuch meine einzige Zerstreuung gewesen war, und das allerdings (ich spreche vom königlichen Schauspielhause) zu jener Zeit einen hellsten Silberblick seines wechselvollen Daseins bot. Doch das und was damit zusammenhängt, gehört in ein anderes Kapitel. Nur dürfte es hier der Ort sein, eines Pagenstreiches Erwähnung zu thun, zu dem mich das böse Theater verleitete.

Der König Lear wurde damals häufiger gegeben. Döring und Rott alternierten in der Titelrolle. Der Lear war mein Fall. Ich darf sagen: ich hatte ein Studium auf ihn verwandt. Selbstverständlich war ich mit der Aufführung sehr unzufrieden. Ich würde es auch gewesen sein, wenn sie noch zehnmal so gut gewesen wäre. In meiner Phantasie war das alles so unendlich viel schöner, grandioser, schrecklicher. Das mußte ich doch den Leuten sagen. Und daß man gestrichen habe, was man nun und nimmermehr streichen dürfe, zusammengezogen habe, was ein für allemal auseinander bleiben müsse. Und daß, wenn schon Döring nicht auf der Höhe seiner Rolle stand, ein mittelmäßiger, bombastischer Schauspieler, wie Rott — nun war ich da, wohin ich eigentlich wollte. Der arme Rott, die arme Intendanz! sie bekamen fürchterliche Dinge zu hören, um so fürchterlichere, als es — nach meiner Meinung — alles goldechte Wahrheiten waren. Die endlich einmal frank und frei herausgesagt zu haben, mir das Publikum, in erster Linie die Zeitung danken würde,

welche ich mit der Veröffentlichung meiner Kritik — es war aber ein kleiner Essay — zu beglücken gedachte. Ich siegelte mein Manuskript ein und schickte es an — ich weiß wohl noch welche Zeitung, aber der Name thut nichts zur Sache. Dann ging ich in dem Bewußtsein einer guten That nach Hause, mich still des Lichtes freuend, das am folgenden Tage über Berlin aufgehen würde. Der folgende Tag kam, die Zeitung erschien — ohne meinen Aufsatz. Wohl! so schnell geht das am Ende nicht. Vorläufig ist man auf der Redaktion aus dem Stadium der Verwunderung noch nicht heraus. Das allzu helle Licht hat die Herren geblendet. Man muß ihnen Zeit lassen, wieder zu sich selbst zu kommen. Ich ließ ihnen Zeit. Die Herren ließen sich ebenfalls Zeit; so lange, daß ich wohl oder übel inne werden mußte, es könne von den zweien nur eines möglich sein: entweder war die Welt noch nicht reif für meine Weisheit, oder meine Weisheit noch nicht reif für die Welt. Der Helm des Mambrinus saß mir gerade noch locker genug, mich einsehen zu lassen, daß das letztere Glied der Alternative denn doch die größere Wahrscheinlichkeit für sich habe.

Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: mein erster Versuch, als Schriftsteller in die Öffentlichkeit zu dringen, war kläglich gescheitert.

Eine Thatsache, die mich tief beschämte. Jetzt danke ich Gott dafür, daß es so gekommen ist; daß ich der Gefahr entrann, mich für etwas zu halten, als ich noch nichts war; daß ich, bevor ich an mein Ziel — das erste wirkliche Aufblinken nur meines Zieles — gelangte, noch eine lange und rauhe

Bahn zu durchmessen hatte, auf der ich meine Kräfte in ehrlicher, bescheidener Arbeit üben und stählen durfte.

Da war ich denn in dem Grünwald meiner Romane. Ich hatte in der Stadt, von der ich wohl gespottet habe, sie sei so still, daß man das Gras zwischen den Pflastersteinen wachsen hören könne, mich noch in einem ganz besonders stillen Winkel eingemietet: gegenüber einer Kirche, auf deren Friedhof die Fenster meines Wohnzimmers gingen, und deren behagliches Bim und Baum mir keine mephistophelischen Schmerzen machte. Und wenn die paar Monate, die ich in dieser Idylle verbrachte, mir auch jetzt wie „ein verschollener Traum“ erscheinen mögen — es war ein anmutiger Traum, dessen heiteres Nachgefühl mich noch lange durch das Leben begleitet hat und in meinen ersten Novellen und in so manchem Kapitel der „Problematischen Naturen“ nun so weiter klingt.

Es können sich wenige meiner Leser erinnern, wie schön der Sommer des Jahres einundfünfzig war. Wenn es einmal regnete, so war es nur, die durstige Welt zu erquicken; die fast totale Sonnenfinsterniß, die an einem strahlendsten Frühnachmittage eintrat, machte den Eindruck eines Schirmes, den man zwischen sich und einen glühenden Ofen schiebt. Mein Nerven- und Empfindungsleben hat von jeher in engster, mir oft peinlich unbequemer Relation mit den atmosphärischen Bedingungen gestanden. Als

Kind verfiel ich bei einem schweren Gewitter unweigerlich in tiefen Schlaf, und noch jetzt spüre ich ein heraufziehendes stundenlang, bevor es zum Ausbruch kommt. So wirkte denn jener köstliche Sommer mit seinem fast ausnahmslos hohen Barometerstande wundersam erfrischend und belebend auf mich, der ich während des Winters in Berlin ein rechter Stubenhocker geworden war. Ich möchte sagen: es während der ganzen letzten drei Jahre gewesen war, wenn ich das Leben, das ich geführt, verglich mit dem, welches mir einstmals die Heimat gewährte. Und jetzt hatte ich wieder Heimatboden unter den Füßen! Die tiefsinnige Wahrheit der alten Sage von dem Erdensohn, dem von der Berührung mit der Mutter neue Kraft sich durch die Glieder ergoß, bewährt sich bei jedem von uns, auch wenn wir sonst keine Riesen sind. Das Säuseln des Windes in den hohen Buchen und Eichen des Parkes von Eldena; das Rauschen des Meeres, das ich in einer Viertelstunde erreichen konnte; das Wallen der Kornbreiten, die sich wieder endlos vor mir dehnten — mein Gott, wie hatte ich das alles nur so lang entbehren können! Wie spannten sich Ohr und Auge, das alles wieder zu umfassen, in mich einzusaugen! Wie hatte ich den trockenen Ton, den mir nun jahrelang die Bücher gemurmelt, so herzlich satt! Wie schwoll mir das Herz nun, da ich wieder der Stimme der Natur lauschen, wieder Mensch unter den lieben Menschen der Heimat sein durfte!

Zwar meine eigentlichste Heimat, mein Elternhaus! Ach, es war mein Elternhaus nicht mehr! Die geliebte Mutter war nicht mehr! In den Räumen, die

sie inne gehabt, wohnte jetzt der Vater. Ich hatte ihn nun doch stark gealtert gefunden: ein vereinsamter Mann, aus dessen Leben der Sonnenschein gewichen war. Ein paar wenige peinliche Tage, die ich nach den langen drei Jahren wieder in dem verödeten Hause zubrachte. Der erneute Schmerz um die verlorene Unvergeßliche, den ich doch in mich verschließen zu müssen glaubte, jedenfalls verschloß, preßte mir das schon beklemmte Herz noch mehr zusammen. Zwischen dem Vater und mir hatte sich sofort wieder jenes sonderbare Verhältnis herausgestellt, welches bereits während meiner letzten Schuljahre zwischen uns bestanden, und das ich seinerzeit zu schildern versucht habe: von meiner Seite aufrichtigste Achtung und herzlichste Liebe, die sich nicht zu äußern weiß und hinter einer formvollen Höflichkeit scheu verbirgt; von seiner: ganz gewiß nicht minder herzlichen Liebe, die nicht an Erwiderung glaubt und nun auch ihrerseits in einer Zurückhaltung, welche, weil sie wider die Natur ist, zu den seltsamsten Formen ihre Zuflucht nimmt, den so unnötigen, für nötig gehaltenen Schutz sucht. Aus einem so bewölkten Himmel konnte mir nicht einmal voll erquicklich, wie es sonst der Fall gewesen wäre und später in schönster Weise der Fall war, ein inzwischen aufgegangener Stern leuchten. Als ich vor drei Jahren das elterliche Haus verließ, war unsere Schwester noch ein halbes Kind gewesen, das ich freilich zärtlich liebte und dem auf jede Weise als ein um sechs Jahre älterer Bruder gefällig und förderlich zu sein ich mich beeifert hatte. Nun fand ich sie zur Jungfrau herangeblüht, ein hochgewachsenes

schlankes Mädchen, aus deren großen blauen Augen das reinste Gemüt und der hellste Verstand leuchteten; der Mittelpunkt ihres Freundinnenkreises, den sie, ohne jegliche Anmaßung, absolut beherrschte, und von dem sie, ohne daß es sie im geringsten eitel gemacht hätte, angebetet wurde. Und gerade so, wie sie wegen ihrer eminenten Gaben die Bewunderung ihrer Lehrer gewesen war, erregte sie jetzt wieder durch ihr musikalisches Talent das Staunen der betreffenden Kreise. Ich, wie gesagt, sah leider in diesen Tagen den Schatz, der mich später so reich machen sollte, nur blinken, ohne die Kraft und freilich auch ohne die Zeit, ihn zu heben. Aber der Abglanz fiel doch immerhin in meine Greifswalder Tage hinein und half ihre sonnige Helligkeit vermehren.

In einem hatte der gute Vater soweit recht gehabt: ich würde in den Häusern der Gefreundeten wieder Geschmack und Freude an dem Familientreiben gewinnen, dem ich in der That durch mein Einsiedlerleben der letzten Jahre so gut wie entfremdet war. Ich wurde, als meines verehrten Vaters Sohn, überall aufs freundlichste bewillkommnet und that mein mögliches, mich so gütigen Empfanges würdig zu beweisen. Die alte sonderbare Erfahrung, daß ich mit den jungen und jüngsten Leuten auf dem besten Fuße stehen konnte, und mich zugleich die älteren und alten als einen betrachteten, der, wenn er gleich nicht zu ihnen gehörte, doch in ihrer Gesellschaft wohl aufzunehmen und mit ihrem Vertrauen zu beehren sei, wiederholte sich von neuem. Das führte denn hinüber und herüber zu

wunderlichen Situationen und Verhältnissen, wie ich denn überhaupt von dieser Zeit im allgemeinen zu sagen habe, daß sie mit dem Stoff und dem Duft der „Problematischen Naturen“ und der novellistischen Vorgänger angefüllt ist, und ich umsomehr mit allem Fleiß darauf bedacht sein muß, Wahrheit und Dichtung wenigstens hier auseinander zu halten, als es mir, wie wir alsbald sehen werden, in der Wirklichkeit nicht gelingen wollte.

Eine große Freude bereitete es mir, in seiner Vaterstadt meinen lieben Freund aus dem ersten Studiensemester in Berlin, Ludwig Ziemssen, vorzufinden. Er war an dem Gymnasium angestellt oder lehrte doch wenigstens an demselben. Wie in meinem elterlichen Hause die Mutter, fehlte in seinem der Vater, ein weiland angesehener Rechtsanwalt. Die Mutter lebte zusammen mit drei erwachsenen Söhnen. Sie war seit Monaten auf Reisen, und die Söhne führten zur Zeit eine Art von wohlgeordneter Junggesellenwirtschaft, an deren Ungezwungenheit und Behaglichkeit ich reichlichsten Anteil nehmen durfte. Ludwig Ziemssen hat in einem kleinen Essay über mich, den er im Jahre 86 in „Nord und Süd“ veröffentlichte, ein ausgeführtes Porträt von mir aus jener Greifswalder Zeit geliefert. Ich kann es hier nicht mitteilen, nicht, weil ich es nicht für ähnlich hielte, sondern weil es, im Gegensatz zu dem von dem guten Strodtmann grau in grau gezeichneten, in so warmen Farben gehalten ist, daß ich in den Verdacht geraten möchte, auch das für mich in Anspruch nehmen zu wollen, was mir doch nur das Wohlwollen der Freundschaft geliehen hat. Und als

ein treuer Freund erwies sich mir auch jetzt der liebenswürdige Mann, an den ich mich nun mit einem Vertrauen wenden konnte, zu dem mir in Berlin der Mut noch gefehlt hatte. Er verhehlte mir nicht, daß er den Wunsch meines Vaters vollkommen berechtigt finde. Was aber die Poeterei betreffe, nun, von den Schuhen, die Hans Sachs gefertigt, habe sich, seines Wissens, keiner erhalten, dafür eine sehr erkleckliche Anzahl dichterischer Werke, von denen einige bekanntlich nicht gar so übel seien. Hatte das der Schuhmacher zu stande gebracht, weshalb solle es dem Schulmeister mißlingen? Ich wisse doch sehr wohl, daß, wenn er so spreche, er es pro domo thue. — Das wußte ich freilich; indessen, meinte ich: was ihm so schön gelinge, dürfte mir eben so häßlich mißglücken, wozu denn bei meiner leidenschaftlich einseitigen Art die größte Wahrscheinlichkeit sei. Überdies würde auch die Reue zu spät kommen. In keiner Weise sei ich zu einem Examen vorbereitet; habe ich doch den Fuß nie in ein philologisches Seminar gesetzt! Nun wurde freilich auch der sanguinische Freund stutzig. Ist doch das Seminar die eigentliche hohe Schule für den Philologen, das Tempeladyton, in welchem dem Jünger die wirklichen esoterischen Geheimnisse erschlossen, ihn die stärksten Künste gelehrt werden, auf die hin der Geist des Altertums erscheinen muß, er mag wollen oder nicht. Da war denn freilich guter Rat teuer; so schwierige Dinge ließen sich nicht im Handumdrehen, auch bei dem besten Willen, herbeischaffen. Dann solle ich wenigstens promovieren; das erfordere, so zu sagen, der einfachste Anstand. Ich wollte das

nicht zugeben. Dieser ohne Verletzung des Anstandes nicht zu missende Doktortitel sei ein Zopf, wie andere Zöpfe auch. Ein echt deutscher Zopf. Wer in aller Welt frage einen Lamartine, einen Victor Hugo; einen Dickens, einen Thackeray, ob er rite promotus? Selbst unser Lessing habe es nur bis zu dem Magister gebracht, was ich für mein Teil bedauere, da der freieste aller freien Schriftsteller auch von diesem Titel hätte freibleiben sollen. Das eben sei ja das Unglück unserer Litteratur, daß ihr der Schulzopf immer hinten hange; sie sich ihre Weisheit aus der Studierstube und nicht vom Markt des Lebens hole. — Was sollte der Freund auf solche Tiraden erwidern? Aber was seine Höflichkeit verschwieg, ich hatte es doch von den feinen stummen Lippen gelesen: so mag sprechen, der die Beweise seiner Kraft und seines Könnens geliefert hat. Welche hast du uns aufzuweisen? — Nun denn: es sollte wenigstens nicht von mir gesagt werden können, daß ich jenes Allerheiligste nur aus Furcht nicht betreten, und ging hin und meldete mich zu dem Seminar, in welchem Professor U. den Horaz traktierte. Ich bekam auch alsbald eine der Oden zu der üblichen Interpretation. Es war für mich ein arges Wagestück. Seit ich von der Schule war, hatte ich keine Zeile Latein geschrieben, lateinisch kaum sprechen hören und gar nicht selbst gesprochen. Aber das half nun nicht. Es mußte sein. So holte ich mir denn die nötigen Bücher, saß eine Woche, leimte zusammen, braute das obligate Ragout von anderer Schmaus und tischte es, als die Stunde gekommen, dem Herrn Professor und den Kommilitonen auf. Zu meinem aufrichtigen

Erstaunen und heimlichen Ergötzen schien alles der Ordnung gemäß: der Herr Professor fand meine deutsche metrische Übersetzung, die auch zur Sache gehörte, vortrefflich und entschied in der Disputation in den meisten Fällen für mich, gegen meine beiden Opponenten. Ich machte, als alles zu Ende war, meine Verbeugung, nahm meine Bücher unter den Arm und — ward im philologischen Seminar nie wieder gesehen. — Wohl! aber die Dissertation? Sollte sich dieser oder jener meiner berliner Aufsätze nicht zu einer solchen zustutzen lassen? Ich sah sie mir darauf hin an. Der eine, der von der Objektivität, lief in eine Polemik gegen Schiller aus; damit konnte man sich doch ohne Pietätlosigkeit nicht wohl introducieren. Der zweite, der über den Humor, endete gar mit einer sehr unverblümten Verhöhnung der Universitätsphilosophie, ganz im Sinne Schopenhauers, von dem ich übrigens noch keine Zeile gelesen hatte. Das durfte mich auch nicht gerade empfehlen. Und, daß ichs nur gestehe: als ich diese in stürmischer Eile geschriebenen Aufsätze nun mit dem kritischen Blick zu sehen versuchte, dem sie doch ausgeliefert werden sollten, erschienen sie mir, wie sie ja auch zweifellos waren: gewagt bis zur Tollkühnheit und dabei doch lückenhaft, wissenschaftlich schwach fundamentiert, mit einem Worte: für den betreffenden Zweck unbrauchbar. Dem hätte ja nun freilich mit Fleiß, Geduld und Zeit abgeholfen werden können; nur daß mir leider von all diesen kostbaren Dingen augenblicklich wenig zur Verfügung stand. Das schöne bunte Leben, das mir die offenen Arme so fröhlich entgegenstreckte, lockte mich gar zu sehr, und ich hatte

einen Gefährten gefunden, wie ihn jemand, der sich des Lebens freuen will, nicht passender wünschen kann. Es war der Albert Timm der Problematischen Naturen, den ich im Roman, weil es die Sache zu erfordern schien, einen Bösewicht werden lasse, was er in Wirklichkeit durchaus nicht war. Sonst habe ich ihn abkonterfeit von Kopf zu Fuß, so gut ich es vermochte: mit seiner unverwüstlichen köstlichen Laune, seiner Sicherstelligkeit, die sich schlechterdings durch nichts verblüffen ließ und der Lebensgier, der, ach! unersättlichen Lebensgier, die sich denn schließlich, wie das zu sein pflegt, größer erwies als sein Vermögen in jeder Bedeutung des Wortes und ihren Sklaven in die Verbannung und ins Elend schleppte. Er mag viel gesündigt haben, gegen niemand mehr als gegen sich selbst; ich aber wäre der letzte, der einen Stein auf ihn werfen dürfte. Das habe ich denn auch, dem Himmel dank, nie gethan; dafür in desto freudigerer Erinnerung die vielen Stunden bewahrt, in denen mich sein Geist, sein Witz, sein toller Humor vergessen ließ, daß darüber die Nacht verging und das Frühlicht bereits durch die Fenster blickte. Und ist es doch auch so schön, das sommerliche Frühlicht, wenn es den auf der Wallpromenade Heimkehrenden heller und heller durch die Wipfel der Bäume schimmert, in deren dichtem Gezweig die Vögel zu zwitschern beginnen; nun ein roter Streifen über dem anderen am östlichen Himmel das Nahen der Herrlichen verkündet und den Schwärmer daran erinnert, daß er leider nur ein Mensch ist und, während sie in alle Ewigkeit so weiter strahlt und leuchtet, er die Nacht, die er zum Tag gemacht, vorausficht-

lich mit einem nächtlich verdüsterten Tage wird bezahlen müssen.

Nun geschah etwas, das, obgleich es an sich nichts weniger als wunderbar, im Gegenteil das einfachste, natürlichste, notwendigste Ding von der Welt war, mich doch, als es eintrat, mit einem ungeheuren Staunen erfüllte.

Man kennt Arnold Böcklins köstliches Bild „Panischer Schrecken". Ich schildere es nach einer Besprechung in der Nationalzeitnng von 1861 (ich glaube: von Titus Ullrich), die mir zur Hand ist: „Eine wüste, steinige Landschaft des alten Arkadiens, wie wir annehmen wollen. Es ist heller, stiller, in seiner Stille unheimlicher Mittag, die Stunde des Pan: eine weiße Gespensterstunde. Und eine solche vergegenwärtigt uns der Maler in voller Wahrheit, indem wir einen Hirten erblicken, welchem Pan leibhaftig, über einen Felsengrat emporsteigend, erscheint, und der in der furchtbarsten Todesangst aus dieser wundersamen Einöde und von seiner Herde fort von dannen stürzt."

Vergleiche und Bilder decken sich bekanntlich niemals mit dem, was sie erklären und darstellen wollen. Das ist denn auch, und sogar recht sehr, hier der Fall. Böcklins Bild und was mir begegnete, decken sich nur darin, daß uns beiden, ich meine: seinem arkadischen Hirten, und mir, als wir es durchaus nicht erwarteten, der Gott erschien. Unser Gott, das heißt: jedem der seine. Dem Hirten der, unter dessen

Herrschaft er und seine Herde, sein Gewerbe, kurz alles, was seine Existenz ausmachte, unbedingt stand; und mir, der mir auch Pan, will sagen: alles war, und mich so unbedingt in seiner Botmäßigkeit hatte, wie nur ein göttlicher Gebieter seinen menschlichen Sklaven haben kann. Das ist das dritte des Vergleichs, Anfang und Ende der Beziehung des Bildes auf mich und meinen Fall.

Mein Fall war aber der.

Während ich meine philologischen Schafe weidete, hatte ich von dem hirtlichen Vorrecht, bei der Ausübung seines Metiers träumen zu dürfen, den entsprechenden Gebrauch gemacht, und die Verkörperung meiner Träume in der Gestalt einer anmutigsten jugendlichsten Dame gefunden. Ich hatte ihre holde Bekanntschaft auf einem ländlichen Familienfeste an einem dritten Orte gemacht, auch später mehrfach Gelegenheit gehabt, ihr als Gast in dem gastlichen Hause ihres Vaters meine Huldigungen darzubringen. Oder, es kurz zu sagen: ich hatte vom ersten Augenblicke an eine leidenschaftlichste Liebe für das entzückende Geschöpf gefaßt. Ob diese meine Liebe erwidert wurde, gehört schon um deshalb nicht zur Sache, weil ich in jugendlich selbstquälerischer Überspanntheit an diese Erwiderung nicht glaubte, was denn auch in Anbetracht meiner dunklen, aussichtslosen Lage gegenüber dem reichen, adligen Mädchen, das seine Ansprüche sehr hoch stellen durfte, soweit recht vernünftig war. Nur daß bekanntlich die schönsten Vernunftgründe, die er seiner Leidenschaft entgegenhält, einen Jüngling nicht verhindern, sich dieser Leidenschaft grenzenlos hinzugeben und, hoff-

nungslos, wie er seine Leidenschaft weiß, sich grenzenlos unglücklich zu fühlen. Das heißt: grenzenlos unglücklich zu sein, denn, wenn je, so gilt in solcher Lage das Faustische Wort: Gefühl ist alles.

Nun kann, wie nicht minder bekannt, Ruhe, Lust und Harmonien, die Amor dem armen Menschenherzen entwendet, nur Apoll wiedergeben. Aber ich hatte ja seit Jahren seinem Dienste, in aller Demut freilich, doch immerhin entsagt und glaubte, er habe sein Antlitz von mir gewendet. Da erbarmte sich meiner der Gott. Sehend, daß ich ohne einen kräftigen Anstoß nicht zu bewegen sein würde, aus meiner Zaghaftigkeit herauszutreten; daß ich, wie einer, der während einer langen Krankheit das Gehen verlernt hat, für den ersten Schritt einer Anlehnung bedürfe, spielte er mir Freiligraths köstliche Übertragung von Tennysons wundervollem Gedicht „Clara Vere“ in die Hände. Ich las es, sah im Spiegel der Dichtung meine eigene Liebe, mein eigenes Leid, und nach vierzehn Tagen war meine Novelle mit dem gleichen Titel fertig. Wie ich es zu stande gebracht, in der kurzen Zeit ein Buch, das denn doch beinahe dreihundert Seiten umfaßt, niederzuschreiben — sogar zweimal: denn ich hatte zuerst ein Brouillon in der Abbreviaturschrift, wie man sie sich beim Kollegienheftschreiben angewöhnt, hingeworfen und von diesem eine saubere Kopie genommen — ist mir unerklärlich.

Ich muß mir die Analyse dieser meiner ersten dichterischen Arbeit, die nach so manchen mißglückten, zum Feuertode oder sonst zur Vernichtung verurteilten Vorgängerinnen in die Öffentlichkeit gelangte, bis zum zweiten Bande ersparen, wo sie im Zu-

sammenhang der Besprechungen der folgenden die passende Stelle finden wird. Hier kommt es auf ihren ästhetischen Wert oder Unwert so wenig an, als ich damals über denselben ein Urteil hatte. Ihre für mich ungeheure Bedeutung liegt ganz wo anders; sie war keine ästhetische, sondern eine moralische. Ausgestattet mit einem keineswegs harten Gewissen; nicht eben gegen das Urteil der Welt empfindlich, desto dringender aber der Übereinstimmung mit mir selbst bedürftig; so geartet, daß ich für eine Stunde, in der ich mit mir zufrieden war, hunderte trübster Selbstquälerei durchmachen mußte, hätte mich doch wohl die scheinbare Resultatlosigkeit meiner vier akademischen Jahre als ein böser Schatten durch die nächsten begleitet. Nun war dem Müssiggänger, dem Träumer doch eine That geglückt, eine von denen, deren er freilich noch viele zu thun gedachte, die aber doch, wie alles in der Welt, einmal einen Anfang nehmen mußten.

Und dieser Anfang fiel mit dem Ende der Lernjahre zusammen, da der Gesell sein Meisterstück zu liefern hat, das ja nicht deshalb so heißt, weil es ein meisterliches Stück: eines ist, wie es ein Meister liefern würde, sondern, weil es beweist, daß der Gesell seine Zeit nicht unnütz verstreichen ließ; daß er das Handwerk soweit versteht, um, wenn er so fortfährt, wohl einmal mit Ehren unter den Meistern genannt werden zu können.

Auch eine Doktor-Dissertation braucht kein epochemachendes Werk zu sein. Sie soll nur kund geben, daß der junge Mann das Zeug zu einem künftigen Gelehrten hat.

Nicht anders verhält es sich mit dem Marschallstabe, den bekanntlich der napoleonische Soldat im Tornister mit sich trug. Er wußte ohne Zweifel, daß nicht jeder Marschall werden könne. Er glaubte vielleicht nicht einmal, daß es ihm beschieden sei. Aber die bloße Möglichkeit davon war ein schönes Ding, das dem Mann im Kugelregen die Nerven stählte und, wenn die Angriffstrommel schlug, ihn mutig gegen den Feind marschieren ließ.

Was sie auch anderen sein mochte: mir war die fertige Arbeit Meisterstück, Doktor-Dissertation und Marschallstab — im Tornister.

Ende des ersten Bandes.

Der zweite Band erscheint im Frühjahr 1890.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedrich Spielhagen:

Sämtliche Werke

18 Bände, brosch. Mk. 60.—, eleg. geb. Mk. 78.—.

Daraus einzeln:

Band I. II. **Problematische Naturen.**
Band III. **Novellen I.** (Clara Vere, Auf der Düne, In der zwölften Stunde, Röschen vom Hofe.)
Band IV. **Die von Hohenstein.**
Band V. VI. **In Reih' und Glied.**
Band VII. **Skizzen, Geschichten** und **Gedichte.**
Band VIII. **Novellen II.** (Die schönen Amerikanerinnen, Hans und Grete, Die Dorfkokette, Deutsche Pioniere.)
Band IX. X. **Hammer und Amboß.**
Band XI. **Allzeit voran.**
Band XII. **Was die Schwalbe sang. Altimo.**
Band XIII. XIV. **Sturmflut.**
Band XV. **Platt Land.**
Band XVI. **Angela.**
Band XVII. **Ahlenhans.**
Band XVIII. **Quisisana. — Dramen.**
Supplement-Band: **Vermischte Schriften und Amerikanische Gedichte.**

Jeder Band brosch. Mk. 3.50, eleg. geb. Mk. 4.50.

Ausgewählte Romane.

9 Bände, brosch. Mk. 18.—, eleg. geb. Mk. 25.—

Inhalt:

Problematische Naturen, 2 Bände.
Die von Hohenstein.
Hammer und Amboß, 2 Bde.
In Reih' und Glied, 2 Bde.
Sturmflut, 2 Bände.

Auch in 61 Lieferungen à 30 Pf. zu beziehen.
Einzelne Bände von dieser Ausgabe werden nicht abgegeben.

Friedrich Spielhagen:

Ein litterarischer Essay

von Gustav Karpeles.

Mit dem Bildnis des Dichters. Brosch. Mk. 1.50.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedrich Spielhagen:

Was will das werden? 3 Bände. Brosch. Mk. 15.—, eleg. geb. Mk. 18.—.

An der Heilquelle. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Noblesse oblige. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Ein neuer Pharao. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Sturmflut. 3 Bände. Kab.-Ausg. Brosch. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 13.—.

Platt Land. 3 Bände. Kab.-Ausg. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 9.—.

Angela. 2 Bände. Kab.-Ausg. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.

Ahlenhans. 2 Bände. Kab.-Ausg. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.

Quisisana. Kab.-Ausg. Brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.
— Taschenausgabe. Brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Was die Schwalbe sang. Brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Das Skelett im Hause. Kab.-Ausg. Brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Beiträge zur Theorie und Technik des Romans. Brosch. Mk. 6.—, in eleg. Halbfz. Mk. 7.50.

Novellen

in wohlfeilen Volksausgaben

Altimo.
Deutsche Pioniere.
Drei Erzählungen.
Clara Vere.
In der zwölften Stunde.
Auf der Düne.
Röschen vom Hofe.
Die schönen Amerikanerinnen.
Hans und Grete.
Das Skelett im Hause.
Von Neapel bis Syrakus. (Reiseskizzen.)

Jeder Band brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.25.

Dramatische Werke.

Liebe für Liebe. — **Hans und Grete.** — **Gerettet.** à Band brosch. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 2.—.

Die Philosophin. Brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

19,5/25

Buchbinder-Lehrwerkstätte
Nikolausheim
Dürrlauingen bei Günzburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spielhagen, Friedrich,

Finder und Erfinder Erinnerungen aus meinem Leben

Bd.: 1

Leipzig 1890
Biogr. 1108 v-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11572929-8